



A. lat. a. 619 cc

(Horatius)

Weissenfels



H O R A Z.

(SEINE BEDEUTUNG

FÜR DAS

UNTERRICHTSZIEL DES GYMNASIUMS)

UND DIE

PRINCIPIEN SEINER SCHULERKLÄRUNG

VON

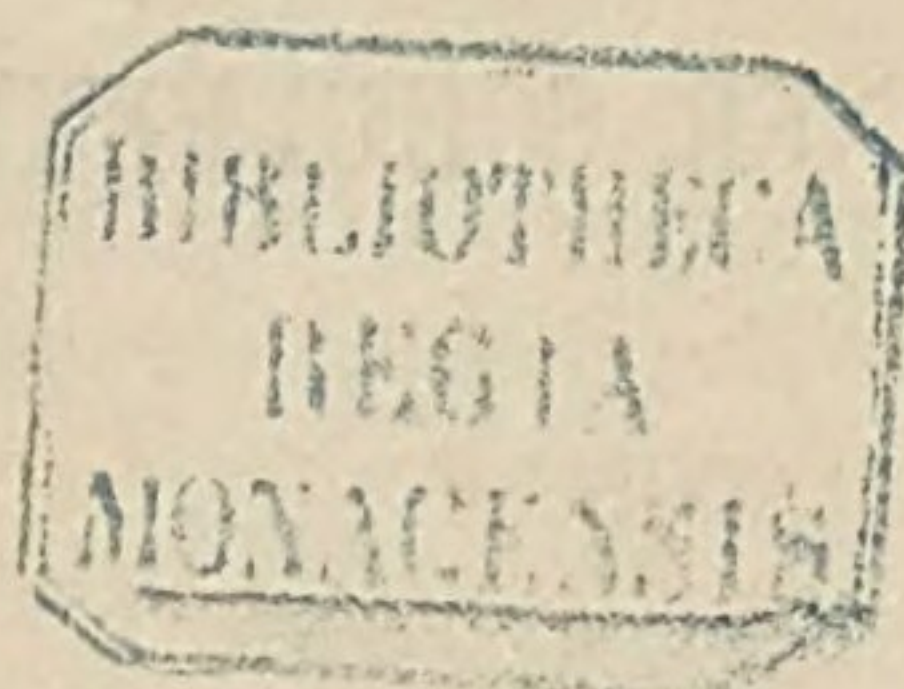
O. WEISSENFELS.

II. XII.

BERLIN.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1885.



Vorrede.

Das vorliegende Buch bietet die Erläuterung und, so zu sagen, den höheren Kursus zu dem kürzlich erschienenen (*Loci disputationis Horatianae ad discipulorum usus collecti brevibusque commentariis illustrati*), in welchem es meine Absicht war, die Horazlektüre für den lateinischen Aufsatz fruchtbar zu machen. Nach meiner Erfahrung wenigstens bietet Horaz reicheren, mannigfaltigeren und angenehmeren Stoff zum lateinischen Meditieren und Disputieren als irgend ein anderer von den auf der Schule gelesenen Schriftstellern. Jenes Buch nun hoffte dem Schüler ein nützlicher Berater und Vermittler zu werden auf der schwierigen Bahn des lateinischen Aufsatzes. Deshalb mußte es natürlich selbst zu ihm in lateinischer Sprache reden. Ohne ihm Ausführungen zu bieten, die er direkt in seine Aufsätze ohne eigene Verarbeitung hinübernehmen könnte, bannt es ihn doch kräftig in den Gedankenkreis der lateinischen Sprache, und indem es gewissermaßen die übermächtige und dem Lateinschreiben feindliche moderne Seele des Schülers für eine Weile in Schlummer legt, macht es die spröden, sprachbewältigenden Organe in ihm geschmeidig, damit er etwas leichter und sicherer die Bahn der fremden, alten Sprache wandeln lerne. Gleichwohl bietet es ihm nicht bloß eine Sammlung von lateinischen Wendungen, wie er sie bei Themen, welche der Horazlektüre entlehnt sind, nötig haben dürfte, sondern von den verschiedensten Punkten ausgehend regt es ihn an über die Worte hinaus bis zu den Gedanken dieses denkenden Dichters vorzudringen. Es verlohnte sich um so mehr, mit Horaz gerade diesen Versuch zu machen, als dieser, mit leidlichem Geschick von dem Lehrer ausgelegt, mit beson-

ders eindringlicher Stimme zu der Jugend redet und allen andern auf der Schule gelesenen Schriftstellern und Dichtern den Rang in der Gunst des Schülers streitig zu machen pflegt.

Das vorliegende Buch setzt sich ein wesentlich anderes Ziel. Ohne die Bedürfnisse des lateinischen Aufsatzes zu berücksichtigen, bemüht es sich vielmehr die fruchtbarsten Aufgaben und Ziele der Horazerkklärung zu finden, der Horazerkklärung nämlich, wie sie auf dem Gymnasium geübt werden soll. Man glaubt nicht mehr recht an die bildende Kraft der altklassischen Studien und findet allen Ernstes, daß die Hauptgegenstände des Gymnasialunterrichts, welche während ganzer neun Jahre wenigstens die beste Kraft des Schülers absorbieren, im allgemeinen nur sehr holzige Früchte tragen. Ja, mancher erleuchtete Freund edlerer Bildung, der durchaus zwischen direktem, praktischem Vorteil und idealem Gewinn zu unterscheiden weiß, fühlt dennoch heute seine Liebe zum Gymnasium schwinden und seufzt oft mit dem doch auch für das Altertum begeisterten Herder: „Märtyrer einer bloß lateinischen Erziehung! O könntet ihr alle laut klagen!“ Dazu kommt, daß aller Eifer späterer Jahre für den Schaden keinen Ersatz bieten kann, wenn die Erstlinge der Lernbegierde und Lernmunterkeit einem falschen Götzen geopfert sind. Denn unsere Seele kann bei ihrem unendlichen Durste nach Wahrheiten, wie derselbe Weise spricht, doch nie eine unendliche Menge derselben fassen. So kommt sie uns sehr bald wie ein beschriebenes Blatt vor, wo man am Rande und zwischen den Reihen freilich noch vieles Nützliche zuschreiben kann. „Aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben. Unglücklich, wenn man sagen muß, er ist beschmiert oder verschwendet: alsdann läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen, aber im ganzen ist der Schaden unersetzlich.“

Das Geheimnis einer gründlichen Interpretation auf dem Gymnasium, wie sie dem berechtigten Verlangen aller derer entspräche, welche an die fortlebende Kulturkraft des Altertums glauben, aber selbst nicht Philologen sind, würde darin bestehen, den großen Sinn des Ganzen dem Schüler zu enthüllen und das Einzelne im richtigen Verhältnisse zu diesem Hauptzwecke zu behandeln. Wie die Grammatiken neben den groß-

gedruckten Hauptsachen Anmerkungen mit kleiner und kleinster Schrift enthalten, so soll auch die Interpretation verschiedenartig betonen. Auch bei dieser giebt es, wie im Leben und in der Beredsamkeit, ein *πρόπον*. Der beste Interpret, wie die pädagogischen Rücksichten des Gymnasiums wenigstens ihn verlangen, würde dem besten Redner entsprechen, welchen Cicero in demjenigen erkennt, qui et humilia subtiliter et magna graviter et mediocria temperate potest dicere. Es wäre das freilich die ideale Aufgabe jeder Interpretation. Da aber die Philologie nach Erledigung der Hauptprobleme in ihrer natürlichen Entwicklung jetzt bei der subtilsten Erforschung des Einzelsten angelangt ist, hat sie den Charakter eines Humanitätsstudiums verloren und dafür den nüchternen einer Fachwissenschaft angenommen. Aus dem Schofse der ganzen Wissenschaft haben sich viele Kinder hervorgerungen, von denen jedes einzelne, ganz mit sich beschäftigt, mit emsiger Sorgfalt Wunderwerke mühsamen Fleißes spinnt. Auch die geistvollsten Universitätslehrer werden heute durch die fortwährende Berücksichtigung der philologischen Technik und weil fortwährend tausendfältiges Einzelnes zu prüfen, zu bekräftigen, zu widerlegen ist, daran verhindert, in jenem idealen Stile zu interpretieren, der allein einst die Begeisterung für das Altertum entzünden und diese Studien zur Grundlage jeder edleren Bildung machen konnte. Auch in den Seminarien der Universität wird den Bedürfnissen der philologischen Fachwissenschaft gedient und wohl nur selten die Interpretation im Sinne des Gymnasiums geübt¹⁾. Nach seinem Eintritt in die Schulthätigkeit muß dann

¹⁾ M. Haupt sagte zwar von Zeit zu Zeit in seinem Seminare, hier solle man sich üben zu interpretieren, wie man einst auf dem Gymnasium zu interpretieren haben würde. Allen, die mit mir damals in Berlin studierten, wird dieses Hauptsche Seminar in unvergeßlicher Erinnerung sein. Hier fand er fast noch häufiger Gelegenheit seine glänzenden Eigenschaften zu zeigen, als in seinen eigenen interpretierenden Vorlesungen. Dafs wir aber unter seiner Leitung den Horaz im Seminar so erklärten, wie man ihn auf dem Gymnasium erklären soll, kann ich heute, nachdem ich ihn fünfzehn Jahre lang mit Primanern gelesen habe, ganz und gar nicht finden, wiewohl mich schon damals diese von Zeit zu Zeit mit einem gewissen Nachdruck geäußerte Meinung Haupts, dies hier sei eine

der künftige Bildner der Jugend, sobald ihm neben dem eigentlichen Sprachunterrichte auch die Pflicht einer gründlichen Sacherklärung erwächst, einen großen Schritt selbständig thun. Er darf nicht im Sinne der Universität zu interpretieren versuchen. Wenn er es thut, so bietet er seinen Schülern damit zu viel — und zu wenig. Das mag paradox klingen. Aber die Gymnasialinterpretation liegt nicht wie ein kleinerer Kreis von dem größeren der Universitätsinterpretation umschlossen. Sie hat nichts mit den, so zu sagen, konventionell-wissenschaftlichen Fragen der Universitätsphilologie zu thun; nur die natürlichen, in dem Autor selbst liegenden Schwierigkeiten gehen sie an. Und wenn auch die Lehrer des Gymnasiums in pietätvollem Zusammenhange mit der Universitätsphilologie bleiben werden, so müssen sie sich doch andererseits mit kühnem Stolze sagen, daß ihre jetzige Stellung eine eigentümliche Idealität der Behandlungsweise verlangt, welche bei ihren früheren Studien auf der Universität eher hindernd als förderlich gewesen wäre.

Es ist eine Lebensfrage für die Gymnasien, daß man sich der Hoheit dieser Aufgabe bewußt bleibe, ohne sich auf nahe liegende Abwege zu verlieren. Die Fachwissenschaft wendet sich mit peinlicher Aufmerksamkeit auf das Einzelne und hat

Vorbereitung für das Gymnasium, regelmäsig stutzig machte. Die Texteskritik, die Widerlegung überflüssiger Konjekturen und übereilter Athetesen, die streitenden Meinungen der Gelehrten über die vorliegende Stelle, das war es, was uns vorwiegend beschäftigte. Eine geringfügige Einzelheit hielt uns oft eine ganze Stunde lang fest. Proportion aber in das Ganze der Erklärung zu bringen und das Viele, was angemerkt wurde, auf ein möglichst einheitliches Ziel zu lenken, das war unsere geringste Sorge. Die Geschichte der gelehrten Beschäftigung mit Horaz lernten wir deshalb in diesem Seminar besser kennen als den Horaz selbst. — Einige Jahre später wohnte ich auf einer Durchreise durch Heidelberg einer Sitzung des Köchlyschen Seminars bei. Man erklärte eine Horazode (Nunc est bibendum). Das Streben, dieses Stück Altertum zu beleben und gewissermaßen als etwas Gegenwärtiges zu empfinden, war unverkennbar. Die Einzelbemerkungen strebten mit bewußtem Nachdruck diesem Hauptziele zu. Man verlor überhaupt den Horaz nicht aus den Augen. Beim Herausgehen mußte ich mir gestehen, daß hier die Kunst der Erklärung in rationeller Weise geübt wurde.

als solche mit den innersten und heiligsten Interessen des Individuums nichts zu thun. Jede Äußerung interessierter Teilnahme hat sie deshalb Neigung als einen Raub an der Wissenschaft anzusehen. Aber sie verkennt ihre Lebensquelle, wenn sie ihrer eigentümlichen Tendenz kein Gegengewicht giebt. Auch in die äußersten Äste muß der aus dem Innern quellende Saft noch treiben, sonst verdorren sie und fallen ab. Wie die Fachwissenschaft also ohne ein kräftiges Gegengewicht sich in dürreste Trockenheit und ödeste Bedeutungslosigkeit verliert, so droht bei jener idealen Behandlung der Wissenschaft die Gefahr sich in phrasenhafte Nichtigkeit und in ein lügnerisches Pathos zu verlieren. Jeder Kulturtrieb, wie jeder Trieb in dem Innern des Einzelnen, erhält sich nur in der Bewegung. Von bescheidenen Anfängen entwickelt er sich früher oder später zur Reife. Auf diesem Punkte aber kann er sich nicht halten, wenn nicht, seine Despotie und Einseitigkeit zügelnd, sich davon verschiedene Triebe hinzugesellen. Hat er die Kraft alles Andersgeartete von sich fern zu halten und gänzlich zu überwinden, so muß er bald in die Periode des Verfalls treten und durch seine auf die Spitze getriebene Einseitigkeit zu Grunde gehen.

Man faßt den Begriff der Gründlichkeit in unserer Zeit zu eng und zu äußerlich. Die Wissenschaft, in deren Geiste auf dem Gymnasium die alten Schriftsteller interpretiert werden müssen, ist eine andere als die heute herrschende Wissenschaft¹⁾; aber gleichwohl steht sie der Idee der absoluten Wissenschaft näher als ihre für vornehmer geltende Schwester. Es zeugt demnach von wunderlicher Verkennung der geistigen Rangordnung, wenn Schulausgaben und Schulmänner durch Liebäugeln mit den neuesten kleinen Funden der Fachwissenschaft sich erst einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben bemüht sind. Es ist ein verhängnisvoller und die Wirkungskraft der Altertumsstudien auf dem Gymnasium arg schädigender Irrtum, wenn man glaubt, nur in dem Maße sei die Behandlung eines

¹⁾ Vergl. auch O. Frick, Pädagogische Aphorismen und Randglossen (Heft IV der Lehrproben und Lehrgänge, S. 3) und desselben Aphorismen zur Theorie eines Lehrplans (Heft V, S. 1—44).

Schriftstellers vor reiferen Schülern wissenschaftlich, als sie fachwissenschaftlich sei, nur in steter Anlehnung an die Fachwissenschaft, in respektvoller Unterordnung unter dieselbe könne sie sich vor Flachheit bewahren. Mit größerem Rechte kann man das Umgekehrte behaupten, daß alles Fachwissenschaftliche nur dann wissenschaftlich ist, wenn es aus seiner Zersplitterung sich zum Allgemeinen zurückfindet, daß das neue gefundene Besondere erst dann in den Körper der Wissenschaft eintritt, wenn auch in diesem kleinen, neu angewachsenen Gliede der Pulsschlag des gesamten Organismus, wenn auch leise, fühlbar wird.

Dieser Streit zwischen der Fachwissenschaft und der Bildung, in des Wortes edelster und vollster Bedeutung, gehört zu den charakteristischen Antinomien unserer Zeit. Wenn es irgendwem ziemt, den Indifferenzpunkt zwischen den beiden entgegengesetzten Polen zu finden, so ziemt es uns, den Schulmännern, welche die besten Jünglinge des Vaterlandes, ausgerüstet mit dem dämmernden Verständnis und der keimenden Fähigkeit für das Höchste, in das Leben oder in die Stätten der speziellen Wissenschaft entlassen sollen. Um uns brauchbar zu machen für die Leistungen, welche von uns verlangt werden dürfen, werden wir selbst uns grundsätzlich mehr im eigentlichen Körper der Wissenschaft aufhalten müssen, als an ihren Extremitäten, wo sie zunächst in sinnlich wahrnehmbarer Weise neue Triebe ansetzt. Weil aber andererseits die Stagnation auch im geistigen Leben Verkümmern und Tod bedeutet, müssen wir an der besonderen Forschung teilnehmend, ohne darin aufzugehen, unser Allgemeines stets zu verjüngen streben. Nicht dürfen wir uns im bequemen Besitze unseres Wissens festsetzen, sondern ohne Unterlaß sollen wir es immer wieder von neuem in uns erzeugen. So wird es davor bewahrt, sich zur Nichtigkeit des Phrasentums zu verflüchtigen, so wird es Samen ansetzen, der in die Seelen anderer verpflanzt, lebendig treibt und früher oder später aufgeht.

Bis zu welcher Grenze die fachwissenschaftlichen Probleme der heutigen Horazforschung auf der Schule vielleicht zuzulassen sind, ist in dem letzten Abschnitte untersucht worden. Was die Erklärung selbst betrifft, so setze ich ihr nicht als letztes

Ziel, aus Horaz das Zeitalter des Augustus kennen zu lehren oder gar nur ihn als Quelle für ein kleines Stück politischer und militärischer Geschichte auszunutzen. Das Beste an ihm und gerade das, was ihn geistvollen Männern aller Zeiten so lieb und wert gemacht hat, würde man, jenen Zielen zusteuernd, links und rechts liegen lassen müssen. Es gilt vielmehr die menschliche und dichterische Individualität des Horaz scharf zu erfassen. Ein so originell und klar ausgeprägter Typus, wie der seine, ist unschätzbar für die Bildung der werdenden Generationen. Das ist das eine Ziel. Doch darüber hinaus liegt ein höheres. Wer in Horaz' Gedichten und Sermonen den treuen Widerschein von Augustus' Zeitalter erblickt und ihn den Sohn jener Zeit nennt, befindet sich sicherlich im Irrtum. Auf Horaz ruht vielmehr der reine Geist des Altertums. Allerdings ist jeder seiner Zeit einen gewissen Tribut schuldig. So erscheint denn auch in ihm die edle Natürlichkeit des Altertums hin und wieder leise getrübt durch den Einfluß der Korruption. Von diesen Seiten jedoch braucht ihn die Schule nicht zu betrachten. Überdies sind diese Einwirkungen nicht über die Oberfläche seines Wesens hinausgedrungen, so daß man davon absehen darf, ohne Gefahr zu laufen sich sein Bild verschönernd zu verfälschen. Horaz ist uns auf der Schule also der Hauptrepräsentant antiker Denk- und Empfindungsweise. Als solchen muß ihn der Schüler verstehen lernen. Das ist das höhere Ziel. Dazu kommt, daß er ein glücklich resümierender Schriftsteller ist, welcher am Ausgange des eigentlichen Altertums in seiner der Hauptsache nach rein gebliebenen Natur die Hauptstrahlen antiken Kulturstreben sammelt. Damit hängt ein anderer Vorzug zusammen: ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit reflektiert er über die Tendenzen seines antiken Wesens. Das macht ihn wirkungskräftiger und vielseitiger in seinen Wirkungen für die reifere Jugend als die griechischen Originaldichter und Schriftsteller, welche nicht im vollen Bewußtsein ihrer Eigentümlichkeit schufen und deshalb eine zwar feinere, aber auch um vieles leisere Wirkung ausüben. Nicht als Vertreter des spezifischen Römertums sind die römischen Schriftsteller dem Gymnasium in erster Linie wertvoll, sondern als geschickte Vermittler der griechisch-römischen Kultur.

Doch nicht um bloßes Wissen handelt es sich in der lang-jährigen Beschäftigung mit der alten Sprache und Litteratur: dieses Wissen muß fruchtbar gemacht werden für die Erkenntnis und für die Gestaltung der modernen Natur. Hierzu aber finde ich von allen auf der Schule gelesenen römischen und griechischen Schriftstellern wiederum keinen geeigneter als den Horaz. Freilich muß man ihn, damit er diese Wirkung habe, der Jugend als philosophischen Dichter und auch als Ästhetiker zeigen. Was hindert uns aber dies zu thun? Welche bessere Vorbereitung giebt es für die Bacchanalien moderner Abstraktheit als die ehrliche Einfachheit des antiken Philosophierens? Und haben wir es denn so herrlich weit gebracht, daß wir auf diese natürlich gereifte und deshalb klare Lebensweisheit des Horaz wie auf eine abgestandene Philisterweisheit herabblicken dürften?

Berlin, im August 1885.

O. Weiffenfels.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel	1
1. Horaz, der beliebteste der römischen Dichter. Wegen seines reflektierenden und sammelnden Charakters ist er der Schulschriftsteller <i>καὶ ἐξοχήν</i>. Und doch ist wenig für seine methodische Behandlung auf der Schule geschehen. Die Schrift von Steiner, „Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horaz-Lektüre“. Schraders Gedanken über die Erklärung des Horaz. — 2. Die Kriterien des „Besten und Reinsten“ sind unsicher. Man muß sich über die Prinzipien der Horazerkklärung einigen. Dann ist es nicht nötig, die einzelnen Oden und Sermonen, welche gelesen werden dürfen, zusammenzustellen. Aus anderen Gründen ist es sogar zu widerraten, alle zwei Jahre genau dasselbe zu lesen. — 3. Es läßt sich gleichwohl ein Kanon des Vortrefflichsten aufstellen, welches innerhalb zweier Jahre absolviert werden muß, dazu müssen sich einzelne, besonders signifikante Stellen unter allen Umständen gesellen. In Bezug auf das Übrige muß Freiheit des Auswählens herrschen. Beispiele klassischer Stellen, welche Aufforderungen zur Besinnung und Vertiefung enthalten. — 4. Dem Schüler kann in zwei Jahren nicht alles von Horaz erklärt werden, und doch muß er den ganzen Horaz kennen lernen. Das Einzelne der Interpretation strebe zum Ganzen. Horaz selbst werde ein bedeutungsvoller Repräsentant des Altertums. Die Kenntnis von Horaz' Philosophie ist durchaus notwendig auch zum Verständnis seiner lyrischen Gedichte. — 5. Es ist ein Vorurteil, daß alle Oden des Horaz gelesen werden müssen. Hauptprinzip der Auswahl bei der Lektüre der Oden: nicht das „Reinste“, sondern das Bedeutsamste ist zu lesen. Die Sinnlichkeit der Horazischen Oden ist ungefährlich.	
Zweites Kapitel	21
6. Mit Vorsicht hingegen ist aus den ernstesten politischen Oden des Horaz auszuwählen, obgleich diese sämtlich sehr	

„rein“ sind. Historischer Gewinn läßt sich aus Horaz nur geringer ziehen und auch dieser nur durch Abbiegen von dem natürlichen Ziele der Erklärung. — 7. Horaz' Poesie trägt einen temperierten Charakter. Er ist ernster als er scheinen will. Auch im *grande genus* hat er manches Gute geleistet. Es ist nicht zu vermeiden, daß man beim Interpretieren an dem Gelesenen eine ästhetische Kritik übt. — 8. Beleuchtung der einzelnen politischen Oden. Man muß bei der Horazinterpretation der Versuchung widerstehen geographische und historische Repetitionen anzustellen. — 9. Weshalb politische Stoffe im allgemeinen für die Poesie unfruchtbar sind. Nur eine bestimmte Gattung von Kriegen und politischen Ereignissen ist für den Dichter brauchbar. Die Großthaten des Augustus eigneten sich wenig für eine poetische Verherrlichung. Nicht die äußere Größe, sondern die innere Bedeutsamkeit macht die poetischen Stoffe. — 10. Die religiöse Poesie des Horaz. Viele dieser Gedichte können als unbedeutend und frostig ungelesen bleiben. Horaz hat zwei Arten religiöser Poesie: ungemischte (offizielle Festgedichte voll konventioneller Feierlichkeit) und gemischte (solche sind die meisten Wein- und Liebesoden und die philosophischen Gedichte). Charakter der antiken Religiosität. — 11. Die Vorzüge seiner erotischen und sympotischen Poesie. Welche von diesen Gedichten von der Schule ausgeschlossen werden müssen. Die antike Sinnlichkeit, wo sie, wie bei Horaz, der Lüsternheit entbehrt, droht der Jugend keine Gefahr. Ihr Gegensatz zur sinnlich-geistigen Gefühlsmythik der modernen Dichter. Horaz muß auch das antike Empfinden kennen lehren. Er spiegelt das wahre Altertum wieder, nicht die Verderbnis einer gesunkenen Zeit. — 12. Die Epoden sind bis auf wenige Ausnahmen von der Schule auszuschließen. Überdies darf man die Sermonen als höhere Produkte der satirischen Anlage im Horaz betrachten. Zu andern Epoden findet man unter den Oden vollkommnere Gegenstücke. Der Archilochische Zorn der Epoden hat etwas Karikiertes. Über das 2te und 15te Gedicht dieser Sammlung.

Drittes Kapitel 57

13. Die Sermonen. Gegen die Meinung, daß diese zu schwer sind für die Schule. In mancher Hinsicht sind die Oden schwieriger als die Sermonen. — 14. Vor allem ist es wichtig, daß die Form der Sermonen gewürdigt werde. Hinter ihrer Nachlässigkeit birgt sich Kunst. Sie bieten das ideale Bild des Gesprächs, nicht aber ein treues Bild des wirklichen Ge-

sprächs gebildeter Römer von damals. Die temperierte Sprache der Sermonen. Die pathetischen Stellen der Sermonen. Horaz' Kunst im Erzählen. Die Versform der Sermonen. Eine rein poetische Wirkung beabsichtigte Horaz hier nicht. — Die Dispositionslosigkeit der Sermonen und die Freiheiten, die sie bei der Gedankenentwicklung nehmen. Dabei tragen sie doch den Charakter einer langsam gezeitigten Reife. Es ist zwischen natürlicher und künstlicher Disposition zu unterscheiden. Ebenso wenig als die peinliche Ordnungsliebe die moralische Tugend κατ' ἐξοχήν ist, ebenso wenig ist strenge Disponiertheit eine ästhetische Eigenschaft allerersten Ranges. — 16. Welche Bedeutung ist dem Charakter der von Horaz Angeredeten beizumessen? Es schauen uns aus dem Freundes- und Feindeskreise des Horaz keine mit greifbarer Klarheit gezeichneten Gesichter entgegen. Jedes reife Kunstwerk trägt den Schlüssel zu seinem Verständnis in sich. Man überschätze also nicht die Bedeutung der persönlichen Beziehungen. Horaz sucht stets in den Sermonen seinem Gegenstande ein höheres und allgemeines Interesse zu geben. — 17. Auch als Spiegel der Augusteischen Zeit überhaupt gefaßt, kann Horaz seine fruchtbarsten Seiten nicht enthüllen. Beispiele von vorwiegend zeitlichen Typen aus den Horazischen Satiren.

(Viertes Kapitel) 77

18. Was wir über Horaz selbst wissen, genügt zum Verständnis seiner Werke. Was er von sich selbst erzählt, betrifft nur Wesentliches und ist für das Erfassen seines geistigen Bildes von Bedeutung. — 19. Horaz' Vater. Horaz' Jugend in Venusia und Rom. Sein Aufenthalt in Athen. — 20. Horaz tribunus militum. Er hat sich, damals noch in Unkenntnis seiner wahren Natur, durch das Beispiel anderer offenbar fortreißen lassen, an jenem Feldzuge teilzunehmen. Doch soll man ihn wegen des „schimpflich weggeworfenen Schildes“ auch nicht für schimpflich feige halten. — Über die paupertas audax, die sein inspirierender Genius wurde. — 21. Seine Freundschaft mit Mäcenäs. Charakteristik des Mäcenäs. Horaz' Liebe zur Freiheit. Seine Urbanität. — Er ist der Lobredner, nicht der Schmeichler des Augustus. — Sein Leben war fortan zwischen Rom und seinem Sabinum geteilt. — Wie er selbst sein Leben auf dem Lande beschreibt.

Fünftes Kapitel 100

22. Die ungetrübte Natürlichkeit seiner Empfindungsweise macht den Horaz zu einem hervorragenden Repräsentanten des Altertums. Er überschätzt weder den Ruhm, noch den

Reichtum. Seine moralische Anlage wirkte kräftig auf seine intellektuelle Eigentümlichkeit ein. Seine Sinnlichkeit ist die des reinen Altertums und steht in der Mitte zwischen der maßlosen Sinnlichkeit des sinkenden Altertums und der idealen Vergeistigung, welcher das Christentum zustrebt. — 23. Horaz' Gedanken über die Liebe. Er selbst bekämpft die Ausschweifungen der Sinnlichkeit, freilich nicht mit den Gründen unseres Idealismus. — 24. In seiner Philosophie spiegelt sich sein Charakter. Seine maßhaltende Klugheit. Gegen die Sinnenlust kämpft er weder mit der plumpen Wut des Antisthenes, noch hält er den Sieg der Vernunft für so leicht wie Aristipp. Sein Temperament war weder feurig, noch phlegmatisch: er empfand mit natürlicher Wärme, war aber für eine echte, verzehrende Leidenschaft nicht gemacht. Die antike Liebespoesie im Vergleich zur modernen. Das Religiöse seiner Liebespoesie. Aber Venus ist ihm gleichwohl nicht bloß die Schönheit schaffende Göttin, sondern sie selbst und alle ihre holden Gaben und Genossen hindern die Weisheit. Horaz kehrt ihr früh den Rücken, doch nicht im übereifrigen Zorne des Neubekehrten. In den Anklagen des Davus (sat. II, 7) darf man nicht ein treues Bild des Horaz erblicken wollen. Mit welchem Rechte Horaz auch von seinem Standpunkte aus die altväterische Sitte und Ehrbarkeit preisen durfte. — 25. Die Gabe des Bacchus betrachtet er mit denselben Augen wie die Gaben der Venus. Seine sympotische Lyrik ist trotz vieler Nachahmungen im einzelnen sehr originell. Man muß diese Gedichte, um sie recht zu würdigen, als religiöse Gedichte betrachten, in denen sich das Ideal antiker Genußfreudigkeit und weltlicher Seligkeit spiegelt. — 26. Horaz verherrlicht die Mäfsigkeit der natürlichen Lebensweise mit der glücklichsten Nachdrücklichkeit. Er bekämpft die Begierde in allen ihren Gestalten. Seine vernünftige Gleichgültigkeit gegen den entbehrlichen und sorgenschaffenden Besitz.

Sechstes Kapitel 129

27. Wie Horaz selbst seinen Charakter schildert und über seine Fähigkeiten urteilt. Oft schreibt er sich mit heiterer Selbstironie allgemein menschliche Thorheiten zu, von welchen er gerade offenbar frei war. — Er hatte viele Freunde und liebte doch die Einsamkeit. — Er schrieb wenig und nur ungern einem anderen Impulse als dem der eigenen Natur gehorchend. Was er über die bescheidenen Grenzen seines Talentes sagt, ist mit Vorsicht aufzunehmen. — 28. Das psychologisch und ethisch Interessante ist die nährendste Speise

für die Jugend. Vor allem müssen die großen Grundsätze der antiken Moralphilosophie auf der obersten Stufe behandelt werden. Ohne diese kann man auch die Oden nicht erklären. Horaz' Ansichten über den Reichtum im Gegensatz zu den Cynikern und Stoikern. Das Schwankende im Begriff des naturgemäßen Lebens. Was Horaz mit Aristipp gemein hat, und was ihn von Aristipp unterscheidet. — 29. Wie Horaz über die Fortuna und ihre Güter denkt. Über den Geiz. So gleichgültig er gegen die Scheingüter eines raffinierten Kulturzustandes ist, eine so erregbare Empfindung besaß er für die täglichen, großen Wohlthaten der Natur. — 30. Horaz' Naturgefühl und seine Schwärmerei für das Landleben. Seine häufigen Aufforderungen des Todes eingedenk zu sein und die Gegenwart zu genießen.

Siebentes Kapitel 153

31. Horaz als Ästhetiker. Der elementare Charakter der ars poetica. Sie bietet einen vortrefflichen Kursus der ästhetischen Propädeutik; den gleichen Charakter einfacher Klarheit trägt die Ästhetik Lessings. — 32. Nichts hindert bei der Erklärung von Horaz' ästhetischen Grundsätzen auch der älteren römischen Litteratur einige Berücksichtigung zu schenken. Die litterarhistorischen Sermonen des Horaz behandeln Fragen, welche auch in der Entwicklung der modernen Litteraturen eine große Rolle gespielt haben. Horaz' Urteil über die älteren Dichter ist für jene Zeiten objektiv zu nennen. Die Fessel einer noch nicht gebildeten Sprache erscheint dem Horaz freilich nicht schwer genug. Trotz seiner Empfehlung der Griechen ist Horaz der Behandlung nationaler Stoffe nicht abgeneigt. Dem Lustspiel widerstrebte der Genius der römischen Sprache. — 33. Woher jener Kultus der Vergangenheit? Horaz' Beurteilung des Lucilius. Er leitet die Satire des Lucilius nicht ganz mit Recht von der Komödie des Aristophanes her. Die antike Auffassung des Staates. Die ältere und die neuere attische Komödie. Das Eigentümliche der Horazischen Satire. — 34. Vor allem aber darf man die epistula ad Pisones dem Schüler nicht vorenthalten. Die Spaziergänger methode des Horaz. Das lockere Gefüge des Ganzen, die Reife des Einzelnen. Das instinktive Disponieren klarer Köpfe reicht für die planmäßige Gestaltung eines größeren Ganzen meist aus. Versuch die eigentümlich weitgehende Kompositionslosigkeit dieser Epistel zu erklären. — 35. Analyse der Epistel. — 36. Genie und Regel. Durch die Theorie wird nach Horaz das Genie erst instand gesetzt

die Tendenz seines Wesens zu erfüllen. Horaz scheint den lernbaren Teil der Kunst zu überschätzen. — Begriff der *doctrina*. Welches Wissen ziemt dem Dichter? Horaz wußte zwischen Versen und Poesie zu unterscheiden. Der *limae labor*. — 37. Horaz kein bloßer Nachahmer der Griechen. Er bekämpft nicht die nationalen Stoffe der römischen Poesie, sondern die nationale Geschmacklosigkeit. Die römische Litteratur konnte sich nicht rein aus sich entwickeln. — 38. Mit welchem Rechte Horaz die Dichter seiner Zeit auf das Studium der Moralphilosophie verweist. Was Horaz unter *doctus imitator* versteht, und unter *exemplar vitae morumque*. — Zweck der Poesie nach Horaz. Über die nationale Aufgabe des Dichters. — 39. Horaz stellt die Wahrheit über die Schönheit. Seine Bemerkungen und Vorschriften über die *elocutio*.

Achtes Kapitel 207

40. Die der Schule fremden Gesichtspunkte der Horazinterpretation. *Codices*. Prüfung der Lesarten. — 41. Die *personae Horatianae*. In der Philosophie, nicht in der politischen Geschichte soll man den Schlüssel seines wahren Wesens suchen. In welchem Umfange chronologische Untersuchungen auf der Schule zuzulassen sind.

Neuntes Kapitel 219

42. Es ist Aufgabe des Gymnasiums, das Altertum im vollen Lichte seiner eigentümlichen Vorzüge zu zeigen und als fortwirkende Kulturmacht. — 43. Unterschied der historischen und ästhetischen Erklärung. — 44. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten einer wirklich genetischen Erklärung von Litteraturwerken. Unentbehrlichkeit der historisch-philologischen Hilfsleistungen für das Verständnis selbst der reifen Werke vergangener Zeiten.

Erstes Kapitel.

1.

Horaz ist im vorigen Jahrhundert in Deutschland überschwenglich gefeiert worden, und doch hat nur wenigen ihre Liebe und Verehrung dazu verholfen, seine Eigentümlichkeit treu zu erfassen. An ihm vor allem ist es klar geworden, wie schwer es ist, jemanden *suis propriisque efferre laudibus*. Wie wenig zureichend ist selbst, was Lessing überscharfsinnig zu seiner Rettung geschrieben hat. Auf die unklaren Lobesübertreibungen mehrerer Generationen mußte dann nach dem Gesetze des Pendelschwungs eine Periode geringschätziger Beurteilung folgen. In dieser befinden wir uns noch, wiewohl die Flut des übertriebenen Tadels schon längst angefangen hat sich zu verlaufen. Es fällt heute niemandem mehr ein, in ihm das Ideal eines Lyrikers zu erblicken; aber auch für frostig und nüchtern erklärt man ihn nicht mehr. In sicherer Würdigung seiner unentreißbaren Adelstitel weiß man sich über den Mangel eines gewissen schönen Enthusiasmus, der vor allem dem Dichter zu ziemen scheint, zu trösten.

Aber sehen wir vor der Hand ganz ab von der Wirkung, die er auf die Großen geübt: von allen Stimmen, die aus dem Altertum an das Ohr des Schülers gelangen, tönt die seinige am vernehmlichsten. Selbst unklassisch gesinnte Schüler pflegen während der Horazstunden sich zu erwärmen. Vor allen andern Schriftstellern wird er fast in allen Abiturientenviten als einer erwähnt, an dem sie Freude empfunden hätten, und man merkt es ihren Worten deutlich an, daß sie aus dem Herzen kommen. Das ist um so merkwürdiger, als dem Horaz offenbar jener ideale Schwung fehlt, den Skeptiker im vorgerückten Alter

allerdings als einen rosenfarbenen Trug empfinden, der doch aber vor allem geschickt ist, die Jugend mitfortzureißen. Wenn irgend einer also durch den Erfolg, der ihm geworden, die Kraft der ungeschminkten Wahrheit bewiesen hat, so ist er es. Doch damit ist seine Bedeutung nicht erschöpft. Er wirkt ebenso durch seine Stoffe wie durch die Art seiner Darstellung. Alle Hauptstrahlen des Altertums sammeln sich in ihm, und gerade wegen dieses reflektierenden, sammelnden Charakters, der ihn verhindert hat, ein reiner Lyriker zu sein, ist er vor allen anderen berufen auf der obersten Stufe des Gymnasiums eine erste Rolle zu spielen. Ist es auf alle Fälle bedenklich, die Horazstunden von den übrigen lateinischen Stunden zu sondern, so ist es durchaus verkehrt, sie von einem Lehrer geben zu lassen, der nicht alle Bedürfnisse der Schüler auf dieser Stufe genau kennt und es nicht versteht, seine Behandlung des Horaz dem Organismus des ganzen klassischen Unterrichts einzufügen.

Eckstein¹⁾ findet es bei einem so viel gelesenen Dichter auffallend, daß sich so wenige über die methodische Behandlung desselben ausgesprochen haben. Er erwähnt indessen einiger früheren Versuche Plan in die Erklärung zu bringen. Man hat schon früher als Ziel der Horazlektüre hingestellt, ein „Bild des Dichters und Anschauung des römischen Lebens gewinnen zu lassen“. Zu diesem Zwecke verlangte man, daß seine Gedichte „nach ihrer auf der Gleichartigkeit des Inhalts beruhenden Zusammengehörigkeit“ gelesen würden unter Herbeiziehung einiger Satiren und vieler Episteln. Dazu will man von anderer Seite die Gedichte gefügt wissen, welche die Zeitgeschichte und die politischen Verhältnisse widerspiegeln, sowie auch die, welche Horaz „als ästhetischen Kritiker und in seinen Beziehungen zur Litteratur vorführen“. Mit vielem Geschick ist die Aufgabe neulich von Steiner²⁾ behandelt worden. Das Ziel der poetischen Lektüre findet dieser „in der hervorragenden Förderung der ästhetisch-ethischen Bildung“. Aufgabe

¹⁾ Eckstein, Lateinischer Unterricht, S. 658.

²⁾ J. Steiner, Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horazlektüre. Wien 1881. Alfred Hölder. Vergl. meine Recension dieser Schrift in der Zeitschrift f. G.-W. 1883, S. 215—226.

der Horazlektüre sei, den Kern von Horaz' dichterischer Persönlichkeit zu erschließen. „Abgesehen davon, daß Horaz in „der Dichtkunst mit glücklichem Erfolge neue Bahnen wies“ „und verfolgte und auf die Litteratur, auf Geschmack und“ „Bildung seiner Zeit mächtigen Einfluß ausübte, bieten seine“ „Dichtungen so reichen ethischen Gehalt in anmutiger, harmo-“ „nischer Gewandung und insbesondere eine solche Fülle ge-“ „sunder Lebensanschauungen und echter Lebensweisheit, daß“ „er für alle Zeiten der populärste Dichter des alten Rom ge-“ „worden ist, daß gerade er derjenige römische Dichter ist,“ „welcher uns über die Schulzeit hinaus ein treuer Lebens-“ „gefährte bleibt, der uns ermuntert, warnt, mit uns lacht,“ „uns tröstet, leeren Schein, Trug, Thorheit der Welt, ihre“ „eitlen, nichtigen Bestrebungen und eingebildeten Güter auf-“ „deckt und die wahren, unvergänglichen Güter des Lebens“ „vor Augen hält“¹⁾. Die knapp zugemessene Zeit (er redet allerdings von den österreichischen Gymnasien) zwingt eine sorgfältige Auswahl zu treffen. Der Jugend müsse nun grundsätzlich nur das Wertvollste, Wichtigste und Reinste geboten werden. Alles, was die ideale Bildung nicht förderte oder gar zu hindern imstande wäre, müsse ausgeschlossen werden. Deshalb will er trotz der besonderen Meisterschaft, welche Horaz gerade im sympotischen und erotischen Liede besitzt, die meisten Lieder dieser Gattung und außer diesen noch manche anderer Gattung, die bedenkliche Anspielungen erotischer Natur enthielten, der Besprechung in der Schule entziehen. Nun folgt eine Liste von 35 Oden, die als nicht rein in ethischer Hinsicht dem Schüler vorenthalten werden sollen, darunter solche, welche die „dichterische Persönlichkeit des Horaz“, welche doch das letzte Ziel der Schulerklärung sein soll, besonders klar widerspiegeln und besonders viel dazu beigetragen haben, ihn bei Alten und Jungen beliebt zu machen, z. B. I, 5: Quis multa gracilis. — I, 6: Scriberis Varro. — I, 9: Vides ut alta stet. — 27: Natis in usum. — 30: O Venus regina. — II, 9: Non semper imbres (wegen der dritten Strophe: tu semper urges — fugiente solem; als ob die nachfolgende Er-

¹⁾ a. a. O., S. 3.

wählung des Antilochus und des Troilus uns nicht in die reinste Sphäre der Sittlichkeit hinüberführte, so daß es hier nicht einmal erlaubt ist, an die häßlichen Auswüchse antiker Sinnlichkeit zu denken). — II, 12: *Nolis longa ferae* (wegen „*dum flagrantia detorquet ad oscula*“). — III, 7: *Quid fles, Asterie*. — III, 12: *Miserarum est*. — III, 26: *Vixi puellis*. — III, 28: *Festo quid potius die*. — IV, 1: *Intermissa, Venus, diu*. — und manche andere nicht minder charakteristische und beliebte. Ausgeschlossen wird ferner von ihm das weniger Wichtige oder weniger Wertvolle, sowie solche Gedichte, deren Gedankeninhalt unsern Dichter nicht in edler, freier Humanität erscheinen liefse. Von den Epoden scheinen ihm demnach nur vier für die Schule geeignet (2, 7, 9, 13). Auch von den Satiren glaubt er nur fünf zulassen zu dürfen (I, 1: *Qui fit, Maecenas* — I, 6: *Non quia, Maecenas* — I, 9: *Ibam forte via sacra* — II, 2: *Quae virtus et quanta* — II, 6: *Hoc erat in votis*). Nur wenige von den dort behandelten sittlichen Schwächen und Gebrechen der Gesellschaft eigneten sich zur Besprechung in der Schule, und oft sei schon die Art seiner Darstellung und Beleuchtung dem Standpunkt jugendlicher Leser nicht angemessen. In anderen würden Gegenstände und Verhältnisse behandelt, zu deren vollem Verständnis bald Vertrautheit mit dem Wesen der Horazianischen Satire, bald gewisse litterarische und philosophische Vorkenntnisse erforderlich seien, was alles der jugendliche Leser noch nicht erworben haben könne. Unter den so ausgeschiedenen befinden sich wiederum einige für das Erfassen der Dichter- und Denkerindividualität des Horaz hervorragend bedeutungsvolle (I, 4: *Eupolis atque Cratinus*. — I, 10: *Nempe in composito dixi pede*. — II, 1: *Sunt quibus in satira*. — II, 3: *Sic raro scribis*. — II, 7: *Jam dudum ausculto*). Dieselben Prinzipien leiten ihn bei der Auswahl aus den Episteln, aus welchen er folgende für die Schule empfiehlt: I, 1: *Prima dicte mihi* — I, 2: *Troiani belli scriptorem* — I, 6: *Nil admirari* — I, 7: *Quinque dies tibi* — I, 10: *Urbis amatorem* — I, 11: *Quid tibi visa Chios* — I, 16: *Ne perconteris* — II, 2: *Flore, bono claroque* — II, 3: *Humano capiti*. — Unbedingt solle Zeit gewonnen werden für die sogenannte *ars poetica*. Auch die erste Epistel des zweiten Buchs sei

von besonderer Wichtigkeit für die Litteratur und Kunstverhältnisse jener Zeit und für die Geschichte der römischen Poesie insbesondere, könne aber beim Schüler noch kein volles Verständnis finden.

Der Verfasser erklärt sich mit Nachdruck gegen die herrschende Gewohnheit die Lieder des Horaz mit unseren Schülern in der von altersher überlieferten Ordnung zu lesen. Das „*variatio delectat*“ läßt er nicht gelten; er will, daß man die einzelnen Vorstellungen von der dichterischen Individualität des Horaz „wie Glieder eines lebendigen Organismus in ihrem Zusammenhange, in ihrer wechselseitigen Beziehung und Bedeutung eindringender Betrachtung unterziehe.“ Die feinen und doch starken Fäden, die zwischen den einzelnen Liedern hin und wieder liefen und sie zu einem festen, einigen Gewebe von Gedanken und Gefühlen verknüpften, dürften dem Auge des Schülers nicht unsichtbar bleiben. Jedoch sei der chronologisch-genetische Weg bei der Lektüre des Horaz zu widerraten, weil seine Gedichte nicht das Bild einer sich allmählich entwickelnden, durch Verstimmungen und Seelenkämpfe zur Ruhe und Vollen- dung emporarbeitenden Persönlichkeit gäben, sondern vielmehr das einer in sich fertigen und harmonischen. Er sucht vielmehr die einzelnen Gedichte in einen innern, aus ihrem Ideengehalte entspringenden Zusammenhang zu bringen.

In ähnlicher Weise verlangt Schrader (Erziehungs- u. Unterrichtslehre, S. 300), bei der Erklärung des Dichters solle man sich nicht darauf beschränken, ein leidliches Verständnis der einzelnen Oden herbeizuführen, sondern es müsse den Schülern ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit, der dichterischen Begabung, der moralischen, politischen, geselligen Bedeutung des Horaz gegeben werden. Diesen Zweck würde man nicht erreichen, wenn man bei der Wiederholung lediglich die einzelnen Gedichte übersetzen liefse und hierbei auf die bei denselben berührten metrischen, sprachlichen und sachlichen Merkwürdigkeiten zurückginge. Vielmehr solle man dann die verwandten Oden nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenfassen und untereinander vergleichen lassen. Als solche gleichartige Gruppen bezeichnet er die Gedichte, welche einen landschaftlichen Charakter haben oder von einer bestimmten Jahreszeit ausgehen, die Gedichte politischen,

religiösen, geselligen Inhaltes und die Freundschaftslieder. Auch metrische und sprachliche Vergleichungspunkte will er auffinden lassen und daraus lehrreiche Schlüsse auf die Abfassungszeit die Gedichte und auf die dichterische Fortbildung des Horaz ableiten.

Steiner erklärt Schraders Vorschläge nicht ganz seinen Zwecken entsprechend. Für ein wirkliches Vergleichen verwandter Gedichte mangle in den lateinischen Stunden die Zeit; das will er dem deutschen Aufsätze überlassen. Andererseits aber scheint ihm Schrader nicht genug zu verlangen. Die Einzelheiten der Gruppe wären wohl so zu einem geschlossenen Ganzen verbunden; aber auch die Gruppen, die Kategorieen selber dürften nicht als unvermittelte und unverbundene Einzelheiten nebeneinander stehen bleiben. Dies zu verhüten, schlägt der Verfasser eine Reihenfolge vor, bei welcher Verwandtes sich an einander schließt und so gegenseitig erörtert. Aus einer Gruppe sucht er Übergänge in die andere zu finden, ohne zu leugnen, daß die allgemeinen Gesichtspunkte im einzelnen doch noch manche Abweichung von der von ihm vorgeschlagenen Reihenfolge zulassen. Bis an den Schluß verspart er die Episteln, als in welchen wir den Dichter am Abend seines Lebens auf der Höhe philosophischer Welt- und Lebensanschauung angelangt sehen, nachdem er dem Scherz, dem Wein und der eigentlichen Poesie entsagt hat.

2.

So gehaltvoll und würdig diese Schrift auch ist, leidet sie doch an dem Fehler, eine complicierte Sache dem Prinzip zu Liebe als einfach zu behandeln. Man kann von gewissen Oden, Epoden und Satiren wohl mit der sicheren Hoffnung, daß alle Einsichtigen zustimmen werden, behaupten, daß sie von der Schule auszuschließen seien; aber aus der großen Fülle des übrig bleibenden Klassischen einen zwingenden Kanon des zu Lesenden aufzustellen, scheint mir ein verkehrtes Beginnen. So feste ästhetische Kriterien des Guten und Schönen giebt es nicht. Ja, diese Schrift selbst zeigt, wie schwierig es ist, zu unanfechtbaren ästhetischen Wertschätzungen zu gelangen. Nicht bloß gegen Einzelheiten dieser Aufstellung wendet sich

die Kritik Andersgesinnter, sondern eine ganze zahlreiche Klasse Horazischer Lieder, seine Wein- und Liebeslieder, wird man sich schwerlich durch die Gründe des Verfassers entreißen lassen. Nicht bloß zählt man diese allgemein zu den am glücklichsten gelungenen des Horaz, sondern dieser selbst bezeichnet sie ja auch als diejenigen, für welche er sich am meisten gemacht fühlte. Außerdem sind sie oft so innig mit den eigensten und überraschend glücklich ausgedrückten Gedanken seiner Lebensphilosophie verwachsen, daß es auch dem ernstesten Lehrer widerstreben muß, sie ihrer erotischen oder sympotischen Bestandteile wegen von der Schule auszuschließen.

Dazu gesellen sich andere Erwägungen. Da wir nur kleine Stücke der alten Litteratur mit unseren Schülern lesen können, es aber andererseits zu unseren vornehmsten Aufgaben gehört, den Geist des Altertums in ihnen lebendig zu machen, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, das Einzelne zu einem Bilde des Ganzen bei der Interpretation zu erweitern, es aus seiner Vereinzelung herauszuheben und in seinen vielfältigen Beziehungen zu zeigen. Nur aus einer genauen Kenntnis des Ganzen heraus kann der Lehrer diesen schwierigsten Teil seiner Aufgabe lösen. Er vertieft sich in die Schriftsteller, die er interpretieren soll, sie ganz lesend, ihrem Entwicklungsgange nachspürend und ihren Wirkungen, voll Liebe und Interesse bemüht ihr Bild in sich zu immer größerer Klarheit herauszuarbeiten. Aus dieser seiner Fülle heraus weiß er dann das Einzelne zu beleben und zu einer typischen Bedeutsamkeit zu erheben. Betrachtet man es von dieser Seite, so ist es wirklich ein Adiaphoron, ob von mehreren, ungefähr gleichwertigen Gedichten oder Episteln verwandten Inhaltes diese oder jene gelesen wird. Über das Einzelne hinaus soll die Interpretation ja doch einem höheren Ziele zustreben. Ob von hier aus ein Schritt mehr oder weniger noch bis dahin zurückzulegen ist, als wenn man einen anderen Ausgangspunkt wählt, fällt wenig ins Gewicht, und dieses Gewicht wird noch verringert, wenn man erwägt, daß das Plus des einen Gedichts, dem man bei der Vergleichung mit einem andern den Vorzug giebt, durch ein Minus an untergeordneten Stellen geschwächt wird. Habe ich demnach vor zwei Jahren die vierte Satire des ersten

Buches über Lucilius mit den Schülern gelesen, so werde ich diese, an derselben Stelle des Kreises angelangt, nicht wieder lesen, sondern dafür die zehnte, die noch einmal von Lucilius handelt; oder ich verzichte auch auf diese und lasse aus der ersten Epistel des zweiten Buches die Stellung des Horaz zur älteren Litteratur klar werden und diese Einsicht als allgemeinen, höheren Gewinn sich allmählich nach Hinwegräumung der besonderen Schwierigkeiten im Geiste des Schülers bilden. Habe ich aber vor zwei Jahren eine von den beiden Satiren über Lucilius und zugleich jene lange Epistel an den Augustus gelesen, so verzichte ich für diesmal auf beide und wende mich der *epistula ad Pisones* zu, welche des Horaz ästhetische Ansichten in eins zusammenfaßt, und die man nicht gründlich erläutern kann, ohne seine Stellung zur älteren Litteratur und sein Urteil über die Altertümeler seiner Zeit zu beleuchten.

Ebenso giebt es verschiedene Wege, die Schüler zur Einsicht in die Sermonenform kommen zu lassen, oder sie die kontemplative Stimmung des alternden Horaz verstehen zu lehren, ihnen die Art seines Philosophierens, seine Vorliebe für das Landleben, seine Stellung zu den Stoikern, zu Aristipp, die Innigkeit und Wahrheit seines Freundschaftsgefühls, seine Kunst im Umgange mit Vornehmeren, sein stolzes Selbstbewußtsein und seine Liebe zur Freiheit klar zu machen. Es lebe nur in dem Lehrer der ganze und zur Klarheit und zum Leben herausgearbeitete Horaz, und er wird auf verschiedene Weise dies Bild auch in seinen Schülern erwecken können. Ohne daß er genau in jeden zwei Jahren dasselbe gelesen hat, wird das Schlusresultat doch immer dasselbe sein. Im Laufe von zwei Jahren werden hundert und sechzig Stunden auf Horaz verwendet. Gelingt es einem Lehrer nicht in einer so stattlichen Zeit, in seinen Schülern ein der Hauptsache nach vollständiges Bild von Horaz zu erwecken, das in ihnen noch klar leuchtet, wenn einmal ihre ganze griechische Formenlehre und alle kleingedruckten Paragraphen ihrer lateinischen Syntax von der Nacht der Vergessenheit verschlungen sind, so ist er seiner Aufgabe nicht gewachsen und würde auch in der doppelten Anzahl von Stunden dieses Ziel nicht erreichen.

Doch Steiner begnügt sich nicht einen Kanon des Besten

und Reinsten aus Horaz aufzustellen: er schreibt auch vor, in welcher Reihenfolge die einzelnen Gedichte gelesen werden sollen. Gegen den Grundsatz, daß es sich empfiehlt, die dem Inhalte nach verwandten Lieder zusammen zu interpretieren und zu einem Gesamtbilde zu verknüpfen, ist wohl nichts einzuwenden¹⁾; aber eine zwingende Reihenfolge aufzustellen, ist durchaus unmöglich. Ich lasse mir das Gesamtbild von Horaz gern gefallen, welches Steiner am Schluß seiner Abhandlung, die einzelnen Oden verbindend gewinnt. Findet sich aber in jedem der angeführten Gedichte immer nur der eine herausgehobene und für die Verbindung verwertete Gedanke? Schon die Teilung in moralische, politische, erotische, sympotische Poesie ist bei diesem Dichter nicht durchzuführen. In dem kleinsten Liede lebt oft die ganze menschliche und dichterische Persönlichkeit des Horaz. In welcher Reihenfolge man also auch seine Oden lesen mag, man kann sich nicht in so gerader Linie, wie Steiner verlangt, vorwärtsbewegen. Ja, wer die einzelnen Gedichte mit solchem Nachdruck, wie Steiner will, für die verbindenden Gedanken, welche von dem einen zu dem andern hinüberleiten, ausnutzt, muß dabei in willkürliche Einseitigkeiten verfallen, welche der Auffassung des Schülers ein positives Hindernis bereiten.

Wie es nun im Interesse des Schülers nicht nötig ist, einen unter peinlichen Abwägungen ausgewählten Kanon des Besten aus Horaz aufzustellen, so ist es für die Mehrzahl der Lehrer sogar schädlich, sie in einen Kreis zu zwingen, den sie alle zwei Jahre bequem durchlaufen können. Das Leben, zumal das moderne wissenschaftliche Leben, hat die Tendenz, einseitig zu machen. Deshalb rät die Klugheit auf Gegenmittel vielmehr zu sinnen und alles abzulehnen, was diese verhängnisvolle Tendenz, die ohnehin niemand völlig aus sich herauschütteln kann, scheint unterstützen zu wollen. Betrachte darum jeder den ganzen Horaz als den Gegenstand seiner Interpretation und wähle auf das im Laufe der letzten zwei Jahre

¹⁾ Ein ähnliches Ziel wird der Horazlektüre gesteckt in den „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“ (Wien 1884), S. 81—84.

Gelesene zurückblickend, aus dem nicht Gelesenen aus, was geeignet scheint, das in den Seelen der Schüler herausgearbeitete Bild des Dichters zu vervollständigen, klarer und schärfer zu gestalten.

3.

Gleichwohl ist es leicht, eine Liste von Oden, Epoden, Sermonen aufzustellen, welche unter allen Umständen in der Schule nicht zu lesen sind; wie es andererseits leicht ist, einen Kanon des Allervortrefflichsten aufzustellen, was im Laufe jeder zwei Jahre wieder erklärt werden muß. Die Mehrzahl der Horazischen Oden und Sermonen aber gehört einer dritten Klasse an: es liegt weder ein Grund vor, sie auszuschließen, noch eine zwingende Notwendigkeit, sie gerade mit den Schülern zu lesen und dafür auf andere Stücke ähnlichen Inhalts und ungefähr gleichen Wertes zu verzichten. Noch andere Stellen aus den Oden und Sermonen sind so bezeichnend für die Denkungsart des Horaz, daß der Schüler sie nicht bloß gelesen, sondern auswendig gelernt haben muß. Hierher rechne ich auch diejenigen, in welchen Horaz über sich selbst und seine litterarischen und philosophischen Grundsätze zusammenfassend urteilt und, so zu sagen, das Facit aus seinem Leben und Streben zieht. Aus den Satiren und Episteln lassen sich viele solche Stellen herausheben, die gesondert für sich erklärt werden können, wenn der Lehrer nicht Zeit gewinnt, für dieses Mal die ganze Epistel, die ganze Satire zu lesen. Der Schüler muß ein Leben des Horaz, im weitesten Sinne des Wortes, von Horaz selbst erzählt, im Kopfe haben. So wird man im Laufe der zwei Jahre jedenfalls aus der vierten Satire des ersten Buches wenigstens folgende Verse (105) herausheben und aus ihrem Zusammenhang erklären müssen:

Insuevit pater optimus hoc me,
ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando.

Cum me hortaretur, parce, frugaliter atque
viverem uti contentus eo, quod mi ipse parasset:

„Nonne vides, Albi ut male vivat filius utque“ u. s. w.

Und 115: „Sapiens, vitatu quidque petitu“

„sit melius, causas reddet tibi; mi satis est, si“

„traditum ab antiquis morem servare tuamque“,
„dum custodis eges, vitam famamque tueri“
„incolumem possum; simul ac duraverit aetas“
„membra animumque tuum, nabis sine cortice“.

Auch die ganze sechste Satire des ersten Buches braucht man nicht regelmäfsig alle zwei Jahre mit den Schülern zu lesen; aber gewisse Verse daraus müssen dem Lehrer im Laufe dieser Zeit irgendwann, so zu sagen, als Text dienen für ausführliche Erörterungen über das Leben und den Charakter des Horaz. Hat der Lehrer sie mit geistiger Freiheit auszunutzen verstanden, sie scharf, aber ohne Pedanterie erklärt, so wird es dem Schüler kein nennenswerter Zuwachs an Arbeit sein, wenn er solche bezeichnenden Worte, die sich während der ausführlichen Erklärung schon während der Stunde in sein Ohr eingeschmeichelt haben, nachher zu festem Besitze seinem Gedächtnisse einprägt. Man erwäge z. B., wie glücklich sich folgende Verse für eine Charakteristik des Horaz verwerten lassen (Sat. I, 6, 65):

Atqui si vitiis mediocribus ac mea paucis
mendosa est natura, alioqui recta —

si et vivo carus amicis:

Causa fuit pater his, qui macro pauper agello u. s. w.
u. V. 82: pudicum —

qui primus virtutis honos — servavit ab omni
non solum facto, verum opprobrio quoque turpi —

u. V. 89: Nil me paeniteat sanum patris huius. —

So wird niemand vorschreiben dürfen, daß im Laufe jeder zwei Jahre die zweite Epistel des zweiten Buches ganz gelesen werden müsse; jedenfalls aber müssen gewisse Stellen daraus nicht blofs gelesen, sondern zum festen Besitze der Schüler gemacht werden. Was läfst sich nicht z. B. für die innere Kenntniss des im Alter vorrückenden Horaz aus Stellen gewinnen, wie diese (V. 141):

Nimirum sapere est abiectis utile nugis
et tempestivum pueris concedere ludum,
et non verba sequi fidibus modulanda Latinis,
sed verae numerosque modosque ediscere vitae.

Ja, wie kann an solchen Stellen die feine Abwägung eines einzigen Wortes, wie *nugari* und *ludere* zur Bezeichnung der lyrischen Poesie, fruchtbar gemacht werden für die Erkenntnis des ganzen römischen Wesens! Auch jene andere Stelle (V. 55) muß, wer zwei Jahre lang in wöchentlich zwei Stunden mit Horaz bekannt gemacht worden ist, gegenwärtig haben und ihrer vollen Bedeutsamkeit nach verstehen:

Singula de nobis anni praedantur euntes:
eripuerunt iocos, venerem, convivia, ludum;
tendunt extorquere poemata.

Horaz steuert alternd dem Hafen der Weisheit zu, um nun für immer sein Schiffelein dort vor Anker zu legen, nachdem er auch früher schon sich oft aus dem Sturme der Leidenschaften dorthin geflüchtet hatte. Bei der Erklärung solcher Stellen muß man weit über die Worterklärung der nächsten Schwierigkeiten hinausgehen und aus der in langem Umgange mit dem Dichter gewonnenen Gesamtkenntnis tiefere Aufschlüsse gewinnen, ohne sich darum in das subjektive Hineininterpretieren zu verirren. Die citierten Verse darf man z. B. als die klassische Stelle aus Horaz bezeichnen, aus welcher sich durch eine Interpretation in dem angegebenen Sinne das Eigenartige der Horazischen Resignation gewinnen läßt. Er verzichtet früher, als es durchaus nötig war, auf die holden Freuden des Lebens. Eine Stimme flüsterte ihm oft ins Ohr, wie es in jener an Mäcenias gerichteten Epistel heißt (I, 1, 8):

Solve senescentem mature sanus equum, ne
peccet ad extremum ridendus et ilia ducat.

Nicht dem äußersten Zwange gehorchend wie ein abgelebter Wüstling, in welchem die Quelle des Lebens fast versiegt ist, wendet er sich der Vernunft und strengen Weisheit zu; wie überhaupt alle die von Horaz' Geist nicht einen Hauch verspürt haben, welche ihn maßloser Sinnlichkeit anklagen oder ihn durch eine Hinweisung auf seine in Genußsucht versinkenden Zeitgenossen glauben entschuldigen zu müssen. Horaz ist ein Kind des wahren Altertums, von echt natürlicher Sinnlichkeit und zugleich reich an Keimen edlerer Weisheit, nicht aber ein Kind jenes sinkenden Altertums, welches die schöne Harmonie sinnlicher und geistiger Kräfte verloren hatte. So läßt

er sich durch das Alter nicht erst zur Weisheit zwingen; aber doch kann er nicht ohne Wehmut von den holden Freuden scheiden, auf deren Genuß ihm die Jugend ein Anrecht zu haben scheint. Er ist aber weit entfernt diese Jugend und ihre Genüsse mit dem brennenden Schmerze der Sehnsucht zurückzuwünschen. Beraubt haben ihn allerdings die Jahre; sie haben ihn aber auch reicher gemacht. Er blickt mit heiterer Wunschlosigkeit auf die frühere Zeit zurück; nur bisweilen durchzuckt ihn eine leise Sehnsucht. Wer also den Horaz gut zu interpretieren wähnte, wenn er das Bild in „*prae-dari, eripere, tendunt extorquere*“ nachdrucksvoll ausmalte und von einem wütenden Kampfe redete, in welchem Horaz der allgewaltigen Zeit unterlegen wäre, würde damit wiederum dem Irrtum verfallen. Die starken Ausdrücke sind teils aus dem Hange des geistreichen Satirikers sich selbst mit Ironie zu behandeln herzuleiten, teils aus dem Bestreben sich dem überlästigen Drängen seiner Freunde zu entziehen, welche bald lyrische Gedichte, bald Jamben, bald Sermonen von ihm verlangten. Im Gegenteil, um die höheren Vorteile des resignierenden Alters zu genießen, hat Horaz nach leisem, echt menschlichem Widerstreben von den lärmenden Freuden der Jugend Abschied genommen. Das führt auf eine andere, unter allen Umständen zu besprechende, nicht minder klassische Stelle aus der Epistel an den Mäcenās (epist. I, 1, 10):

Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono;
quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum;
condo et compono, quae mox depromere possim.

In einem höheren Sinne als sonst dem praktischen Römer scheint ihm die Poesie etwas Leichtfertiges, was sich durch Worte wie „*ludere, ludicra, nugari*“ bezeichnen läßt. Nicht im Gegensatz zu den Geschäften des privaten und öffentlichen Lebens, wie wohl andere, wenn sie alles, was die Wissenschaft und die eigentliche Kunst angeht, *leviora studia* nennen, sondern im Gegensatz zur ernsten Philosophie nennt er sie so. Gewöhnlich bezeichnet man das ganze Zeitalter als ein unpolitisches. Nach der Aufregung und den jammervollen Wirren der Bürgerkriege hätte man froh der wiedergewonnenen Sicherheit sich gern an dem Scheine von Freiheit, welchen Augustus den

Römern gönnte, genügen lassen. Nachdem mit der Republik die früheren Römerideale hingeschwunden, hätten sich die Besseren, um die Leere ihres Innern auszufüllen, in die Kunst und Litteratur geflüchtet und in diesen, so zu sagen, Surrogate für die echten Ideale einer früheren Zeit gefunden. Diese Urtheile sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Die rüstig kämpfenden, nach politischer Größe und vernünftigem Ausbauen der Verfassung ringenden Zeiten werden heute überschätzt, und für das nach innen gekehrte Leben politisch ausruhender Generationen findet man nicht mit derselben Bereitwilligkeit Worte des Lobes. Man vergift, daß politisch erregte Zeiten nicht zugleich der Kunst und Wissenschaft hervorragend günstig sein können. Es giebt nichts Verkehrteres, als die Blüte der geistigen Interessen als eine direkte Folge eines stark pulsierenden politischen Lebens zu betrachten oder aus den Erfolgen der äußeren Politik herzuleiten. Politische Ideale erfüllen sich doch wie andere Ideale, und wenn auch, wie bei allen Idealen ein unerfüllter Rest des Wunsches bleibt, so ist doch nicht zu begreifen, weshalb man einer sich bescheidenden Generation, die nunmehr für einige Zeit die Führerschaft anderen Interessen zugesteht, Worte der Anerkennung versagen soll. Gleichwohl soll man sich auch hüten, durch eine äußere Ähnlichkeit verführt, Schriftsteller und Dichter von persönlichster Originalität als reine Kinder ihrer Zeit darzustellen. Häufiger als große Männer unter den nächsten Einflüssen ihrer unmittelbaren Umgebung geworden sind, haben sie selbst vielmehr der führerlosen Menge als Führer gedient, als diese nach durchlaufenem Wege zum Anschließen willig sich nach einer neuen Bahn umsah; in anderen Fällen haben sie für die Instinkte ihrer Zeit einen idealen Ausdruck gefunden. So auch Horaz in dem vorliegenden Falle. Für das öffentliche Leben und das politische Handeln war er nicht gemacht, so daß er ohne Mühe sich in die politische Stille seiner Zeit finden und ohne Schmerz entbehren konnte, was seinem Jahrhundert versagt war. Ja, was von Neigungen zum Politisieren damals noch übrig war, schien ihm schon übertrieben und von den höheren Zielen des Lebens ablenkend. Er glaubte das bessere Teil erwählt zu haben (carm. I, 26, 5. 6: Quid Tiridaten terreat, unice se-

curus; carm. II, 11: Quid bellicosus Cantaber et Scythes, Hirpine Quinti, cogitet Hadria divisus obiecto, remittas quaerere). Der heiteren Poesie, unter welcher er, wo er nichts hinzusetzt, lyrische Poesie versteht, stellt er die ernste Philosophie gegenüber. Nachdem die Periode des glücklichen Leichtsinns, der ihm ein Recht der Jugend zu sein schien, vorüber ist, sammelt er Schätze für den Winter des Lebens, und alle seine Sorge ist darauf gerichtet, den kommenden Bedürfnissen vor auszudenken. Wahrlich, man thut jener Zeit zu viel Ehre an, wenn man dieses Programm auf ein Bewustwerden der Menschlichkeit gerichteter Innerlichkeit als das allgemeine Programm jener Zeit und als einen reinen Spiegel damaligen Wollens betrachtet. Gleichwohl ist es aber der ideale Ausdruck des damaligen Strebens. Wird dem Streben und Denken nach aufsen hin kein würdiges Objekt geboten, so wendet es sich entweder unwürdigen Objekten zu oder dem Ausbau des Innern, welches nach der Idee der Menschheit zu erweitern dann eine edle und genußreiche Beschäftigung wird. Die Zahl derer, welche im Genusse oder in der Jagd nach dem Reichtum die Leere ihres Innern zu vergessen suchen, wird immer die grössere sein, und wie in einer politischen Zeit verhältnismäfsig nur wenige die Thatkraft und würdige Leidenschaftlichkeit des echten Politikers besitzen, so erwacht auch in einer unpolitischen Zeit, wie die des Horaz war, nur in verhältnismäfsig wenigen der Hang zur echten kontemplativen Innerlichkeit. Im Vergleich zu anderen Zeiten hatten damals aber viele Neigung diese Bahn zu betreten und sind ohne Zweifel bereitwillig Führern, wie Horaz einer war, gefolgt. Diesem Sehnen der Besseren, welche die Physiognomie eines Jahrhunderts bilden, hat Horaz einen idealen Ausdruck gegeben. Insofern kann man ihn, den dem politischen Leben Abgeneigten, der mit einem heiteren Spotte um die Lippen auf die allgemein menschlichen Thorheiten hinblickt, als ein Kind seiner Zeit bezeichnen, aber in keinem andern Sinne.

4.

Ohne Zweifel wird jeder Lehrer die ganze erste Epistel an Mäcenat in den Kanon des zu Lesenden aufgenommen haben wollen; aber der vortrefflichen ganzen Satiren und

Episteln sind bei Horaz mehr als selbst mit Aufbietung aller Kraft in zwei Jahren mit Schülern bewältigt werden können. Deshalb muß eine Auswahl getroffen werden. Denn den ganzen Horaz nach allen seinen wesentlichen Seiten dem Schüler vorzuführen, muß unser Ziel sein. Nicht Einzelnes bloß soll er lesen, sondern jenes Einzelne soll zu einem Bilde des Ganzen hinstreben; ja, Horaz muß sich ihm zum Schluß als ein würdiger und bedeutungsvoller Repräsentant des Altertums überhaupt darstellen. So erst zieht man aus ihm den ganzen und den möglichen Gewinn. Man kann die anderen Satiren und Episteln aber nicht gründlich erklären, ohne lange bei folgenden Versen verweilt zu haben, wenn sich für die ganze erste Epistel diesmal nicht Zeit findet:

Ac ne forte roges, quo me duce, quo lare tuter:
nullius addictus iurare in verba magistri,
quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes.
Nunc agilis fio et mersor civilibus undis,
virtutis verae custos rigidusque satelles,
nunc in Aristippi furtim praecepta relabor
et mihi res, non me rebus subiungere conor.

Die Stellung des Horaz zur Philosophie muß unter allen Umständen erklärt werden. Nicht einmal für das Verständnis der Oden kann man das entbehren. Wer also mit Rücksicht auf die dazu unentbehrliche Kenntniss der alten Philosophie, welche der Schüler nicht haben könne, auf die bedeutendsten Satiren und Episteln zu verzichten rät, der müßte, um nicht in Widerspruch mit sich zu geraten, auch aus den lyrischen Gedichten des Horaz sehr viele gerade von denen ausscheiden, auf welche verzichten zu wollen niemandem je in den Sinn gekommen ist. Sie sind fast alle mit Philosophie durchmischt, und es ist zum gründlichen Verständnis auch der Oden um so notwendiger, sich diese Philosophie ihren Hauptzügen nach zu eigen zu machen, als es nicht die latente Philosophie des reinen Dichters ist, sondern weil die ganze Lebensauffassung, in welcher diese Poesie wurzelt, aus einer mit Bewußtsein und mit der Selbständigkeit des wahren Freien gepflegten Beschäftigung mit der Philosophie hervorgewachsen ist. Die Philosophie allein hat allerdings den Horaz nicht zum Dichter gemacht;

aber sie hat sein Lied gedankenreich gestaltet. Nicht nur eine leichte Färbung breitet sie über seine Poesie, sondern sie ist ein wesentlicher Bestandteil derselben. Wer demnach die alte Philosophie ihren Hauptlehren nach zu schwer nennt für die Schule, der verzichte überhaupt nur auf Horaz und verwende die Stunden, die einem Dichter geweiht sein sollen, lieber zur Hälfte auf Plautus oder Terenz und zur anderen Hälfte auf die römische Elegie. Die Poesie des Horaz ist von der Philosophie nicht loszulösen. Man muß demnach dafür sorgen, daß die Schüler den Eklekticismus des Horaz, die Art seines Philosophierens, vor allem seine Stellung zur Stoa und zum Aristipp klar und sicher erfassen. Auf der anderen Seite sehe ich aber keine Nötigung, um einiger klassischer Stellen, wie die oben citierte, willen, die sich außer ihrem Zusammenhange rein und ganz erklären lassen, eine ganze Epistel von über hundert Versen zu lesen, wenn man für dieses Mal andere, nicht minder lesenswerte Abschnitte durchzunehmen beschlossen hat.

Solche hervorragend bezeichnenden Stellen müssen also bald zur Vervollständigung des gewonnenen Bildes, bald zur Erklärung oder Vorbereitung eines andern gewählten Ganzen herbeigezogen werden. Es heißt das nicht, die Poesie des Horaz zerbröckeln, sondern im Gegenteil sie verkitten und methodisch den gelesenen Teil des Horaz zum ganzen Horaz erweitern. Das bloße Lesen des Allerwichtigsten genügt nicht zu einer vollen Wirkung: die klaffenden Lücken müssen überbrückt werden. Das kann aber nur durch eine eingehende Interpretation vorsichtig ausgewählter Stellen geschehen, welche man der Erklärung ganzer Gedichte und Sermonen voranschickt einschiebt oder folgen läßt. Im letzten Abschnitte meiner „Loci disputationis Horatianae“ habe ich diese klassischen Stellen aus Horaz zusammengestellt.

5.

Daß die Oden alle gelesen werden müssen, ist ein Vorurteil. Hätte der Schüler sonst im Griechischen oder Lateinischen Gelegenheit die antike Lyrik kennen zu lernen, so würde es sich empfehlen, das Hauptgewicht der Horazlektüre auf die Sermonen zu legen und eine mäßige Zahl Oden als Zugabe

und zur Vervollständigung des Bildes seiner Dichterpersönlichkeit hinzuzufügen. Da aber Horaz für den Schüler der einzige Vertreter der antiken Lyrik ist, wird es auch für die Zukunft bei dem herrschenden Gebrauche bleiben müssen, vor allem die Oden zu lesen und erst an zweiter Stelle die Sermonen zu berücksichtigen. Freilich, glaube ich, muß das Mischungsverhältnis etwas zu Gunsten der Sermonen verändert werden. Ohne einige längere Satiren oder Episteln ganz zu lesen und ohne viele einzelne Stellen aus den anderen in der angedeuteten Art zu Hülfe zu nehmen, kann man den Schüler kein auch nur in den Hauptzügen vollständiges Bild von Horaz gewinnen lassen.

Doch nach welchem Prinzip soll aus den Oden ausgewählt werden? Wählen wir das Beste und Bedeutsamste; wählen wir die Oden, in welchen es Horaz am besten gelungen ist, seine Empfindungen und Gedanken griechischen Vorbildern nacheifernd zum Ausdruck zu bringen. Von vornherein zu bestimmen, daß nur das „Reinste“ aus Horaz der Jugend geboten werden dürfe, ist gefährlich, weil man von diesem Begriffe ausgehend, wie Steiners Beispiel beweist, zu Resultaten gelangt, denen zuzustimmen jeder natürlich Empfindende das lebhafteste Widerstreben empfindet. Vor allem also, sage ich im Gegensatz zu Steiner, der diese ganze Gattung von Gedichten mit erbarmungsloser Konsequenz ausschließt, sind die Wein- und Liebesoden des Horaz zu lesen, weil Horaz sich mit dem größten Glück, ja mitunter mit offener Anmut auf diesem Gebiete bewegt hat.

Paul Heyse sagt in der Vorrede zu seinen moralischen Novellen, die Muse möge eine Erzieherin des Menschengeschlechts sein; aber sie sei keine Bonne und Gouvernante, das ABC oder die zehn Gebote beizubringen. Ihr heiliger Wahnsinn füge sich nicht immer der bürgerlichen Hausordnung. Sein einziger Gedanke beim Schreiben sei, das, was er schaue im Innern, möglichst unverfälscht aus sich herauszugestalten. Es ließen sich aus unseren großen Schriftstellern und namentlich auch aus Goethe viele andere Stellen anführen, an welchen sie gegen ein solches, vermeintlich zu pädagogischen Zwecken, eng gefasstes Ideal der Reinheit protestieren. Vielleicht wäre es für die

kommende Generation besser, wenn bis zum zwanzigsten Jahre der Dämon der Sinnlichkeit in ihr in festem Schlaf gehalten würde; aber wächst er nicht ebenso allmählich wie die andern Leidenschaften in des Wortes weitester Bedeutung und wie die andern Fähigkeiten? Nur mit Verzichtleistung auf alle Kultur könnte man unsern Knaben und Jünglingen einige Jahre absoluter und unbewußter Unschuld mehr geben. Denn die Sinnlichkeit ist mit fast allen Erscheinungsformen der Menschheit amalgamiert. Wer sie demnach um jeden Preis eliminieren will, gerät leicht in eine lügnerische Prüderie, deren schädliche Wirkungen bei weitem den augenblicklichen kleinen Erfolg an der gewollten Stelle überwiegen. In dem Maße als die physische Natur reift, gewinnt die Jugend Verständnis für das Sinnliche. Bietet man nun zum Zwecke höherer Bildung lauter Isolierbilder zurechtgemachter Geistigkeit, so weckt das eine Art von Widerspruch, und im Grunde überläßt man damit die eine Seite der menschlichen Natur ihrer eigenen Erziehung, anstatt sie vorsichtig mit überlegenem Geiste in angemessene Bahnen zu lenken. Ja, durch diese Entrückung eines wesentlichen Elementes, welches in einem gewissen Sinne geistig zu erkennen sie einen dunkeln Drang in sich fühlt, reizt man sie stärker, als wenn man der Sinnlichkeit, wo sie in edel menschlicher oder wenigstens natürlicher Vereinigung mit andern Regungen erscheint, sich ihr zu nahen gestattet. Und wie wenig bleibt da übrig, was noch als hinlänglich rein gelten kann! Soll alles, was auf das Erotische und Sympotische Bezug hat, aus den heiligen Hallen der Schule verbannt sein, weg denn auch mit Homer, mit Sophokles, mit dem herrlichen vierten Buche der Äneide; ja, die heilige Schrift selbst wird man der Jugend dann nicht mehr in die Hand geben können. Man soll vielmehr zwischen Sinnlichkeit und Lascivität zu unterscheiden wissen. Diese letztere ist fern zu halten, und deshalb gehört Ovid zu einem großen Teil seiner Schriften nicht auf die Schule. Die natürliche Sinnlichkeit aber, wie Homer vor allem sie atmet, hat nicht etwas so gar Verführerisches; ja, sie übt einen heilsam bildenden und beruhigenden Einfluß auf die erwachende Sinnlichkeit aus und macht viele Bilder und Töne raffinierter Lüsternheit, wie sie das moderne Leben auch dem bestbewachten

Knaben und Jünglinge in unseren großen und kleinen Städten bietet, unschädlich. Wie will man auch nur die Meisterwerke unserer Litteratur oder das Beste aus Shakespeare oder Molière lesen, wenn man den Maßstab absoluter Unsinnlichkeit bei der Aufstellung eines Kanons für die Jugend anlegt? Von Horaz gestehe ich, daß einige Oden und Epoden, weil lasciv, nicht auf der Schule gelesen werden dürfen, und daß auch aus den Satiren einige ausgeschieden werden müssen, weil sie mit brutaler Rücksichtslosigkeit den Schleier von den Mysterien des Lebens reißen und in höchst unnatürlicher Weise die auch natürliche Scham mit Füßen treten; aber die Mehrzahl seiner Lieder zeigt die Sinnlichkeit in jener harmonischen Vereinigung mit dem Geistigen, welche so charakteristisch ist für die ganze Art des Altertums, und es ist überhaupt nicht begreiflich, wie man ein unverfälschtes Bild des Altertums vor dem Schüler will erstehen lassen, wenn man ihm alles auf Liebe und Wein Bezügliche als unrein vorenthält.

Aber auch wenn ich von der höhern Aufgabe des Gymnasiums absehe, den Geist des Altertums in den Höherstrebenden lebendig zu machen und ihnen dadurch ein Gegengewicht zu geben gegen die Einseitigkeit und gegen das Konventionelle der modernen Kultur, verstehe ich nicht, wie man, was aus Horaz übrig bleibt nach Eliminierung der Sinnlichkeit, im richtigen Lichte zeigen will. In dem Bestreben nur Reines zu bieten im engsten Sinne des Wortes, fürchte ich, verfehlt man den reinen Geist des Dichters und verfälscht sein doch verehrungswürdiges Bild. Das kann nimmer heilsam sein. Von dem Takte des Lehrers darf erwartet werden, daß er nach Ausscheidung der offenbar lasciven Gedichte in den übrig bleibenden die Stellen unverhüllt hervortretender Sinnlichkeit bei der Interpretation zu behandeln wisse. Interpretiert er sie aus dem antiken Geiste heraus, oder begnügt er sich, sie selbst sich erklären zu lassen, so werden sie ganz gewiß ebensowenig eine Verwüstung in den jungen Seelen anrichten als der Anblick nackter antiker Statuen. Ebenso sicher aber als durch eine Miene lüsternen Behagens kann man durch heiliges Eifern das dem reinen Sinne Unverfängliche in Sündliches und Lascives verwandeln. Deshalb haben sich auch Männer, wie

Schrader¹⁾), dem doch gewiß daran liegt, daß unsere Jugend zu einer reinen Sittlichkeit gebildet werde, durchaus nicht mit eifern-dem Zorn gegen die Sinnlichkeit des Altertums ausgesprochen. In Bezug auf Horaz läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Die wirklich anstößigen Gedichte und Stellen des Horaz, welche sich übrigens nicht in seinen Oden, sondern in den Epoden und Satiren finden, wird der Lehrer bei dem Schulunterricht übergehen; manches andere aus ihm verliert durch eine unbefangene und gelegentlich auch auf die verschiedene Sittenentwicklung der alten Welt mit Ernst hinweisende Erklärung seinen schädlichen Charakter“. Und auch Eckstein (a. a. O. S. 658) warnt in Bezug auf die erotischen Lieder die Prüderie zu weit zu treiben.

Weit entfernt also die erotischen und sympotischen Gedichte des Horaz von der Schule auszuschließen, meine ich vielmehr, daß sie vor den übrigen verdienen gelesen zu werden, sowohl wegen der glücklichen Laune, welche sie atmen, als wegen ihrer nahen Beziehung zu den religiösen und sittlichen Vorstellungen des Altertums und zur Philosophie des Horaz. Unter der Maske glücklichen Leichtsinns bergen sie meist gehaltvollen Ernst.

Zweites Kapitel.

6.

In merkwürdigem Gegensatze zu seinen Liebesliedern stehen die ernsten politischen Gedichte des Horaz. Es sind dies, einige wenige ausgenommen, die unbedeutendsten, die er seiner Muse abgerungen hat, was zum Teil aus der unpoetischen Natur der behandelten Gegenstände, zum Teil auch aus der Anlage des Horaz herzuleiten ist. Da nicht alle Oden gelesen werden können, wenn man den Sermonen die gebührende Berücksichtigung schenken will, so empfiehlt es sich, vor allem auf die Mehrzahl dieser ernsten Gedichte zu verzichten, deren frostige Rhetorik

¹⁾ Erziehungs- und Unterrichtslehre. S. 96.

wenig geeignet scheint Seelen zu entzünden. Wenn in Anmerkungen von offenbar langweiligen und mühselig erquälten Gedichten dieser Gattung in einem besonders hochgesteigerten Tone der Bewunderung geredet wird, so ist dies aus einer doppelten Quelle herzuleiten. Einmal imponiert vielen alle äufßere Gröfse, auch wenn sie öde und leer ist; sodann gehört es zu den eigentümlichen Verkehrtheiten unserer Zeit, auf dem Gebiete der Poesie allem mit dem Politischen oder Nationalen irgendwie Verquikten eine vor dem Tribunale der Ästhetik nicht gerechtfertigte Bevorzugung zu teil werden zu lassen. Die Poesie und Kunst wird von vielen heute als ein Anhang zur politischen Geschichte behandelt. Historiker glauben sich berufen auch die Geschichte der geistigen Entwicklung summarisch in Schlußkapiteln zu behandeln, und offenbar leben sie dabei der Überzeugung, daß dieses Werden, Wachsen und Verfallen des Geistigen die unmittelbare Folge der vorher von ihnen erzählten geschichtlichen Vorgänge ist¹⁾. Sie fassen demgemäfs die Dichter, Philosophen und Künstler in viel zu großer Abhängigkeit von der Zeit, in welcher sie erstanden sind. Aus den Wandlungen des politischen Lebens heraus will man sie vor allem erklären, und was in ihren Werken offenbar aufser allem Zu-

¹⁾ Scheinen doch manche Historiker fast zu glauben, daß mit jeder neuen Parlamentsmajorität auch eine erkennbare Änderung nicht blofs in der gesamten Volksseele, sondern auch in den einzelnen Dichter- und Denkerseelen vor sich gehe. Das Leben gerade derer freilich, welche von nachhaltigem Einfluß auf die Kulturentwicklung gewesen sind, zeigt oft mit einer rührenden Deutlichkeit, wie sie, gewissermaßen unter der Tyrannei eines in ihnen selbst entstandenen Gedankens, einzig mit dem Ausbau desselben beschäftigt, wie Fremde in ihrem Jahrhundert gelebt haben (*quid Tiridaten terreat, unice securi*). Die innere Stimme kann eben so mächtig tönen, daß der Lärm der großen Zeitereignisse daneben nicht aufkommt. Das hindert aber unsere Historiker nicht tausend fruchtbare Einwirkungen des Politischen zu erkennen, auch wo die Sache sich ganz anders verhält; und wo sich das Schaffen eines der Könige im Reiche der Geister in zu augenscheinlicher Weise einer solchen Betrachtungsweise nicht ergiebig erweist, kann es ihm nach seinem Tode begegnen, daß ein Gervinus kommt und mit ihm, wie dieser mit Goethen, ins Gericht geht, daß er mit seinem Talente so schlecht gewuchert und seine Zeit so schlecht angewendet habe.

sammenhang ist mit dem im engeren Sinne Geschichtlichen, das betrachtet man als unbedeutend, als des höheren Sinnes entbehrend, als taube Blüten am Baume des Volkes. Diese Betrachtungsweise zeichnet sich durch Einfachheit aus, aber von einer tiefen Einsicht in das Wesen geistiger Schöpfungen zeugt sie nicht. Durch die Schuld ästhetisierender Historiker, welche dem nationalen und politischen Stoffe als solchem stets eine gegen die Hauptgesetze der Ästhetik verstößende Bevorzugung schenken, sind unzählige falsche litterarische Urtheile verbreitet worden. Vor allem ziemt es uns auf der Schule, die heranwachsende Generation vor so unkritischem Vermengen des offenbar Heterogenen zu bewahren. Es ist nicht wahr, daß das geistige Leben sich stets im Kielwasser des politischen Lebens bewegt oder bewegen soll, vielmehr steht das politische Leben zum geistigen in dem Verhältniß eines Theils zum Ganzen. Unter den Dichtern eines Volkes sind nur einige, welche man als ein Echo des Politischen bezeichnen kann; andere auch giebt es, welche durch feurig rhetorische Poesie zum Handeln, zum Kampfe entflammen oder sonst Empfindungen nähren, welche für die zukünftige politische Gestaltung ihres Staates folgenswer sind. Die meisten aber und zugleich diejenigen, welche man als die echten Dichter bezeichnen muß, dienen nicht direkt solchen Zwecken. Alle wahre Poesie wird in gewissem Sinne die Bilderin und Erzieherin der Nation; aber ihre edlen Samenkörner gehen langsam auf, und es heißt sich einem sonderbaren Wahne hingeben, wenn man meint, aus allem von einem wahren Dichter Gepflanzten müsse unmittelbar ein politisches Ereignis hervorgehen. Auch ist es verkehrt, einen Dichter höher oder geringer zu schätzen, je nachdem er der fernen Nachwelt einen größeren oder bescheideneren Beitrag zur politischen Geschichte seiner Zeit bietet. Ein armseliger Dichter kann für den Historiker eine reichfließende Quelle werden; aber dieser soll ihn nicht zum Dank dafür auf ein hohes Postament setzen wollen, damit die nachwachsenden Dichtergeschlechter an ihm sich ein Beispiel nehmen und ebenso nützliche Bahnen wandeln mögen¹⁾.

¹⁾ Ja, unsere Dichter selbst zeigen in diesem politischen Zeitalter nicht mehr das stolze Selbstbewußtsein, welches den Dichtern früherer Zeiten eigen war: nicht als *divinae mentis*, sondern als

Umgekehrt kann ein Dichter wahrhaft groß und auch für die Nachwelt ein weltliches Evangelium sein, ohne daß er als Quelle für den Historiker von dem geringsten Werte ist. Wenn dann so ein historischer Pseudoästhetiker, wie deren namentlich in Deutschland ja viele erstanden sind, kommt und geringschätzig redet von dem, was zu hoch ist, um seinen zeitlichen Zwecken dienstbar gemacht werden zu können, so soll man sich zur Wehre setzen und das unsichtbar aber mächtig fortwirkende Geistige vor der Unterordnung unter das Ereignisartige und politisch Körperliche bewahren.

Bekanntlich ist es Herder, welcher zu einer den Gründen zustrebenden Litteraturbetrachtung den ersten kräftigen Anstoß gegeben hat. Mit Zorn über die Flachheit der gewöhnlichen Betrachtung und zugleich verzückt wie ein Prophet und mit Begeisterung in die Weiten seines eigenen Gedankens schauend, verkündigt er seine Lehre von der Sprache, die ihm weder

publicae mentis vas et receptaculum gerieren sie sich gern, ja einer von den gefeiertsten unter den heutigen erklärte jüngst „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“, ein einziges Blatt Geschichte sei mehr wert als ein Band Gedichte, was doch weder von jedem Blatt Geschichte gilt, noch auch von allen Gedichten, so bereitwillig man es ihm auch hinsichtlich der seinigen zugestehen wird. Wie sehr sich das Tiefsinnige der Herderschen Idee in den Köpfen unserer gefeiertsten Litterarhistoriker verflacht hat, kann man z. B. aus dem Satze erkennen, welchen Gervinus seinem überschwänglichen Lobe der historischen Stücke Shakespeares einfügt, hier sei der Dichter in das große äußere Weltleben, in Staat und Geschichte vertieft, und von politischen Gedanken, nicht bloß von sittlichen Gedanken und psychologischen Wahrheiten bewegt. Als ob irgend ein historischer Stoff für den Dichter brauchbar wäre, wenn er sich nicht aus dieser ewig fließenden Quelle „sittlicher Gedanken und psychologischer Wahrheiten“, die hier geringschätzig erwähnt werden, speisen läßt. So zeigt sich auch an vielen andern Stellen bei jenem Historiker der Litteratur ein beleidigender Mangel an Verständnis für das still und ohne Drang nach augenblicklicher Verwirklichung waltende Geistige, so daß man wohl mit Karl Hillebrand behaupten darf, eigentlich habe Gervinus die Geschichte der deutschen Poesie nur geschrieben, um zu zeigen, welch ein erbärmliches Ding das geistige Leben sei im Vergleich mit dem staatlichen. Zu politisieren und politische Geschichte zu schaffen, gilt diesen falschen Aposteln der Ästhetik als der höchste und menschlichste Zweck unseres Daseins.

göttlichen Ursprungs ist, noch auch die Schöpfung einiger Ausgewählten, sondern das eigentümlichste Produkt der Volksseele, weil Millionen Menschen Jahrhunderte lang daran arbeiten müßten, die Sprache zu bilden. Was die Litteratur selbst aber betrifft, so kann man sie nach ihm nur dann würdig ihrem Werden nach erklären, wenn man sie, der Hauptsache nach wenigstens, als ein Produkt der Sprache und als eine Manifestation der in der Sprache liegenden Kräfte betrachtet. Von diesem Gedanken geleitet, zeigt er der deutschen Litteratur in zuversichtlichem Tone die Ziele, für welche sie durch die Eigentümlichkeit der deutschen Sprache prädestiniert sei.

Es ist also im Sinne Herders, wenn unsere heutige Litteraturgeschichte sich nicht daran genügen läßt, Biographisches und Bibliographisches zu berichten, sondern vor allem bemüht ist das Verhältniß des Schriftstellers und seines Werkes zur Zeit und zu seiner Nation zu erörtern. Gleichwohl würde Herder, wenn er wiedererstünde, unmutsvoller als gegen irgend etwas je während seines Lebens gegen die heute herrschende Ästhetik und Litteraturbetrachtung protestieren. Es waren geheimere, weiter zurückliegende Quellen der Litteratur, auf welche er hingewiesen hatte, und wenn man heute also die Litteratur als einen Widerschein der augenblicklichen staatlichen Verhältnisse betrachtet, so würde Herder antworten, daß man da etwas seinem Wesen nach allerdings sehr Wichtiges, in seiner Erscheinung aber mit tausend Zufälligkeiten und Gleichgültigkeiten stets Vermischtes und ganz und gar nicht Ursprüngliches zum Erklärungsprinzip macht. Scheint doch die Litteratur manchem Historiker nur insofern sie politische Entwicklung direkt oder indirekt unterstützt, über den Wert des bloßen Spiels etwas hinausgehoben.

Horaz gehört nun allerdings zu den Dichtern, welche auch für den Historiker ergiebig sind; doch behaupte ich, daß er von dieser Seite aus betrachtet am wenigsten Ertrag bietet für die Bildung unserer Jugend. Die Mehrzahl seiner Gedichte ist aus bestimmten Gelegenheiten herausgewachsen. Da nun seine Freunde zum Teil hochgestellte Personen waren, so läßt sich über manche von denen, an welche er seine Gedichte und Episteln gerichtet hat, manches sagen und manches Zeugnis

aus den Geschichtsschreibern beibringen. An anderen Stellen werden direkt wirklich historische Ereignisse erwähnt. Allerdings wird man also bei der Interpretation des Horaz Blicke auch in die Geschichte jener Zeit thun müssen; aber dergleichen soll man nicht als Hauptsachen behandeln, durch welche allererst etwas Substanzielles in das leichte Spiel seiner Muse gebracht würde. Die Zahl der personae Horatianae ist außerordentlich groß. Von vielen, die er erwähnt, wissen wir garnichts; von einigen wenigen wissen wir theils anderswoher, theils aus ihm selbst genug, um sie wirklich charakterisieren zu können; eine dritte Klasse bilden diejenigen, von welchen wir Gleichgültiges wissen, als z. B., wann sie geboren oder gestorben sind, daß sie der Partei des Brutus angehört haben, daß sie zum Antonius übergegangen sind, dieses oder jenes Amt verwaltet haben und mehr dergleichen, woraus für das Verständnis des Horaz kaum je etwas Erhebliches gewonnen wird. Man soll die Dichter des Altertums, welche man auf der Schule interpretiert, nicht historisch mißbrauchen. Man mißbraucht sie aber, wenn man anstatt ihre Seele zu wecken und in ihr Inneres zu dringen, auf das Wesentliche verzichtend sich mit großem Nachdruck den Punkten zuwendet, wo, so zu sagen, die Peripherie ihres Wesens mit dem Historischen, d. h. dem empirisch Reellen und im höheren Sinne Zufälligen ihrer Zeit zusammenstößt. In dem sechsten Gedichte des ersten Buches (Scriberis Vario fortis et hostium) z. B., welches an den M. Vipsanius Agrippa gerichtet ist, kann man Tausenderlei über den als Staatsmann und Feldherrn hochverdienten Mann sagen und über die hohe Gunst, in welcher er bei Augustus gestanden. Für das Verständnis dieses Gedichtes genügt jedoch, was das Gedicht selbst enthält; wie ja überhaupt alles Fertige in der Kunst den Schlüssel zu seinem Verständnis in sich trägt. Alles, was darüber hinausgeht, heißt bei der Erklärung eines Dichters *ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν*, und durch solche Abschweifungen wird das Wesentliche verfinstert. Man begegnet Anmerkungen wie dieser: „Seine Feldherrntugenden bewies er be-“ „reits im Philippensischen und Perusinischen Kriege als Ratgeber“ „des noch unerfahrenen und jugendlichen Octavianus, mehr“ „noch im Seekriege gegen S. Pompeius durch Herstellung einer“

„achtunggebietenden Flotte, Befestigung des Julischen Kriegs-“
„hafens an der Campanischen Küste, endlich durch den großen“
„Seesieg bei Naulochos 36 v. C., durch welchen er S. Pompeius“
„zwang, mittellos nach Mytilene zu fliehen. Derselbe Agrippa“
„ist der eigentliche Sieger von Actium und somit der Gründer“
„der Alleinherrschaft, wenn auch Dio Cassius 52, 1 — 13 er-“
„zählt, daß er von der Monarchie abgeraten habe. In den“
„Jahren 28 und 27 war er mit Octavian zusammen Consul“
„und ordnete mit ihm die gesamte innere und äußere Verwal-“
„tung des Staates auf zum Teil neuen Grundlagen“. Es klingt
das wie etwas ganz Fremdartiges in das Gedicht hinein. An
sich stände es gut um die Interpretation der Dichter, wenn
das, was zu sagen frommt, so grob faßbarer Natur wäre. Alle
die Einzelheiten aus Agrippas Leben gehören hier aber nicht
her. Man mag kurz und mit leiser Stimme an die wichtige
Rolle erinnern, welche der Mann in der Geschichte gespielt hat;
aber das Genauere über seine Thaten schafft keine größere
Klarheit an dieser Stelle, sondern übertönt die Stimme des
Dichters. Man hüte sich also bei der Horazerkklärung vor Ex-
kursen in das Detail der politischen Geschichte. Aber gesetzt
auch, dem eigentlichen Sinne des Gedichts würde außerdem
noch genügt, so sind doch jene überflüssigen historischen Er-
klärungen keine harmlose Beigabe, sondern müssen durch ihre
anmaßende Ausdehnung die Vorstellung erwecken, daß sie
etwas Wesentliches zum genaueren Verständnis beitragen und
werden somit die Idee des Gedichts nicht allein, sondern auch
die der Poesie überhaupt im Geiste des Schülers trüben.
Auch hinsichtlich der neueren Litteratur sündigt die gelehrte
Forschung fortwährend darin, daß sie ein massenhaftes Ma-
terial von Thatsachen herbeischleppt und dabei so lauten Lärm
macht, daß nur geübte Ohren noch den Dichter selbst hören.
Nun ist es aber doch offenbar, daß der Dichter aus dem Ma-
terial der gewöhnlichen und der historischen Wirklichkeit vor-
sichtig das für seine Zwecke Brauchbare aussucht. Welchen
Dienst erweist man ihm nun, wenn man in Vorbemerkungen
und Anmerkungen alle die Schlacken herbeischleppt, die er
bei seinem poetischen Schaffen hat fallen lassen? Was würde
ein kunstreicher Schmied sagen, wenn man zur besseren Wür-

digung seines Kunstwerkes alle Abfälle seiner Arbeit mit zur Schau stellte? Wenn nun diese Abfälle vollends, wie das leicht geschehen kann, äußerlich umfangreicher sind als die Arbeit selbst, wie nahe liegt da nicht die Gefahr, daß der unreife, im Erkennen innerer Bedeutsamkeit ungeübte Sinn das Gleichgültige für das Wesentliche nimmt!

7.

In Bezug auf Agrippa also, um auf dieses Beispiel zurückzukommen, genügte es zu sagen, daß dies ille Agrippa ist, der berühmte Feldherr und Staatsmann des Augustus, dem er durch seine Verbindung mit Julia, der Tochter desselben, noch näher gerückt war. Nach kurzer Erledigung dieser Aeufserlichkeit findet die Erklärung noch genug zu schaffen, den eigentlichen Sinn des Gedichtes bloßzulegen. Denn, ist Horaz auch nur selten dunkel, so bereitet doch seine geistreiche Urbanität und seine Selbstironie auch den besten Schülern fortwährende Schwierigkeiten. Die Hauptsache läßt sich überall leicht erfassen; aber das feine Lächeln des Horaz sieht der Schüler nicht. Es ihn sehen lehren, heißt ihn in die Geheimnisse geistreicher Kunstübung einführen; darauf aber verzichten, heißt die am meisten charakteristische Schriftstellereigenschaft des Horaz unerörtert lassen. Die leicht erkennbare Hauptsache in diesem Gedicht ist folgende: „Andere, Agrippa, werden deine Siege verherrlichen. Ich bin für epische und tragische Stoffe nicht gemacht. Nur trüben würde mein schwaches Lob den Glanz von deinen und des Augustus Thaten. Nicht Kämpfe, nur Liebe und Liebeskämpfe besinge ich, und auch diese ohne eigentliche Leidenschaft“. Die *proelia virginum sectis in iuvenes unguibus acrium* bilden einen scherzhaften Gegensatz zu den wirklichen und ernsten Kämpfen, die Agrippa dem Horaz zu verherrlichen zumutet. Aber die Liebe selbst, als deren Dichter Horaz sich vorführt, reicht an die Größe der erhabensten Stoffe heran. Wer sie würdig besingen kann, der ist jedem Stoffe gewachsen. Um dieser Folgerung zu entgehen, fügt Horaz hinzu, daß seine Muse mit der tragischen Größe wirklicher Leidenschaft nichts zu thun hat. Nur zum poetischen Tändeln und Scherzen traut er sich die Kraft zu. Das alles

ist richtig und doch nicht ganz richtig. Es heißt nicht willkürlich dem Dichter Gedanken unterlegen, die er in diesem Augenblick nicht gehabt hat, wenn man über dieses Naheliegende und Ausgesprochene den unausgesprochenen Nebengedanken des Horaz nachspürt. Ja, man erklärt das Gedicht offenbar falsch, wenn man bei der einen Seite seines Wesens, die er selbst bei dieser Gelegenheit zu zeigen und für sein ganzes Wesen auszugeben für gut befindet, stehen bleibt. Um die ungestüme Bewegung nach der einen Seite zu entkräften, wirft man sich ungestüm nach der entgegengesetzten Seite. Ist Horaz denn nur ein tändelnder Sänger der Liebe und entspricht er genau dem Bilde, welches uns von Anakreon vorschwebt? Auch wenn er vom Wein und von der Liebe singt, hören wir einen philosophischen Dichter. So ganz leichtfertig, als er uns selbst hier und an anderen Stellen glauben machen will, ist er also nicht. Aber Horaz ist ohne politische Leidenschaft, hört nicht gern von Politik reden und noch weniger gern besingt er derartiges. Er hatte seine ganze Urbanität nötig, seine ganze Kunst im Umgange mit den Großen, um nach dieser Seite hin nicht anzustossen. Gar zu häufig wurden ihm solche Stoffe, für die er sich bei aller Liebe und Bewunderung für den Augustus nicht erwärmen konnte, zugemutet. Um sich dem zu entziehen, mußte der wahrhaftige Horaz die Maske des Heuchlers vornehmen; aber er ist zu wahr und zu geistreich, um den gemeinen Heuchler zu spielen. Statt zu sagen: „Ich will nicht; eure Siege und Großthaten rufen in mir die Muse nicht wach,“ sagt er: „Ich kann nicht, das übersteigt meine Kraft. Mein ungeschicktes Lob würde eure Thaten nur verdunkeln. Ein größerer Dichter, als ich bin, mag euch verherrlichen“. Die Art aber, wie er es sagt, hindert doch sein Selbsturteil im strengsten und eigentlichen Sinne zu nehmen und ihn für einen so gar flügelahnen Dichter zu halten. Die ersten drei Verse, wenn man sie liest, wie sie gelesen werden müssen, klingen wahrlich nicht wie Verse eines tändelnden Erotikers. Außerdem sehen wir aus den großen Gedichten des zweiten Buches, daß auch Horaz jene militärischen und politischen Erfolge mit viel Würde zu besingen wußte. Daß jene Gedichte dennoch viel Unpoetisches in sich haben, kann frei-

lich nicht Wunder nehmen. Denn der Dichter soll noch gefunden werden, welcher solche Großthaten, welche nicht direkt aus der Individualität der Handelnden herausgewachsen, sondern durch ein Zusammenwirken unzähliger und zum Teil recht nüchterner Faktoren zustande gekommen sind, mit der wahren Begeisterung des Dichters und sich von der künstlichen Glut der Rhetorik durchaus fern haltend besingen kann? Wer weiß, ob es Varius, ob es Antonius, denen höflich Horaz den Vorrang abtritt, besser gemacht haben würden? Ja, wer vermag zu behaupten, daß Vergil selbst in einem epischen Gedichte die Thaten des Augustus oder Agrippa ebenso wirkungsvoll verherrlicht haben würde, als er immerhin die des Aeneas verherrlicht hat? Es fehlt den großen kriegerischen Ereignissen der eigentlichen Geschichte die Ursprünglichkeit einer individuellen und konzentrierten Leidenschaftlichkeit, und damit fehlt ihnen die poetische Seele. Wie klar sich dessen Horaz bewußt gewesen ist, vermögen wir nicht zu erkennen; aber jedenfalls dürfen wir behaupten, daß das Gefühl von der poetischen Unfruchtbarkeit solcher Stoffe sich in ihm geregt hat. Er verehrte ja den Augustus, und kein eigensinniges Festhalten an früheren Idealen hindert ihn sich dieser Verehrung zu überlassen. Daß er seinen Freunden und dem Augustus selbst zur vollen Zufriedenheit im *grande genus* solche Stoffe behandeln konnte, davon hat er einige viel bewunderte Proben gegeben. Es mag ihm freilich schwer geworden sein. Bei solchen Gedichten vor allem kam er sich wie die Biene von Matinum vor, mühereiche Gedichte ersinnend; daher sein Zögern, daher seine Entschuldigungen mit dem Unzureichenden seiner Kraft. Eitel war Horaz nicht; deshalb wollte er sich lieber für so große Aufgaben unfähig nennen, als gegen den Instinkt seiner Natur handelnd sich reiches Lob erwerben. Der Lehrer wird aus seiner Kenntnis des ganzen Horaz heraus die Einseitigkeit des Gedichtes zu ergänzen wissen und vielleicht auch die Erinnerungen an andere, von den Schülern schon gelesene Stellen auffrischen, in welchen Horaz ebenfalls über sich selbst als Dichter urteilt¹⁾.

¹⁾ *carm.* I, 1; II, 1, 37; II, 12; II, 18; II, 20; III, 30; IV, 2, 25; IV, 3; IV, 6; IV, 9; IV, 15.

Man soll also nicht in seinem Respekt vor dem Historischen so weit gehen, alle Gedichte des Horaz, welche ganz oder zum Teil politisch sind, mit den Schülern lesen zu wollen, was doch, da eine Auswahl durchaus getroffen werden muß, nur mit Zurückdrängung anderer Lieder geschehen könnte, welche sowohl an sich schöner, als auch gedankenreicher und in höherem Grade für Horaz charakteristisch sind. Wer in seinem ästhetischen Urteile fest geworden ist, könnte selbst die besten von den, so zu sagen, öffentlichen Oden des Horaz entbehren, ohne daß ihm ein irgendwie wesentlicher Zug im Wesen des Dichters fehlen würde; dem Unmündigen aber empfiehlt es sich, auch den Dichter von dieser Seite zu zeigen, um der leicht entstehenden Meinung, als sei seine heitere Weisheit, seine bei dem Gegenwärtigen sich bescheidende Weltfreudigkeit würdelos, ein kräftiges Gegengewicht zu halten. Was nämlich die Seele jener politischen Gedichte betrifft, welche nach Abstreifung der rhetorischen Emphase übrig bleibt, so findet sie sich in dem weniger glänzenden Körper kleinerer Gedichte bei ihm wieder. Nur soweit aber als jene anspruchsvolleren Gedichte teil haben an der Weltanschauung des Horaz, leben sie und können eine lebendige Erregung hervorbringen.

Andrerseits soll man aber verhindern, daß die Würde der politischen Oden dem Schüler zu sehr imponiere. Der Unterricht soll allerdings auf ein Verständnis der vorgelegten Litteraturwerke hinzielen, nicht auf ein naseweises Beurteilen oder gar Verurteilen derselben. Wie will man aber ohne alle ästhetische Kritik irgend eine Dichtung zum Verständnis bringen? Indirekt wenigstens übt der Interpret eine fortwährende Kritik an dem Interpretierten, selbst wenn er noch so vorsichtig mit offenem Lobe und offenem Tadel an sich hält. Es heißt also ein richtiges Erfassen jener feierlichen öffentlichen Gedichte verhindern, wenn man durch seine gesamte Auslegung nicht den Schüler dahin bringt, die offizielle und rhetorische Würde derselben, wo der Dichter ein *os ad severitatem et gravitatem compositum* zeigt, von den Tönen natürlicher und nicht künstlich in die Höhe geschraubter Empfindung zu unterscheiden. Da dem Lehrer selbst eine gewisse steife Würde leicht zur anderen Natur wird, so ist zu fürchten, daß er, mit

der Interpretation des Horaz betraut, sich unbehaglich fühlt bei Gedichten wie III, 9 (*Donec gratus eram tibi*) oder III, 12 (*Miserarum est*) und sie ausläßt, oder nach der Verlegenheit, die ihm der Leichtsinn des Dichters bereitet hat, aufatmet, wenn er dann wieder Strophen wie diese zu interpretieren hat:

Descende caelo et dic age tibia
regina longum Calliope melos;
seu voce nunc mavis acuta,
seu fidibus citharaque Phoebi,

an deren hohler Würde umgekehrt jeder Kenner wahrer Poesie gern vorübereilt.

8.

Hat man sich einmal davon überzeugt, daß eine Ode dadurch nicht an Wert wächst, daß sie den damaligen politischen Zustand Italiens beleuchtet oder einen Sieg des Augustus oder seiner Stiefsöhne verherrlicht, so wird man sich leicht entschließen, durch Auslassung der meisten Gedichte dieser Art, die noch dazu ausnahmslos alle sehr lang sind, Zeit für das Wichtigste aus den Satiren und Episteln zu gewinnen. Von vielen Gedichten dieser Gattung darf man sogar behaupten, daß sie zu dem Bilde des Horaz nicht allein keinen Beitrag liefern, sondern es sogar trüben in dem Geiste des Lesenden. Doch betrachten wir die einzelnen Gedichte politischen Inhaltes, und suchen wir daraus eine Auswahl zu treffen. Da ist gleich zu überschlagen I, 2 (*Jam satis terris nivis atque dirae*). Seinem Abscheu über die Bürgerkriege und seiner Bewunderung für Augustus hat Horaz in anderen Oden einen glücklicheren und natürlicheren Ausdruck gegeben. Das Aufgebauschte des Entsetzens über die Überschwemmung und das Weithergeholte der dem Augustus dargebrachten Huldigung muß jedem, der den wahren Horaz zu würdigen versteht, mißfallen. Auch I, 12 (*Quem virum aut heroa lyra vel acri*) zeigt nicht das natürliche Antlitz des Horaz. Gedichte wie dieses stehen bei allen Lehrern, die nicht von innen heraus erklären, sondern immer nach einzelnen Stellen suchen, um eine Anmerkung daran zu heften, in höchster Gunst. Was läßt sich hier nicht alles anmerken? Zunächst bietet der Helikon, Pindus und Hämus Ge-

legenheit dem Schüler zu zeigen, daß er die Geographie des alten Griechenland schon wieder vergessen hat. Dann kommen die Heroen und Götter, in betreff deren sich wieder viele Erinnerungen auffrischen oder ergänzen lassen. Wie muß aber erst einem Lehrer, der Freude hat am Thatsächlichen, zu Mute werden, wenn nach dem Romulus und der friedlichen Regierung des Pompilius und den stolzen Fasces des Tarquinius plötzlich des glorreichen Todes Catos Erwähnung gethan wird! Dabei läßt sich die ganze römische Geschichte repetieren. Der einzige Flecken in der Sonne ist, daß Horaz bei der Aufzählung römischer Helden so leichtsinnig mit der Zeit umgeht. Hier nach Jahreszahlen zu fragen und länger zu verweilen, weil alle Antworten beweisen, daß trotz der häufigen Repetitionen so hochwichtige Dinge wieder vergessen sind, scheint zur Pflicht zu werden. Gleich darauf wird des jungen, hoffnungsvollen Marcellus Erwähnung gethan. Das wird gewiß wieder vielen Veranlassung von der Eroberung von Syrakus ausgehend ein gutes Stück aus der Geschichte des zweiten punischen Krieges zu repetieren und dann die Familie des Augustus durchzusprechen, weil ja doch Marcellus mit der Tochter des Augustus vermählt war. Ja, bei dieser ersten Vermählung der Julia werden sich manche auch der zweiten und dritten erinnern. Viele werden auch ungründlich zu verfahren fürchten, wenn sie nicht die Söhne und Töchter der Julia abfragen und jedem unter ihnen das Jahr seines frühzeitigen Todes hinzufügen. Zum Schluß läßt sich dann noch manches über die Partherkriege hinzufügen. Wer denkt dabei dann auch nicht an Crassus? Wer kann aber an Crassus denken, ohne auch dem Cäsar einen Augenblick des Interesses zu widmen u. s. w. Wahrlich mehr konnte Horaz nicht thun, um sich zu einem fruchtbaren Schriftsteller zu machen. Hier muß doch jeder etwas anzumerken finden. Hier stört keine Leichtfertigkeit, hier ist nichts Erotisches, nichts Sympotisches; kurz hier ist Horaz so, wie viele Leute wünschen, daß er immer gewesen sein möchte. Ich bin überzeugt, daß manche mit dieser „wichtigen und gehaltvollen“ Ode drei Wochen hinbringen und ernstlich der Meinung sind, daß dergleichen auswendig gelernt dem Schüler zu einem *κτῆμα εἰς αἰὲν* werde. Ich muß leider

wie Cato, als er die Rede des Cäsar angehört hatte, antworten: *Longe mihi alia mens est*. Hätte Horaz nur Gedichte wie dieses gemacht, so würde er nicht als ein Lehrer der Menschheit gelten können. Wir erblicken ihn hier in der frostig stimmenden Tracht eines offiziellen Dichters, und nichts Besseres können wir zu seinem Lobe sagen, als daß er diese Tracht nur ungern angelegt hat. Befestigung des historischen und geographischen Wissens aber gehört nicht zu den Zwecken der Dichterlektüre. Durch ein kurzes Wort soll eine zum Verständnis solcher Stellen vielleicht nötige historische oder geographische Einzelheit dem Schüler mitgeteilt werden; sobald man aber auf lose Anknüpfungen hin sich in ein selbständiges Repetieren verliert, sündigt man gegen ein Hauptgesetz der Methode und hindert, Fremdartiges dazwischenschiebend den Schüler näher an Horaz heranzutreten. Viel bemerkenswerter als die historischen Einzelheiten, auf welche angespielt wird, scheint mir übrigens die weitausholende feierliche Umständlichkeit, mit welcher der Dichter seinen Gegenstand behandelt. Es sind das Aufbauschungen im Sinne Pindars, um einem Stoffe, der nicht viel Inhalt bietet, einen imponierenden Umfang zu geben. Das verlangt eine fein erklärende Rechtfertigung, die zugleich vor einer Überschätzung alles in alten und modernen Litteraturen mit pomphafter Feierlichkeit Auftretenden bewahren soll. Dasselbe kann man aber besser aus Gedichten des vierten Buches lernen, in denen überdies dem Augustus ein viel bezeichnenderes Lob gespendet wird. Außer diesen beiden langen Oden (I, 2 u. I, 12) ist als dritte im ersten Buche zum Auslassen zu empfehlen die fünfzehnte (I, 15), womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch von den übrigen manche entbehrt werden können, wenn man aus den anderen Büchern schon eine hinlänglich klare Einsicht in diese Teile der Gedanken- und Empfindungswelt des Horaz seinen Schülern glaubt verschafft zu haben.

Auch das erste Gedicht des zweiten Buches (*Motum ex Metello consule civicum*) bietet bei wenig Innerlichkeit viel zeitraubende äußere Schwierigkeiten, bei deren Bewältigung für den Schüler kein rechter Gewinn abfällt. Das Lob, welches dem Polio gespendet wird, ist ohne Zweifel mehr stark als

wahr. Mit der affektierten Pracht der vorhergehenden Verse vermag kaum das schöne Wort über Cato: „Cuncta terrarum subacta praeter atrocem animum Catonis“ auszusöhnen. Die kriegerischen Ereignisse seiner Zeit hat Horaz viel glücklicher negativ verherrlicht. Denn wo er sich anschickt Schlachtgewühl und Kampfeswut zu schildern, geht ihm bald der Atem aus, wohingegen ihm der Ueberfluß der wahren Poesie zu Gebote steht, sobald er seinem Unwillen über die Greuel des Bürgerkrieges das Wort gestattet. So klingt denn auch das letzte Drittel dieses Gedichts weniger erquält, als was vorhergeht. — Ein Zeitgedicht ist auch das 15. des zweiten Buches (*Iam pauca aratro iugera regiae*). Für besonders glücklich kann ich es nicht halten. Die Einfachheit und Genügsamkeit preist Horaz besser in seinen unpolitischen Gedichten; der übrigbleibende Gedanke aber, daß Prachtbauten und Parkanlagen den Ackerbau zurückdrängen, liesse sich in schlichter Prosa wirkungsvoller ausdrücken. Politische Stoffe sind eben nur dann einer poetischen Behandlung fähig, wenn ihre Wurzeln sich bis in das Gemütsleben zurückverfolgen lassen. Wo das nicht möglich ist, wird eine gemachte Ungewöhnlichkeit des Ausdrucks vergebens für die Poesie Ersatz zu bieten versuchen, wie hier:

Tum violaria et
myrtus et omnis copia narium
spargent olivetis odorem,
fertilibus domino priori.

Ebenso steht es mit dem 18. Gedichte (*Non ebur neque aureum*), welches zur Hälfte wenigstens ein Zeitgedicht ist. Die Ungenügsamkeit der Menschen und, im Gegensatz dazu, die erbarmungslose Notwendigkeit des Todes hat er in anderen Gedichten ohne diese emphatische Hervorhebung der unsinnigen Baulust seiner Zeit weit natürlicher und besser geschildert. Es trägt nichts dazu bei, den Horaz kennen zu lernen; denn was er in der ersten Hälfte des Gedichts von sich sagt, dasselbe sagt er an anderen Stellen klarer und urbaner. Auch die beiden letzten Gedichte des zweiten Buches (19: *Bacchum in remotis carmina rupibus*. — 20: *Non usitata nec tenui ferar*) sind in meinen Augen solche, welche ohne Zweifel auf der

Schule nicht zu lesen sind. Die blofse Würde giebt doch darauf kein Anrecht. Wenn diese Würde, wie hier, eine steife ist und die Empfindung des Dichters kaum wie durch einen Schleier erkennen läfst, so hat sie nichts Bewunderungswürdiges. Diese beiden Gedichte scheinen mir weit anstößiger als die meisten von Steiner wegen der hervorlugenden Sinnlichkeit aus der Schule verbannten. Denn nichts ist anstößiger als der Mangel an innerer Wahrheit; diesen aber werfe ich ihnen vor, trotzdem sie ein so feierliches Gesicht zeigen.

Unter den grofsen, so zu sagen, öffentlichen Gedichten des Horaz stehen obenan die sechs ersten des dritten Buches. Ja, manche scheinen der Ansicht zu sein, dafs Horaz sich in diesen selbst übertroffen habe. Wer das im Ernst behauptet, der kennt den wahren Horaz nicht und entbehrt eines natürlichen Urteils über das Schöne in der Kunst. Ich räume ein, dafs in diesen Gedichten sich Stellen von herrlichster Erhabenheit finden, welche jeder Schüler als dauernden Besitz in das Leben oder in die fremde Wissenschaft seiner Wahl mit herübernehmen sollte. Als solche bezeichne ich diese:

Aequa lege Necessitas
sortitur insignes et imos,
omne capax movet urna nomen.

Ferner (III, 1, 37):

Sed Timor et Minae
scandunt eodem quo dominus, neque
decedit aerata triremi et
post equitem sedet atra Cura.

Aus dem zweiten Gedicht V. 13: Dulce et decorum est pro patria mori u. d. f.

Auch das sich daran schliessende, stoisch gefärbte Lob der Tugend: Virtus repulsae nescia sordidae u. d. f.

Vor allem aber die beiden ersten gewaltigen Strophen des dritten Gedichts (Justum et tenacem propositi virum). Von diesen Gedichten in ihrer Gesamtheit jedoch mufs ich behaupten, dafs ihre Gröfse eine frostige ist, und dafs sie nicht beseligend und hinreissend wirken, wie ein wahrer sittlicher Enthusiasmus immer thut. Es spricht nicht sowohl eine schöne Menschlichkeit aus ihnen, wie sonst aus dem Griechen Horaz, sondern

eine prahlerische Römergröfse, welche den feineren Sinn nicht erhebt sondern beleidigt, weil sie viel Anmafsendes, Pedantisches und Unwahres enthält. Liest man diese langen sechs Oden hintereinander mit seinen Schülern, gründlich den nicht unerheblichen Schwierigkeiten, die sie bieten, Rechnung tragend, so trübt sich ihnen in bedenklicher Weise das Bild des Horaz, welches sich schon aus früher gelesenen, schöneren und bezeichnenderen Oden gebildet hatte. Darum rate ich sich an einem Teil dieser Römeridealität genügen zu lassen und dann gleich das anmutige und seiner glücklichen Laune wegen nicht gebührend geschätzte siebente Gedicht (*Quid fles, Asterie, quem tibi candidi*) folgen zu lassen, in welchem Horaz wieder ganz er selbst ist. Dieses zugegeben, dafs dem Schüler mit einem Teile dieser anspruchsvollen sechs Oden besser gedient ist als mit allen sechs, würden die beiden ersten vor den übrigen den Vorzug verdienen. Die drei Teile des zweiten lassen sich freilich durch keine Interpretationskünste zu einer glücklichen Einheit zusammenbringen; aber im einzelnen bietet die Ode so viel Grofses, dafs ein solcher Vorzug gerechtfertigt erscheint. Dazu würden sich die berühmten zwei ersten Strophen der dritten Ode noch gesellen müssen, welche losgetrennt von dem Nachfolgenden sogar an Nachdruck gewinnen. Hier in der That hat Horaz *fumus ex fulgore* gegeben. Er sinkt schnell von der Höhe des Anfangs herab. Wer den heiligen Schauer, den der Anfang erregt hat, nicht schnell wieder aus den Seelen seiner Schüler verscheuchen will, breche mit *impavidum ferient ruinae* ab.

9.

Fast alle langen Oden des Horaz sind matt, wiewohl sich diese gerade durch ihre offizielle Feierlichkeit und weil sie nichts von Wein und Liebe enthalten, unter den Bildnern der Jugend hohe Gunst erworben haben. Man irrt aber sicherlich, wenn man diese auf Stelzen gehende Sprache und künstlich in die Höhe geschraubte Empfindung solcher Festfeier- und Einzugs poesie für so aufserordentlich bildend hält. Der Schüler soll den Horaz auch als politischen und öffentlichen Dichter kennen lernen; aber alle diese langatmigen Gedichte lesen, über

deren unnatürliche Grofsartigkeit Horaz am Schlusse gelegentlich selbst erschrickt, heifst dieser einen Seite, die noch dazu nicht einmal eine charakteristische Seite ist, zu viel Beachtung schenken. Wie viel Zeit kann man nun für die anmutigen, kleinen Lieder des Horaz und für seine herrliche philosophische Lyrik und für die Sermonen gewinnen, wenn man sich hinsichtlich dieser „reinsten“ Horazischen Gedichte, die fast ausnahmslos ebenso schwer als lang sind, mit einer Auswahl begnügt. Von den übrigen Gedichten des dritten Buches schlage ich vor das lange und verworrene elfte (*Mercuri, nam te docilis magistro*) auszulassen, ferner das vierzehnte (*Herculis ritu modo dictus, o plebs*), ein Einzugsgedicht, welches durch die viel bessern Gedichte dieser Art im vierten Buche völlig in Schatten gestellt wird, sodann das sechzehnte, weil es in sehr anspruchsvoller Form nur Gedanken enthält, welche dem Horaz in anderen Gedichten sich williger ergeben haben, obgleich der Schluß als besonders klare Formulierung eines Hauptgedankens der Horazischen Philosophie (*multa petentibus desunt multa, bene est, cui deus obtulit parca, quod satis est, manu*) dem Gedächtnis des Schülers eingefügt zu werden verdient.

Im Vergleich zu den grofs angelegten und mit Würde durchgeführten politischen Gedichten des vierten Buches erscheint, was Horaz in den drei ersten Büchern in dieser Gattung bietet, nur wie ein unvollkommener Anfang. Als politischen Dichter kann der Schüler den Horaz ausreichend allein aus dem vierten Buche kennen lernen. Aber auch abgesehen von dem Inhalt bieten diese späteren Oden weit vollkommenere Beispiele hymnenartiger Feierlichkeit als jene früheren. Schwulst und Unklarheit sind die Klippen, die bei einer Fahrt auf diesen Gewässern von allen Seiten drohen. Ganz seinen eigenen Instinkten überlassen ist Horaz einfach und natürlich; bei jenen Überschreitungen seiner natürlichen Grenzen aber weigerte sich sein poetischer Genius lange ihm zu folgen. Man darf wohl behaupten, dafs nach den mehr oder weniger mißglückten Vorübungen in den früheren Büchern es ihm im vierten Buche gelungen ist, auch auf dem Felde der politischen Poesie Klassisches zu leisten. Vor allem also verdient das zweite Gedicht (*Pindarum quisquis studet aemulari*) gelesen zu werden, wobei

jedoch gewarnt werden muß, die Bescheidenheit, mit welcher Horaz hier aus leicht ersichtlichen Gründen sich und seine Lyrik vor der tönenderen Poesie derer verbirgt, welche Götter, Könige und Kämpfe verherrlichen, für durchaus ernst gemeint zu halten. Oder sollte es wirklich ein Zufall sein, daß auf jene demütige Stelle von der *apis Matina*, der ähnlich er *operosa parvus carmina* dichte, nunmehr das stolz bewußte dritte Gedicht folgt, in welchem er sich, den die Muse zum Dichter geweiht, als einen Ebenbürtigen den Siegern im Wettspiel und triumphierenden Feldherrn gegenüberstellt? Das vierte, dem Preise der Neronen geweihte Gedicht (*Qualem ministrum fulminis alitem*) reicht an das zweite nicht heran, muß aber doch gelesen werden, damit der Schüler auch den Römergeist von Horaz verherrlichen höre, nachdem wir ihm das dritte bis sechste Gedicht des dritten Buches vorenthalten haben, zugleich auch weil für die weihevollen Umständlichkeit der panegyrischen Poesie sich kein bezeichnenderes Beispiel finden läßt als der Anfang dieses Gedichtes. Scaliger hält dafür, daß der Dichter in dieser Ode sich selbst und alle Griechen übertroffen habe. Dieses Urteil ist in viele Horazausgaben übergegangen und wird vermutlich täglich in Horazstunden wiederholt. Wer ernstlich dieser Meinung ist, weiß nicht, was wahre Poesie ist, und weiß auch nicht, wo die wahre GröÙe des Horaz zu suchen ist. Erstens bedarf es doch wohl keines Beweises, daß die längsten Gedichte nicht immer zugleich die schönsten sind. Weniger leicht gewinnt man für diesen Satz Zustimmung, daß auch nicht die GröÙe des behandelten Gegenstandes den Wert einer Dichtung ausmacht, sondern vielmehr die Art der Behandlung. Am schwierigsten aber ist es diesem Satze Glauben zu verschaffen, daß äußerlich große Gegenstände innerlich dabei sehr arm sein können. Innerlich reich aber ist der Gegenstand, der in das Herz menschlichen Begehrens zurückreicht; innerlich arm aber trotz aller äußeren GröÙe ist alles, was mit jenen sich ewig gleichbleibenden Urinteressen des Menschen keinerlei Verwandtschaft hat. Auch die großen und politischen Oden des Horaz werden von würdigen aber mit dem Wesen der Poesie eben nicht sehr vertrauten Männern seinen kleineren Liedern und selbst seinen philosophischen Liedern vorgezogen,

teils wegen ihrer einförmig ernsten Färbung, teils weil sie nicht ein flüchtig bedeutungsloses Stückchen individuellen Lebens verherrlichen, sondern den weithin sichtbaren Stamm grosser historischer Vorgänge umranken, mit welchen zusammen sie für immer zu leben bestimmt scheinen. Wie trügerisch aber diese Erwartung ist, beweisen z. B. Uhlands Gedichte. Die politischen Lieder, die sich in jener Sammlung befinden, lesen wenige, und wer sie liest, denkt ihnen nicht weiter nach, sondern sucht sie sich als merkwürdig langweilige Gedichte schnell wieder aus dem Sinn zu schlagen; wogegen manche von seinen kleinsten Liedern, um von seinen nicht historischen und nicht politischen Balladen ganz zu schweigen, leben werden, so lange es eine deutsche Sprache giebt.

Aufserdem soll man nicht übersehen, daß ein grosses politisches Ereignis für den Dichter nur dann ergiebig ist, wenn die Motive, die es zustande gebracht haben, auch vom Standpunkte der individuellen Existenz mit Wärme nachempfunden werden können. Wo ein Volk handelt wie ein Mensch im grossen; wo edler Zorn oder Verzweiflung oder Rache oder Neid oder leidenschaftlicher Ehrgeiz es treibt, da ist das Ereignis, welches aus solchen Motiven entspringt, nicht bloß äußerlich gross, sondern auch innerlich bedeutsam. Fehlt aber ein solches pathologisches Element, geschehen Ereignisse und staatliche Umwälzungen nur, so zu sagen, aus nüchterner Abwägung der Gesamtinteressen eines Volkes oder aus einer Art logischen Zwanges in der Entwicklung des Staates, handelt es sich dabei weder um einen rauschartigen Ehrgeiz einzelner, die es zu glanzvollen Höhen mit Sturmesgewalt hinzieht, noch auch um leidenschaftliche Antriebe, die aus der Volksseele selbst, sei es aus einer Art Racenhafs oder aus inwohnender Thatenfreudigkeit oder aus einem Rachegefühl beleidigter Ehre hervorgegangen sind, so wird auch der grösste Dichter das Ereignis poetisch nicht verewigen können, so überragend gross es auch für alle Zeiten in den Büchern der Historiker dastehen mag. Ja, ein äußerlich grosses, innerlich bedeutungsarmes Ereignis kann bedeutungsschwere Folgen haben und wirklich poetische Leidenschaftlichkeit erzeugen. Darum braucht es selbst aber doch noch nicht für den Dich-

ter fruchtbar zu sein. Solcher Art sind die politischen und militärischen Ereignisse des Augusteischen Zeitalters. Augustus selbst war kühl und klug. Im Anfang ohne Sinn für den Wonnerausch der Gefahr, soll er später freilich sich in dieser wie in mancher anderen Hinsicht geändert haben, so daß des Horaz Worte „*morte venalem petiisse laurum*“ nicht der reellen Grundlage entbehren, wiewohl der Dichter, in diese Bahn getrieben, sicherlich von dem Aufbauschungsrechte der offiziellen Verherrlichungspoesie Gebrauch gemacht hat. Gleichwohl war Augustus kein Held, wie ihn die Phantasie der Dichter liebt. Das Heilsame und die großartige Nützlichkeit seines Regiments erkannten alle, die nicht mit Eigensinn an ihrem bedeutungslos gewordenen Freiheitsideal festhielten, bereitwillig an; aber von solcher befriedigten Anerkennung bis zur Poesie entzündenden Begeisterung ist ein weiter Schritt. Den Augustus konnte man warm loben, aber nicht poetisch verherrlichen. Er besaß ohne Zweifel die Eigenschaften eines besonnenen Herrschers; aber diesen Eigenschaften fehlte der echte Glanz. Sie waren mehr erworben, als angeboren; überdies warfen jene ersten Jahre, welche der Befestigung seiner Macht und dem eigentlichen goldenen Zeitalter seiner Regierung vorausliegen, einen Schatten auf die wohlwollende und segensreiche Vernünftigkeit dieser spätern Zeit. Ebenso hatten seine militärischen Erfolge nichts, was die Dichtung herausfordert. Ich will nicht sagen, daß es ihnen an Gröfse fehlte; aber es fehlte ihnen die Seele der Leidenschaftlichkeit, ohne welche sich kein Stoff für das *grande genus* eignet. Die Politik und die kriegerischen Thaten des Augustus bedurften nicht bloß einer Bearbeitung, wie sie jedes Material unter der Hand des Dichters sich muß gefallen lassen, sondern die Impulse, die von dort ausgingen, hatten eine lügnerische Verstärkung nötig, um bis zur glanzvollen Erregtheit der wahren Poesie zu gelangen. Horaz aber war ehrlich und wahr. Obgleich er also völlig von dem Freiheitsideale zurückgekehrt war, welches auch er in kurzem Rausche und durch das Beispiel anderer fortgerissen als Jüngling verfolgt hatte, fühlte er ein natürliches Widerstreben, sich in eine Begeisterung, die nicht von selbst kommen wollte, hineinzulügen. Was ihm an der Regierung des Augustus das Preiswürdigste

schien, die wiederhergestellte securitas nach den Greueln der Bürgerkriege, war nur etwas Negatives, aus dem sich allerdings leicht ein positives Lob der Segnungen des Friedens gewinnen liefs. Die Bemühungen des Augustus um Wiederbelebung der alten Römertugenden, durch welche Rom grofs geworden, waren dem Horaz um so sympathischer, als jenes Ideal anspruchsloser, sich an dem Natürlichen genügen lassender und durch keine Künstlichkeiten einer raffinierten Kultur verdorbenen Einfachheit mit dem Lebensideale, das er sich selbst aus seiner eigenen Natur und dem Studium der Philosophie heraus gebildet hatte, übereinstimmten. Freilich fehlte jenen früheren Römern der Glanz der Kunst: sie waren mit nüchterner Berechnung auf das Nützliche gerichtet. Wenn er sie von dieser Seite betrachtete, fühlte sich Horaz sie zu preisen nicht getrieben. Ihre starre Gröfse, ferner ihr unbeugsamer Mut und ihre kriegerische Vaterlandsliebe waren Eigenschaften, welche von seiner Individualität weit ab lagen, für die er aber, Dank der Proteusnatur des Dichters, leicht Verständnis gewann, und die er namentlich in den Eingangssoden des dritten Buchs mit angemessener Gröfse gefeiert hat. Obgleich also Horaz, wie er das selbst deutlich fühlte, auf die leichtere Lyrik durch die Eigenartigkeit seines Talentes hingewiesen wurde, so besafs dieses sein Talent doch Dehnbarkeit und Gefälligkeit genug, um ihm auch bei der Behandlung der grofsen Stoffe den Dienst nicht zu versagen. Lucian Müller weist mit Recht darauf hin, dafs die Grandezza der römischen Sprache einem Dichter dabei zu Hülfe kam. Ich bin fern davon zu glauben, dafs niemand derartiges, wie die starren Tugenden, die strenge Sitte und Religiosität des alten Roms, die Regentenweisheit des Augustus, seine und seiner Stiefsöhne Siege mit weihevollerer Gröfse hätte besingen können, als Horaz sie besungen hat; aber ich meine, dafs dieser, unterstützt durch die römische Sprache und durch das unsichtbare Wehen des Römergeistes, hier politische Stoffe nicht unglücklich behandelt hat, wiewohl es ihm in kaum einem dieser Gedichte gelungen ist, in dem Bestreben ihre seelenlose Nüchternheit zu beleben, sich vor gemachtem Pathos und geschraubter Erhabenheit ganz zu bewahren. Wie dem aber auch sei, die politischen Gedichte

des Horaz sind seine unbedeutendsten Gedichte. Dieser Überzeugung soll man sich in einem falschen Streben nach Reinheit nicht verschließen. Mit einer Zuversicht und Klarheit, die nichts zu wünschen übrig lassen, erklärt sich vor allem Lucian Müller in seiner Biographie des Horaz gegen die unberechtigte Bevorzugung, welche gerade diesen langen, anspruchsvollen, an Schwierigkeiten aller Art so reichen und deshalb viel Zeit raubenden politischen Oden auf unseren Schulen zu teil wird. Doch will es mir durchaus nicht billigenswert scheinen, daß er die politischen Oden mit den moralischen zusammen den sympotischen und erotischen entgegensetzt. Auch in den moralischen Oden zeigt sich eine glückliche Ausprägung der eigensten Eigentümlichkeit des Horaz, und wenn ihr Ernst sich gelegentlich auch zu einer falschen Gröfse steigert, so scheinen sie mir doch grundverschieden von dem Pathos des offiziellen Dichters in den politischen Oden. Gleichwohl leuchtet es ein, daß auch als Verherrlicher römischer Tüchtigkeit und Grösse Horaz den Schülern vorgeführt werden muß. Wenn aus irgend einer Klasse von Gedichten jedoch, so gilt es aus dieser auszuwählen. Am schönsten hat Horaz den Augustus in dem fünften Gedichte des vierten Buches verherrlicht (*Divis orte bonis, optime Romulae*). Die pietätvolle und dankbare Liebe des glücklichen Unterthanen, der einem gütigen Herrscher für seine segenspendende Mühe dankbar ist und mit Innigkeit den Frieden genießt, nachdem er in früheren Jahren sein grauses Gegenstück kennen gelernt hat, findet in diesem Gedichte Worte, die wirklich zum Herzen sprechen, und denen man die unerquälte Leichtigkeit, mit welcher sie sich dem Dichter dargeboten haben, anmerkt. Die Sprache steigt hier allerdings nicht bis zu der dithyrambischen Kühnheit des zweiten und vierten Gedichts, aber sie erhebt sich über das bloß Liebliche bis zum Grofsen, und das ganze Gedicht zeichnet sich vor denen im dritten Buche durch guten Zusammenhang und durch sinnvolle Verständlichkeit aus, ohne darum nüchtern zu werden. Das vierte Buch schließt mit zwei anderen, demselben Gegenstande gewidmeten Gedichten (*Quae cura patrum quaeve Quiritium — Phoebus volentem proelia me loqui*), welche an die eben besprochenen nicht heranreichen,

ohne doch etwas wesentlich Neues hinzuzufügen. Man wird also gut thun die Zeit, welche die Erklärung ihrer vierundachtzig Verse beanspruchen würde, den kleineren Gedichten und den Sermonen zu gute kommen zu lassen.

10.

V

3. Horaz
reizend

Auch dem Preise der Unsterblichen hat Horaz sein Lied geweiht. Jedoch auch diese Gedichte soll man nicht alle lesen wollen, weil sie „rein“ sind. Oft mischt sich das Lob der Götter den Wein- und Liebesoden bei, wodurch der Leichtsinn dieser Lieder in gewinnender Weise verklärt wird. Die rein religiöse Poesie des Horaz aber wird leicht frostig. Doch prüfen wir die einzelnen Gedichte dieser Art genauer. Da ist zuerst im ersten Buche (10) ein Lobgesang auf den Merkur (Mercuri, facunde nepos Atlantis), welcher die konventionelle Feierlichkeit eines religiösen Festgesanges zeigt und als solcher den Schülern erklärt werden mag, der aber schwerlich in ihrer Seele einen Eindruck zurücklassen wird. Weniger feierlich aber wärmer klingt das Lied zum Lobe des Faunus, durch welches Horaz die Tyndaris auf sein Sabinum einladet (17: Velox amoenum saepe Lucretilem). Den Faunus liebt Horaz, den Gott der Felder, der über seinem Sabinum wacht, und dessen Wehen er in diesem ungläubigen Zeitalter spürte, so oft er sich in stiller Zurückgezogenheit seines Landgutes erfreute. Dieses Gedicht muß durchaus gelesen werden, weil es die Frömmigkeit des Horaz in charakteristischer Vereinigung mit Empfindungen zeigt, mit welchen sie nach den modernen Vorstellungen von Frömmigkeit und Heiligkeit nicht recht zu vereinigen scheinen. Aus solchen Gedichten lernt man außerdem die Weltanschauung des Altertums überhaupt kennen und würdigen. Es wäre eine üble Prüderie, des erotischen Schlusses wegen auf solchen Vorteil zu verzichten. Als ein religiöses Lied zum Lobe des Bacchus muß man auch das folgende (18), an den Varus gerichtete, bezeichnen. Die Sprache ist hier, was von nur wenigen Liedern des Horaz gilt, bis zur Dunkelheit potenziert, mag das Absicht sein, weil er dies geheimnisvolle Halbdunkel für geeignet hielt, die Mysterien des Bacchus zu besingen, oder mag diese halb sonderbare, halb feierliche Umständ-

lichkeit auf die ängstliche, den Worten sich zu eng anschließende Nachahmung eines griechischen Vorbildes zurückzuführen sein. Jedenfalls muß dieses Gedicht sorgfältig erklärt werden und zwar aus einem doppelten Grunde. Erstens lehrt es den heiligen, ekstatischen Wahnsinn des Dionysoskultes kennen. Sodann zeigt dieses Gedicht den Horaz in charakteristischem Unterschiede von Alkäus und Anakreon als *laudator vini*. Ich wiederhole, daß nur wenige Horazische Oden sich der üblichen Einteilung willig fügen und als rein ernste, rein politische, rein sympotische, rein erotische Lieder bezeichnet werden können. Die Philosophie blickt überall hindurch. Sie ist die Quelle, aus der sich Horaz' Poesie nährt. Wie sich allerdings nur wenige seiner ernsten und moralischen Gedichte jeder Beimischung des Scherzes enthalten, so blickt andererseits der Ernst verklärend in seine heiteren und leichten Gedichte hinein und erhebt sie dadurch über die leichtsinnige Anmut anakreontischer Tändeleien.

Das einundzwanzigste Lied (*Dianam tenerae dicite virgines*) dagegen ist ein konventionelles Festtagslied, aus welchem man weder hinsichtlich des Horaz, noch des Altertums überhaupt an Einsicht gewinnt, und welches man ungelesen lassen kann, wenn der Schüler diese Gattung eigentlicher Festpoesie aus anderen Beispielen kennen gelernt hat. Übrigens ist es so einfach, daß es eine Erklärung von Seiten des Lehrers gar nicht nötig hat. Das berühmte zweiundzwanzigste Lied (*Integer vitae scelerisque purus*) gehört ebenfalls zur religiösen Poesie, obgleich der Name keines Gottes darin vorkommt. Wer es zur erotischen Poesie rechnet, macht ein nebensächliches Element zur Hauptsache. Andererseits gehört es auch nicht zur reichfließenden philosophischen Poesie des Horaz. Nicht als eine unmittelbare Folge naturgemäßer Vernünftigkeit, sondern als eine Huld der Götter wird dieses gefahrlose Wandeln durch Gefahren bezeichnet, zur Belohnung für kindliche Reinheit des Herzens und für ein schuldloses Leben. Ähnlich gesellt sich im sechsundzwanzigsten Gedichte (*Musis amicus tristitiam et metus*) zu der wohlthuenden Wärme ungekünstelter Freundschaftsempfindung ein ungekünsteltes und aus naivem Dichterherzen quellendes Lob der Musen. War Horaz auch dem an-

tiken Dogma, falls man überhaupt von solchem reden darf, entfremdet, wie dies nicht anders im Zeitalter des Augustus sein konnte, so besaß er doch jene innige Naturempfindung, welche einst diese Göttergestalten hatte entstehen lassen. In seinen Mythologemen und Gebetsanreden hat man also mehr zu erblicken als einen hergebrachten poetischen Apparat, wie ihn die modernen Dichter gebrauchen¹⁾. Die Religiosität hat mehr Formen und Nuancen, als man gewöhnlich glaubt, und es gehört demnach zu den größten inneren Schwierigkeiten der Horazischen Poesie, die Art seiner Religiosität zu erkennen und deutlich zu wissen, an welchen Stellen auch er vielleicht mit der Mythologie nur wie mit einem ergiebigen Hilfsmittel der Poesie operiert. Gerade in seinen großen und ungemischt ernstesten Gedichten nämlich finden sich mythologische Ausführungen, die kein religiöses Leben mehr in sich haben; umgekehrt lebt in manchem kleinen Liede, das wohlmeinende aber für den feinen Hauch der griechischen Muse nicht eben empfängliche Pädagogen wegen eines erotischen Bestandteils aus der Schule verbannen möchten, die unmittelbare Wärme antiker Religiosität. Die Religion ist aus der Wein- und Liebespoesie des Horaz, wie oben ausgeführt ist, eben gar nicht hinwegzudenken. Wie ein öffentliches Gebet voll Würde, aber ohne eigentliche Wärme klingt auch das kleine Gedicht zum Lobe der Venus (I, 30: O Venus regina Cnidi Paphique). Das vierunddreißigste Gedicht (Parcus deorum cultor et infrequens) bietet der Erklärung, wenn man es mit dem Verstande erfassen will, die allergrößten Schwierigkeiten, weil das erwartete und versprochene Lob der Götter sich in eine Verherrlichung der dunkeln Gewalt des Schicksals verkehrt. Das Gefühl andachts-

¹⁾ Man erwäge auch, von wie echt antiker Religiosität oft Goethe als Dichter ist. Auch er zwar hat den Amor nicht selten tändelnd wie einen poetischen Statisten gebraucht; an anderen Stellen aber leben die Götter der Alten bei ihm. Ich weise nur auf die römischen Elegieen hin. Im religiösen Hymnus nun vollends hat er sich innerhalb der antiken Empfindung haltend gelegentlich die Alten weit übertroffen. So gewaltige antik-religiöse Poesie wie „Grenzen der Menschheit“ („Wenn der uralte heilige Vater“) hat kein antiker Dichter aufzuweisen.

vollen Zusammenschauerns unter dem Eindrücke eines gewaltigen Naturereignisses aber läßt sich, wenn man den allerdings viel gewaltigeren Goetheschen Hymnus zu Hülfe nimmt, zum klaren Verständnis bringen. Diese Empfindung ist aber die Seele des Gedichtes, und jener eben erwähnte Widerspruch ist nur dogmatischer Art und bei der Gleichgültigkeit der Alten gegen dogmatische Klarheit nicht zu hoch anzuschlagen.

Von wirkungsvoller Grofsartigkeit ist der folgende Hymnus an die Fortuna (35: *O diva, gratum quae regis Antium*). Mit vollstem Klange und doch ohne falsches Pathos schildert Horaz die Allgewalt der Göttin, der alle Stände, alle Völker zitternd huldigen. Ihr Gefolge aus der nüchternen römischen Mythologie (*Necessitas, Spes, Fides*) gewinnt in den Versen des Dichters wirkliche Persönlichkeit. Ebenso anschaulich als kraftvoll läßt er bedeutende Lebensbilder an unserem inneren Auge vorüberwandeln. Mit einer ebenso natürlichen als feierlichen Wendung stellt er zum Schluß den Cäsar und die Heere Roms unter den Schutz dieser gewaltigen Göttin.

Wie verschieden davon ist die neunzehnte Ode des zweiten Buchs (*Bacchum in remotis carmina rupibus*). Die seltsame Ekstase des Bacchuskultes darzustellen, war für einen Dichter von der maßvollen Natürlichkeit des Horaz schwer. So haben wir denn hier Mühe an die freudig schmerzliche Verwirrung zu glauben, in welche ihn die Erscheinung des Gottes geworfen haben soll. Das Gedicht zeigt mythologische Gelehrsamkeit, aber keine Religiosität. Der Schule soll es demnach fern bleiben, falls man nicht an einem Beispiel zeigen will, wie etwa alexandrinische Dichter ohne poetische Erfindung und Empfindung durch bloße Kunst und Gelehrsamkeit Gedichte von einer gewissen Gröfse und Feierlichkeit zustande brachten.

Ebenso quillt das Lied auf den Merkur (III, 11: *Mercuri, nam te docilis magistro*) aus einem mehr gelehrten als gläubigen Herzen. Die Rede der Hypermnestra freilich zeigt einen Anflug moderner Gefühlsinnigkeit, welchen Ton Horaz auch an einigen andern Stellen angeschlagen hat; man kann das Gedicht deshalb für notwendig halten, um das Gesamtbild des Horaz durch einen bisweilen hervortretenden neuen Zug zu vervollständigen.

Zu den religiösen Gedichten darf man auch das auf die Quelle Bandusia rechnen (III, 13: *O fons Bandusiae splendidior vitro*). Man hüte sich ja es wegen des geringfügigen Gegenstandes der Huldigung oder wegen seiner Kürze zu verachten. Auf diesem kleinen Gedichte ruht die ganze Anmut des Horaz. Es zeigt, wie auch manches Lied Goethes (z. B. „Über allen Gipfeln ist Ruh“), wie der Dichter auch einen geringen Stoff behandelnd und durchaus nur Naheliegendes sagend, durch die höhere Deutlichkeit seiner Kunst doch eine Welt von Schönheit in uns aufgehen lassen kann. Wie leicht hätte Horaz auch ein frostiges langes Gedicht daraus machen können! Er hätte mit trockener Feierlichkeit vieles über jene berühmten Quellen erzählen können; daß er es nicht gethan und seinen Stoff durch solch eine unnatürliche Gröfse nicht verdorben hat, auch das soll unsere Erklärung zu würdigen wissen. Fast ebenso anmutig ist das nachstehende Lied zum Faunusfeste (III, 18: *Faune, Nympharum fugientum amator*). Der Faunus war der Gott der friedlichen Feldeinsamkeit. Ihn gestaltete sich die Phantasie des Dichters zu einem schützenden Genius seines Landgutes um. Er sah ihn gegenwärtig bei seinen Heerden, gegenwärtig bei den ländlichen Festen. Wie leicht wurde es seiner Empfindung, an solchen Gott zu glauben! Gedichte wie dieses sind, so anspruchslos sie auch klingen, von einer unverwüstlichen Jugend und, so zu sagen, von kulturhistorischem Interesse, weil in ihnen wirklich etwas von der Seele des Altertums verborgen liegt, wogegen jene anderen, welche die militärischen Erfolge des Augustus und seiner Stiefsöhne verherrlichen, nur zeitgemäße Gedichte sind und deshalb nur durch die historische Wissenschaft galvanisch wieder belebt werden können.

Auch das einundzwanzigste (*O nata mecum consule Manlio*) ist ein religiöses Gedicht, der wirkungsreichen Cöttheit des Weines dargebracht. Als solches nur faßt man es richtig und lernt zugleich so die sympotische Poesie des Horaz im Lichte der weltfreudigen Religion des Altertums erblicken. Das folgende Gebet zur Diana (22: *Montium custos nemorumque, virgo*) ist trocken und klingt nicht sowohl religiös als rituell und gottesdienstlich. Wäre es ein langes und schweres Gedicht, so würde man zu Gunsten anderer, bedeutenderer Gedichte

darauf in der Schule verzichten müssen. — Sehr viel Freunde hat sich von jeher das dreiundzwanzigste Gedicht erworben (*Caelo supinas si tuleris manus*). Dieses Thema, daß auch die geringfügige Gabe des Armen der Gottheit angenehm ist, hat Horaz sonst nicht wieder behandelt. Aus dem Liede spricht etwas wie die Vorahnung einer geistigeren Frömmigkeit. — Ein anderes Lied, welches den Bacchus als Gott der dichterischen Ekstase verherrlicht (25: *Quo me, Bacche, rapis tui*), ähnelt jenem früheren, indem es gleichfalls nicht an die Wahrheit seiner Stimmung glauben machen kann. Man lese es nicht mit den Schülern. Den Bacchus konnte Horaz wohl als Erheiterer des Lebens, als Spender der Freude, der Hoffnung, des Mutes verherrlichen, aber ihn als religiöse und dichterische Verzückung schaffenden Gott mit Glück zu preisen, lag außerhalb des Kreises seiner Stoffe. Von allen Stimmungen, deren die Alten fähig waren, ist diese die erregteste; ja diese Erregtheit streifte an den Wahnsinn. Für so Transcendentes war Horaz nicht geschaffen. Das Gedicht ist demnach nicht bloß nicht glücklich, was mit der Schwierigkeit des behandelten Gegenstandes zu entschuldigen wäre, sondern es ist unwahr. Von seiner natürlichen Wahrheit abzufallen, ist Horaz offenbar durch das Bestreben bewogen worden etwas nicht Gewöhnliches zum Lobe des Augustus zu sagen, eine Verpflichtung, der er in seiner Stellung sich von Zeit zu Zeit nicht entziehen konnte. Bei seiner Gleichgültigkeit gegen politische Freiheit und bei seinem tiefen Gefühl für die Segnungen des Friedens und der geordneten Zustände, welche Augustus den Römern gegeben hatte, fehlte es ihm nicht an gutem Willen, jenem eine poetische Huldigung darzubringen; aber sicherlich hat er sich bei dieser pathetischen Begeisterung des panegyrischen Gedichtes selbst nicht recht wohl gefühlt. —

Auch die nachfolgenden Gedichte des dritten und vierten Buches zeigen, daß Horaz durch Beimischung eines religiösen Elementes andern Stoffen, und zwar nicht bloß politischen sondern auch Wein- und Liebesliedern, sehr glücklich etwas Weihevollendes zu geben verstand, wogegen er in den ungemischt religiösen Oden meist trocken wird. Diese letzteren Gedichte lehren in der That nur den Körper und die Erscheinung der

antiken Religion kennen, während in jenen kleinen, launigen Liedern, die manche nicht als hinlänglich rein und ideal dem Schüler vorenthalten möchten, oft das Wesen antiker Religiosität und antiker Weltanschauung lebt. Zu diesen rein religiösen Gedichten, deren kalte Gröfse weder den Horaz noch das Altertum recht kennen lehrt, rechne ich auch IV, 6 (*Dive, quem proles Niobeae magnae*) und das *carmen saeculare*.

11.

Was die Wein- und Liebeslieder betrifft, so habe ich schon oben den Horaz gegen den Vorwurf raffinierter Sinnlichkeit in Schutz genommen. In den Epoden und Satiren finden sich allerdings einige Stellen von brutaler und beleidigender Sinnlichkeit; in den Oden wird so ziemlich alles an sich unanstößig scheinen, obgleich zugegeben werden muß, daß man auch aus diesen einige in der Schule ungelesen lassen kann, sobald man diese Seite der Horazischen Poesie von dem Schüler erfaßt glaubt. An einigen nackten Stellen hängt es durchaus von dem Takte des Lehrers ab, sie im Sinne der unschuldigen Sinnlichkeit der Alten hinnehmen zu lassen. Im Grunde ist diese unverhüllte Sinnlichkeit weniger gefährlich für die Jugend als die Geistigkeit in der modernen Liebespoesie, welche oft nur über die glühende Sinnlichkeit eine leichte Decke breitet. Der Erklärungen bedarf es übrigens diesem Stoffe gegenüber kaum: wenn für irgend einen, besitzen alle für diesen ein natürliches Verständnis und ein treffendes Ahnungsvermögen. Die Erklärung würde daher immer Gefahr laufen durch ihre langweilige Überklarheit die schamhafte Grazie des Dichters zu zerstören. Man lasse diese Gedichte also selbst wirken, und erst am Schlusse, wenn man den Boden zum Aufnehmen und Festhalten bereitet glaubt, vergleiche man überschauend die moderne Liebespoesie und die moderne Liebe mit der antiken. Handelt es sich hier doch um einen höchst charakteristischen Unterschied der beiden Kulturen. Die antike Sinnlichkeit in ihrem wahren Lichte zeigen, heißt sie unschädlich, ja segensreich machen. Wäre es möglich, alle Stimmen der Sinnlichkeit vom Ohre des Schülers bis zu seiner völligen körperlichen und geistigen Reife fern zu halten, so würde man auch vorsichtig

aus den alten Dichtern alles darauf Zielende zu vermeiden haben. Da aber eine solche Abschließung unmöglich ist, zumal wenn einer in den Jahren der Bildung sich der Hauptelemente früherer Kulturen zu bemächtigen strebt, ist die Sinnlichkeit eines Horaz wie die Homers vielmehr geeignet die unheimliche Glut der sinnlich-geistigen Gefühlsmystik moderner Dichter zu paralysieren. Außerdem ist es gar nicht möglich, mit völliger Übergehung dieses Punktes von dem Altertum ein vollständiges und treues Bild zu geben. Oder handelt es sich hier um eine mit unzähligen anderen nur gleichberechtigte Seite? Handelt es sich nicht vielmehr um etwas, was bis zur Wurzel alles Denkens und Empfindens zurückgreift, und dessen leise fortwirkende Kraft sich deshalb bis in die entferntesten Teile des gesamten Organismus erstreckt? Wer als letztes Ziel des klassischen Unterrichts das klassische Kulturideal selbst hinstellt, damit dieses in den Jahren des Werdens dem Geiste eingepflanzt segensreichen Widerstand leiste gegen das Einseitige, Ungesunde und Konventionelle, durch welches die Hoheit und geistige Schönheit des modernen Kulturideals getrübt wird, der muß auch die Wein- und Liebespoesie des Horaz, weil sie eine dem Schüler von anderswo nicht zugängliche charakteristische Seite des Altertums höchst glücklich vertritt und durch ihren Gegensatz die moderne Poesie erklärt, auf der Schule gern zulassen. Wer dagegen meint, auf dem Gymnasium gelte es nur, die Grammatik der alten Sprachen sich anzueignen und lateinisch schreiben zu lernen, der suche sich die großen Gedichte des Horaz aus und vermeide alles, was mit feineren Organen erfaßt sein will, weil es seiner Natur nach vieldeutig ist.

Die einzelnen Wein- und Liebesoden zu besprechen und darauf hin zu prüfen, ob sie in der Schule zuzulassen sind, ist überflüssig, weil sie ihrem poetischen Werte nach bei weitem die besten Gedichte des Horaz sind und auch ihrem Inhalte nach nicht bedenklich erscheinen können, wenn man, wie billig, zugiebt, daß die Höherstrebenden, für deren Jugendbildung man das Altertum als Grundlage gewählt hat, auch die Sinnlichkeit des Altertums kennen lernen müssen. Wie kann, wer diese Seite streng ausscheidet, die Religion der Alten, ihre Kunst, ihre Litteratur, ihre Philosophie, ihr öffentliches und

privates Leben kennen lehren? Besser aber als durch moralische Betrachtungen lernt der Sohn einer modernen Zeit das Wesen eines menschlich-natürlichen Sensualismus aus den Oden des Horaz kennen. Wie sollten diese Lieder auch im Ernste gefährlich sein, da sie doch der Seele eines Mannes entfloßen sind, der nicht erst in den späteren Lebensjahren, nachdem er sich ganz der Philosophie zugewendet hatte, denkend sich dem Willen der Natur gemäß zu leben bemühte und keineswegs in der übermütigen Stimmung besinnungslosen Leichtsinns die Liebe und den Wein verherrlichte! Jede herrschende Tendenz hat Neigung sich in gewöhnlichen Seelen eine uneingeschränkte Alleinherrschaft anzumafsen. Nicht so bei Horaz, dessen Empfindung zwar echt antik ist, aber doch auch limitiert und temperiert im Sinne des antiken Ideals. Seine Sinnlichkeit ist zugleich voll sinnlicher Schönheit und mit Anmut umkleidet, und durch die Vernunft wird ihr ein Gegengewicht gehalten. Indessen wird man auch aus seiner Liebespoesie einiges als dem berechtigten modernen Empfinden unsympathisch von dem Schüler fern halten dürfen. Welcher Dichter bewegte sich auch immer auf der schmalen Grenze des Richtigen? Ein solches Gedicht ist z. B. III, 10 (*Extremum Tanain si biberes, Lyce*). Zwar ist das Wort „*ingratam Veneri pone superbiam*“ recht geeignet die Nebel zu verjagen, welche dem modernen Sinn zunächst das Wesen des Altertums verdecken; aber das folgende Detail aus der antiken Liebeskunst ist für die menschliche Bildung, welche wir für unsere Schüler in den Werken des Altertums suchen, unerheblich und kann andererseits seine Schamhaftigkeit verletzen. Außerdem zeigt das Gedicht einen pathetischen Ernst; Schilderungen leidenschaftlicher Liebe aber kann der Schüler besser aus den modernen Litteraturen kennen lernen. Aus Horaz' Liebespoesie hingegen soll er den holden, anmutigen Leichtsinn des wahren Altertums kennen lernen, wie er von ihrer Religion und Philosophie beleuchtet erscheint, wie er in seiner Unschuld auch nicht durch den leisesten Zweifel an seiner Berechtigung getrübt wird. Betrachtet man es mit diesen Augen, so scheint in manchem kleinen und jedes prahlerischen Glanzes entbehrenden Gedichte des Horaz das Altertum sich wie durch ein glücklich gewähltes Beispiel

zu erläutern. Hat sich der Interpret des Horaz, wie sich das für jeden Lehrer der Prima ziemt, auch die Hauptwerke der modernen Litteraturen zu eigen gemacht, so wird seine Bewunderung für die glückliche Anmut dieser Gedichte wahrlich für den Schüler unschädlich sein. Seinem ganzen Unterrichte muß ja dann diese Einsicht zu Grunde liegen, daß das Altertum etwas unwiederbringlich Verlorenes ist, daß es aber andererseits wegen der Harmonie, zu welcher sich auf seinem Boden entgegengesetzte Kräfte des Menschen verbunden zeigen und wegen seiner gesunden Einfachheit nicht bloß die Führerschaft im Jugendunterrichte verdient, sondern auch dem Manne die treffliche Hülfe gewährt seine moderne Natur aus diesem Gegensatze zu verstehen und zu einer reinen Entfaltung zu bringen.

Zu den auszuscheidenden Liebesgedichten rechne ich ferner I, 23 (*Vitas hinnuleo me similis, Chloe*), wiewohl es sehr schön ist; nicht weil ich es an sich für unzüchtig halte, sondern weil es peinlich ist, dem modern empfindenden Schüler zu beweisen, daß das „*tandem desine matrem tempestiva sequi viro*“ etwas anderes ist als die gemeine Rede des Verführers. Aus einem ähnlichen Grunde wird das fünfte Gedicht des zweiten Buches (*Nondum subacta ferre iugum valet*) nur dem, der sich in die antike Empfindungsweise eingelebt hat, völlig verständlich sein. Man wähle also aus den Liebesliedern des Horaz diejenigen aus, deren Sinnlichkeit sich durch sich selbst erklärt und dem Lehrer Erläuterungen erspart, welche allein deshalb schon unkeusch heißen müßten, weil sie, was eine auch natürliche Scham im Dämmerlichte eines immerhin klaren, aber nicht in Worten formulierten Empfindens zu lassen gebietet, an das helle Licht des Tages herausziehen. Man kann sicher sein, daß in den Tiefen auch der modernen Jünglingsnatur latente Sinnlichkeit genug vorhanden ist, um alle diese Gedichte ohne sachliche Erläuterungen zu verstehen. Vor unkeuschen Auffassungen wird sie ihre Anmut bewahren, vor leichtfertiger Hinnahme die Dosis Philosophie, welche ihnen der Dichter beigemischt hat. Langer Empfehlungen bedürfen sie auch nicht. Denn sie tragen den Gürtel der Aphrodite, der nur Pädagogen gegenüber seine Kraft zu verlieren scheint, wenn sie sich in ein falsches Ideal von Reinheit und Schönheit hineinräsonnierend,

ein starres Pathos voll gemachter Würde für fruchtbarer halten als jene natürliche Anmut und Heiterkeit, welche doch der Widerschein ist vom Antlitz der antiken Götter.

12.

Ich wende mich zu den Epoden, welche bekanntlich den Oden der Zeit nach voranliegen. Aus mehreren Gründen darf man sie bis auf wenige Ausnahmen von der Schule ausschließen. Man mag mit Recht auf ihre Korrektheit in metrischer Hinsicht hinweisen, mag auch einiges Befremdende im Ausdruck durch die Bemerkung rechtfertigen, daß sich die Sprache im Jambus in der Mitte zwischen Satiren und Oden halten müsse¹). Dennoch behaupte ich, daß wir hier noch nicht den reifen Horaz vor uns haben. Zunächst können die wirklich archilochischen Schmähedichte von keiner Bedeutung für die moderne Erziehung sein, weil sie gegen nicht recht erkennbare Personen und Fehler (Mävius) oder gegen völlig hingeschwundene und nicht mehr nachempfindbare Verkehrtheiten (Canidia, Sagana) mit einem übrigens maßlosen und affektierten Zorne losrasen. Es mag das archilochisch sein; unsere Schüler aber können es um so mehr ohne Schaden entbehren, als man doch die Sermonen als höhere Produkte dieser satirischen Anlage in Horaz betrachten darf, in welchen er nach der früheren Nachahmung anderer sich seiner eigenen Natur und Anlage bewußt zeigt. Andere Teile dieser Sammlung hingegen kann man als Vorläufer der Oden ansehen, so daß die Epoden des Horaz bis auf einige gleich zu nennende Ausnahmen als antiquiert durch die Sermonen zur einen und durch die Oden zur anderen Hälfte angesehen werden dürfen. Oder klingt die Freundschaftsbeteuerung des ersten Gedichtes nicht ungeschickt im Vergleich zu dem, was er an so vielen Stellen der Oden seinem Mäcenat versichert? Wie blaß und unbedeutend erscheint das neunte Gedicht (*Quando repostum Caecubum ad festas dapes*) neben dem vorletzten Gedichte des ersten Buches (*Nunc est bibendum, nunc pede libero*)! Und das dreizehnte

¹) Q. Horatius Flaccus. Eine litterarhistorische Biographie von Lucian Müller. S. 101.

(*Horrida tempestas caelum contraxit et imbres*), ersteht es nicht zu schönerem Leben im siebenten Gedichte des ersten Buches (*Laudabunt alii claram Rhodon aut Mitylenen*) und in dem neunten Gedichte (*Vides, ut alta stet nive candidum*)? Viel nachdrücklicher ferner als im siebenten Gedichte (*Quo, quo scelesti ruitis aut cur dexteris*) und im sechzehnten (*Altera iam teritur bellis civilibus aetas*) hat Horaz in den Oden über den Jammer der Bürgerkriege gesprochen. Mögen nun auch alle diese Gedichte hinsichtlich der Formsauberkeit reif erscheinen, was die Ausprägung der Situation betrifft, muß man sie als einer Periode des Tastens angehörig bezeichnen. Es giebt eine Kraft in der Poesie, die nicht hinreift, sondern zum Frösteln bringt. So, wenn Horaz die Römer, als sie sich von neuem zum Bürgerkriege anschicken, folgendermaßen anredet:

*Furor ne caecos an rapit vis acrior,
an culpa? responsum date!*

und dann fortfährt:

*Tacent et albus ora pallor inficit,
mentesque percussae stupent.*

Mag man immer ein solches Beginnen wahnsinnig schelten, so ist es doch keine eindringliche noch geschmackvolle Kraft, die Römer hier wie Wahnsinnige in des Wortes eigentlicher Bedeutung einherstürzen zu lassen. Und ebenso sind im ersten Gedichte, mit welchem er den Mäcenās in den Krieg geleitet, jene Verse, wo er sich mit dem Vogel vergleicht, der wiewohl ohnmächtig gegenüber der Schlange, doch gegenwärtig, weniger für seine Jungen fürchtet, als wenn er sich von ihnen entfernt hat, wohl gutgemeint, aber der Situation nicht angemessen, wie auch das Vorhergehende ungeschickt prahlerisch ist. Nicht minder entbehrt im sechzehnten Gedichte der Vorschlag auszuwandern und nach den glückseligen Inseln zu gehen jener höchsten poetischen Wahrheit, welche in der genauen Angemessenheit der Bilder und Motive besteht. Das Ganze sieht nicht wie etwas von selbst Entstandenes, sondern wie etwas Erquältes aus. Den Epoden fehlt, um es kurz zu sagen, der Schein natürlicher Leichtigkeit, welchen ein reifer Dichter auch seinen langsam ausgearbeiteten und ausgefeilten Produktionen zu geben versteht. Sie leiden fast ausnahmslos an einer unbe-

zeichnenden Breite, und man merkt es nur zu deutlich, daß der Dichter seine Anstrengung noch nicht genau auf die beabsichtigte Wirkung zu berechnen versteht. Was er eigentlich empfunden hat und sagen wollte, erkennt man besser aus den parallelen Behandlungen in den Oden. Was die schmähenden Jamben dieser Sammlung aber betrifft, so wird niemand sie für die Schule empfehlen wollen. Die Satire ist hier im Gegensatz zu den Satiren eine persönliche und ohne Interesse für uns, weil wir die angegriffenen Personen weder kennen noch auch aus diesen Gedichten wirklich kennen lernen. Den Liebesliedern dieser Sammlung rühmt Lucian Müller (a. a. O. S. 100) eine größere Wärme und eine größere Wahrheit der Empfindung nach als denen der Oden, was leicht erklärlich sei, da Horaz sie im Feuer der Jugend geschrieben habe. Von dem fünfzehnten Gedichte (*Nox erat et caelo fulgebat luna sereno*) darf man das wohl behaupten. Es klingt ebenso innig als leidenschaftlich und gehört in den engsten Kreis des Lesenswerten aus Horaz. Außerdem soll sich die Schule das zweite Gedicht nicht entgehen lassen. Es ist ein *carmen omnibus numeris absolutum*. Auch hier könnte leicht wie in den anderen Epoden der Gedanke in eine ungebührliche Länge gedehnt scheinen; aber was dort ein Fehler ist, wird hier zur Schönheit. Der Dichter schwelgt im Nachempfinden ländlicher Genüsse, und in ununterbrochenem Flusse fügt sich ein freundliches Bild an das andere. Überall bietet er klar Geschautes und treu Erfasstes. Das kann nicht ermüden, weil jedes nachfolgende Verspaar von neuem durch seine reale und doch poetische Wahrheit gefällt. Und dann der kurz abbrechende und mit stummer Beredsamkeit nach einer ganz anderen Seite hinreißende Schluss! Als eine höhere Schönheit wird man solch plötzliches Umspringen gerade nicht preisen; aber geistreich ist es im höchsten Grade und erweckt hier, ohne doch die Poesie des Vorhergehenden zu nichte zu machen, echt satirische Gedanken über die Kraft menschlicher Entschlüsse.

Drittes Kapitel.

13.

Ich komme nun zu den Sermonen des Horaz. Wenn ich oben bemüht war gerade aus den langen, pathetischen und vorwiegend politischen Oden, welche durch ihre Länge und ihre Schwierigkeit so viel Kraft und Zeit wegnehmen, eine kleine Auswahl des Unentbehrlichsten zu treffen, so geschah es, um Zeit zu gewinnen für die Sermonen, die auf der Schule fast überall zu nebensächlich behandelt werden. Früher war sogar die Meinung verbreitet, die Satiren und Episteln seien überhaupt für die Schule zu schwer und könnten nur von dem reifen Manne gebührend gewürdigt werden. Auch heute scheint diese Meinung noch nicht ausgestorben zu sein, wie ihr ja in der That etwas Richtiges zu Grunde liegt. Nur hat sie in sehr viel weiterem Kreise Geltung als diejenigen, welche sie aussprechen, meist glauben. Keines von den klassischen Werken, mit welchen wir das Knaben- und das Jünglingsalter nähren, kann ja seinen ganzen Wert und Gehalt Unreifen und Unmündigen enthüllen. Wer ist aber selbst im Mannesalter durchaus reif und durchaus dem klassischen Autor, den er für sich liest oder anderen erklärt, kongenial? Und ist er dem Horaz und Cicero hinlänglich verwandt, um sie von Grund aus zu verstehen, wird er da auch den Tacitus und Seneca aus der Tiefe ihres Wesens erfassen können? Wie verschieden geartete Autoren, deren Kultur auf verwickelten und uns nur zum kleinsten Teil bekannten Verhältnissen beruht, lassen wir fortwährend auf uns wirken, trotzdem es mit dem alten Satze des Empedokles, daß nur das Gleiche durch das Gleiche erkannt werde, seine Richtigkeit hat! Wie man einerseits dem gebildeten Mannesalter wohl zu viel zutraut, so traut man der Jugend zu wenig zu. Wer warten will mit dem Studium der großen Schriftsteller, bis er sie wirklich verstehen kann, so könnte man die Frage paradox entscheiden, der wird nie dahin gelangen, sie verstehen zu lernen. Gleichwohl ist es kein sinnloses Beginnen, wenn der noch nicht Erstarkte oder der

zur Unselbständigkeit Prädestinierte sich einem kräftigen und selbständigen Führer anvertraut und in der Hoffnung eines guten Erfolges sich in die Bahnen eines fremden kühnen Geistes wagt. Ihr durchaus gemäße Schriftsteller würden die Jugend erschaffen lassen; nur an dem Größeren kann sich der Geist in die Höhe ranken. Um die Möglichkeit des Verstehens überhaupt zu fassen, muß man sich zwischen dem Verstehen und Nichtverstehen ein Drittes in der Mitte denken, eine der Entwicklung fähige Anlage, welche durch ein richtiges Ahnen, auch ehe das Bewußtsein völlig erhellt ist, der Hauptsache nach zureichend die Gedanken eines höheren Geistes erfaßt. Auf dieser Voraussetzung beruht unsere ganze Unterrichtskunst, und stillschweigend hoffen auch wir, die Bildenden, für unsere Weiterbildung dasselbe. Der Zwischenzustände zwischen dem unbestimmten, aber in der Richtung sich nicht täuschenden Erfassen und einer völligen Klarheit des Erkennens sind zahllose.

Nun kann man freilich auf das vorausahnende Fassungsvermögen des Geistes nur innerhalb bestimmter Grenzen rechnen. Es fragt sich demnach, ob die Schwungkraft des jugendlichen Geistes stark genug ist, um die Kluft, die ihn von den Sermonen des Horaz trennt, zu überwinden. Ich behaupte, daß die Schwierigkeiten nicht so große sind, ja daß die Oden, wiewohl in mehrfacher Hinsicht weniger anspruchsvoll, doch in formeller Hinsicht größere Schwierigkeiten bieten, so daß das Plus auf der einen Seite durch ein Minus auf der anderen aufgewogen wird. Man bedenke ferner, daß die Sermonen des Horaz es vorwiegend mit Objekten zu thun haben, für deren Erkenntnis der menschliche Geist, so zu sagen, prädestiniert ist. Es sind die großen Fragen der Moralphilosophie, welche Horaz hier ohne Schulgedanken behandelt, stets bemüht seine Erörterungen an das einfachste und natürlichste menschliche Empfinden und Denken anzuknüpfen. Auch dem Jünglinge gebricht es nicht an der erforderlichen inneren Erfahrung, um sich mit Interesse solcher Rede zuwenden zu können. Man braucht zum Verständnis der moralischen Sermonen des Horaz nicht viel äußerlich erlebt zu haben, braucht auch nicht mit den mannigfaltigen Formen des realen Lebens durch Berührung bekannt geworden sein; es bedarf dazu nur jener inneren Erfahrung,

welche der Geist ohne künstliche Anstrengung durch alle Poren ohne Unterlaß in sich aufnimmt zum Aufbau seines Lebens, dabei einem ebenso unabweisbaren Bedürfnisse genügend wie die Lungen durch das Atmen. Die moralischen Sermonen des Horaz zielen auf das Objekt menschlichen Interesses κατ' ἐξοχήν, welchem auch der Unreife schon ein williges Ohr leiht, und welches doch andererseits auch dem Reifen seines vollen Interesses würdig, ja gerade diesem von nicht auszudenkender Tiefe scheint.

14.

Ein großer und reiner Vorteil ist aber aus den Sermonen des Horaz auch für den Schüler nicht zu gewinnen, wenn ihm die Sermonenform nicht scharf und gründlich erklärt wird. Läßt man ihn über das Wesen dieser Litteraturgattung im unklaren, so wird er, wie ja auch die Erklärer selbst so oft in diesen Fehler verfallen, um eingebildeten Forderungen der Form zu genügen, sich einen künstlichen Zusammenhang ergrübeln, wo vielleicht kein Zusammenhang ist, oder er wird den Ernst und die Schönheit, welche sich hier hinter der Maske des Scherzes, des Leichtsinns und der Nachlässigkeit verbergen, nicht zu würdigen vermögen. Horaz selbst bezeichnet seine Sermonen als *repentes per humum* (epist. II, 1, 250), welchen Ausdruck man sich jedoch hüten muß als ganz ernst gemeint zu nehmen¹⁾, so glücklich er auch eine Hauptseite dieser litterarischen Gattung charakterisiert. Man hat vielmehr darin etwas von jener Horazischen Selbstironie zu erblicken. Denn ahmt diese Gattung, wie ihr Name sagt, auch die bescheidene Form des Gesprächs nach, so muß sie doch, wenn sie mit Recht im Reiche der Kunst Zutritt gefunden hat, das ideale Bild des Gesprächs bieten. Nach allem, was wir von den Satiren des Ennius und Lucilius wissen, dürfen wir wohl behaupten, daß Horaz erst die Kunstform der Sermonen geschaffen hat. Wie aus nüchternen Früchten und Stoffen, hinter welchen man derartiges gar nicht ahnt, durch rationelle Be-

¹⁾ Unmittelbar auf diese Stelle folgen Verse, wie sie Ennius und Vergil nicht schwungvoller gedichtet haben.

arbeitung geistige Extrakte gewonnen werden, so hat auch Horaz aus dem so unscheinbaren Gespräch, welches in mehr als einer Hinsicht in feindseligem Verhältnisse zur Poesie steht, durch feine Behandlung ein sehr wohlschmeckendes, litterarisches Mahl bereitet.

Schon längst hatte der epische, hatte der dramatische Dichter etwas von der Seele des Gesprächs aufgefangen¹⁾. Die mannigfaltigen Formen des gebildeten Gesprächs jedoch, auch wo es nicht wie im engern Kreise der Poesie zu einer Leidenschaftsentfaltung hindrängt, noch in eine Empfindungsstimmung getaucht ist, poetisch zu verwerten, war dem Horaz vorbehalten. Frische, Ursprünglichkeit und Lebhaftigkeit charakterisieren vor allem das Gespräch. Auch dringt es wie das Lied des Dichters aus verborgenen Tiefen und gehorcht der gebietenden Stunde. Auf dem Boden der Philosophie freilich und zum Dialoge erhoben mußte es manches von seiner freien und beweglichen Natur einbüßen. Wird es im Dienste des Denkers zu gehorsam und beugt es sich zu willig der Forderung vorausdenkender Planmäßigkeit, so verliert es seine empfehlendsten Eigenschaften und wird frostig und langweilig.

Der Gedanke und die Empfindung altern, während sie den langsamen Prozeß der kunstvollen poetischen Behandlung durchmachen. „Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren!“ Gilt das nicht auch von der poetischen Gestaltung?

Vor allem bringe man also die Schüler zu der Einsicht, daß diese Sermonen poetisch und litterarisch, was ihre Form betrifft, viel höher stehen als man nach dem, was Horaz selbst gelegentlich darüber urteilt, zunächst glauben möchte. Allerdings ist ein großer Unterschied zwischen den feierlichen Versen des römischen Epikers und dem Hexameter des Horaz; aber auch wenn man dem Vorschlage des Horaz (sat. I, 4, 54) folgend seine Verse auflösen und die Worte umstellen wollte, würde man doch nur selten, was dabei herauskäme, für bare

¹⁾ Ausführlicher findet sich das hier Vorgetragene in meiner „Ästhetisch-kritischen Analyse der epistula ad Pisones“ (im 56. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins), deren erster Abschnitt eine allgemeine Charakteristik der Sermonenform bietet.

Prosa halten können. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, als spiegelten die Sermonen das Gespräch der gebildeten Römer wieder mit der Treue eines Spiegels, der weder verhäfslicht, noch verschönt, noch auch verdeutlicht, wie der Spiegel der Kunst. Was wäre das für eine imponierende Gesellschaft gewesen, welche wirklich im Tone der Horazischen Sermonen sich zu unterhalten gewußt hätte! Vielmehr hat man diese Entscheidung zu treffen: wie sich die Leidenschaft in der Wirklichkeit zu der Leidenschaft verhält im Bilde des Dichters, so verhält sich das gebildete urbane Gespräch der Zeitgenossen des Horaz zu seiner Gestaltung desselben in den Sermonen. Und zwar gilt dies nicht bloß von der Führung der Gedanken, sondern auch von der Form.

Auch Lucian Müller (a. a. O. S. 73 u. f.) faßt sein Urteil über die Sprache in den Satiren und Episteln dahin zusammen, sie sei „durchweg in dem leichten, eleganten Ton der Konversation gebildeter Römer jener Tage, also ebenso frei von auffälligen Archaismen oder nur dem höhern Stil eigenen Gräcismen als von Barbarismen“. Die in den Satiren sich doch findenden Archaismen, wie die Syncope in *erepsemus*, *evasti*, *surrexe* und die Infinitive auf *ier* erklärt er daher, daß diese Formen zwar aus der gewöhnlichen Schriftsprache, jedoch noch nicht ganz aus der gebildeten Konversation geschwunden waren. Auch auf eine Anzahl plebejischer Wörter macht er aufmerksam (S. 75), die sich in den Sermonen finden (*balatro*, *blatero*, *garrio*, *mutto*, *vappa*, *caldus*, *soldus*, *surpiti*) und auf die zahlreichen Deminutiva. Auch solche Pronomina, Adverbia, Konjunctionen und Satzwendungen gebrauche hier Horaz, die sich zwar häufig in der Prosa, aber teils selten, teils nie im höhern Dichterstil fänden. Er erwähnt noch den häufigen Gebrauch fremder, in das gemeine Leben recipierter Substantiva, wie *rheda*, *ambubaia*, *pharmacopola*, *caballus*, *parasita*. Auch die nicht seltenen Häufungen von Begriffen, auf welche Lucian Müller hinweist (*viribus*, *ingenio*, *specie*, *virtute*, *loco*, *re*), und der sehr häufige Gebrauch des Asyndeton geben den Sermonen etwas von den ungenierten Behaglichkeit der gewöhnlichen Rede. Aber das alles sind doch nur Mittel, die ausgesuchte Ungewöhnlichkeit des Ausdrucks gewöhnlich zu färben.

Gerade wenn man die Sermonen des Horaz von Seiten ihrer Sprache betrachtet, scheint kein Wort des Lobes zu stark. Eine gleichmäfsig gewählte und vornehme Sprache ist leichter zu schaffen als diese temperierte Sprache der Sermonen, welche trotz ihrer häufigen Berührungen mit der Sprache des gewöhnlichen Lebens dennoch sich stets darüber erhebt. Die Sermonen bieten also auch in der Sprache das vergeistigte Abbild des Gespräches. Die Ähnlichkeit mit diesem ist unverkennbar, aber auf ihrer Seite ist der Vorzug charakteristischer Bedeutsamkeit. So entsteht denn ein Zwischenraum auch zwischen diesem Abbilde und dem Gegenstande der Nachahmung, wie er gröfser nicht das Gesicht des Menschen von dem des Affen trennt. Man höre also auf die Sermonen des Horaz ein unverschöntes Echo der damaligen gebildeten Konversation zu nennen. Dafs die bald knappe, bald behäbige Nachlässigkeit der gewöhnlichen Rede und des Volkstons mit der kühnsten Schönheit des poetischen Ausdrucks sich verschwistern kann, beweist z. B. auch Goethes Faust, in welcher wir doch die höchste Leistung dichterischer Sprachbewältigung bewundern. So gewifs es schwerer war, eine solche Sprache zu schaffen, als jene gleichmäfsige Sanftheit des Ausdrucks in der Iphigenie und im Tasso, so gewifs wäre es für Horaz auch leichter gewesen, sich in den Sermonen von allem Gewöhnlichen fern zu halten und sich der pathetischen Sprache des römischen Epos zu bedienen, welche zu einem Drittel wirklich höhere Poesie atmet, deren zweites Drittel aber gelehrte Nachahmung zeigt und deren letztes Drittel konventionell ist. Nicht blofs für die Würdigung des Horaz, sondern zur Klärung der ästhetischen Einsicht überhaupt, welche ein wesentlicher Teil der modernen Bildung ist, scheint es notwendig, dafs die Sprache der Horazischen Sermonen im Lichte solcher Betrachtung gezeigt werde. Erschwert wird das Erfassen dieser höheren, charakteristischen Schönheit des Ausdrucks durch die irreleitende Ironie, mit welcher Horaz selbst von dem Unpoetischen dieser Halbpoesie redet. Wäre diese Sprache aber wirklich so schlicht wie viele zu glauben scheinen, so wäre es doch ein geschmackloser Mißbrauch der poetischen Form gewesen, derartiges in Verse zu fassen. Man darf freilich darauf hinweisen, dafs jene alte Vorstellung, als sei die poetische Form zugleich

die litterarische überhaupt, und daß also alles, was über den Augenblick hinaus dauern wolle, in Verse gegossen sein müsse, damals durch die That allerdings längst widerlegt war, daß aber ihre Nachwirkung, wie daß auch auf andern Gebieten zu geschehen pflegt, in den litterarischen Gewohnheiten sich noch lange zu erkennen gab. Allerdings hätten also die Themata der Sermonen sehr passend in reiner Prosa behandelt werden können. Die poetische Form übernahm Horaz als Überlieferung einer früheren Zeit, und er übernahm sie willig und gern, weil er sich getrauen durfte mit Hülfe jener höheren Sinnlichkeit seines anschauenden Denkens sie mit Glück zu gebrauchen. Das Versmaß selbst übte eine erhebende Kraft aus und zwang ihn leise von der schlichten Gewöhnlichkeit des alltäglichen Gedankenausdrucks hinweg zu der ausgesuchteren, geistreichen, mannigfaltigeren Rede der Dichter. Lucilius ist, wie sich aus den Trümmern seiner Satiren erkennen läßt, gelegentlich kühner und schwungvoller im Ausdruck als Horaz selbst an seinen kühnsten Stellen; aber dennoch scheinen seine Satiren in ihrer Gesamtheit sich wenig über das Saloppe des gewöhnlichen Gesprächstons erhoben zu haben. Für diese charakteristische Schönheit des temperierten Ausdrucks aber haben nur wenige ein natürliches Verständnis. Erst nachdem man lange den reinen Wohllaut gleichmäßig fließender Verse bewundert hat, gelangt man dahin, auch hinter dieser anspruchslosen Gewöhnlichkeit etwas Höheres zu ahnen. Kein Wunder, daß auch von Horaz Satiren viele meinten, Verse wie diese könne man tausend an einem Tage herunterspinnen (sat. II, 1, 3). Den Lucilius hatte Horaz selbst sich dessen rühmen lassen. Aber so gewiß die Nachlässigkeit des Lucilius eine natürliche war, so gewiß war die des Horaz eine künstliche und erinnert an das Wort Ciceros, daß das die größte Kunst ist, die Kunst zu verbergen. Wenn irgend ein Punkt, so verdient dieser Berücksichtigung auf der Schule. Wer alle die Abstufungen zwischen dem harmlosen Plauderton und der höchsten tragischen Feierlichkeit, zwischen welchen sich die Sermonen des Horaz bewegen, zu fühlen und beim Lesen zu markieren fähig geworden ist, der hat die größten Schwierigkeiten des Verständnisses überwunden. Ja, auch für die Würdigung anderer Litteraturwerke wird dem Schüler daraus

der größte Vorteil erwachsen, weil auf den natürlichen Menschen zunächst nur das sinnlich Schöne und das glanzvoll Ideale gewinnend wirkt, und er sich das Verständniß jener mannigfaltigen charakteristischen Schönheit, deren sinnlicher Glanz vielfach durch Rauheiten getrübt ist, erst auf dem Wege der Bildung erobern muß. Die Grundlage dieser Sprache, zu welcher sie immer wie zu ihrem Schwerpunkt zurückkommt, ist allerdings die bequeme Nachlässigkeit des Gesprächstons; aber wie Aristophanes kann auch Horaz, wenn dazu eine Veranlassung vorliegt, feierlich reden. Man denke an jenes Orakel, das ihn vor dem Schwätzer warnt (sat. I, 9, 31):

Hunc neque dira venena nec hosticus auferet ensis,
nec laterum dolor aut tussis, nec tarda podagra:
garrulus hunc quando consumet cumque; loquaces,
si sapiat, vitet, simul atque adoleverit aetas.

Oder man denke an den feierlichen Bescheid des Trebatius Testa (sat. II, 1):

Ter uncti

transnanto Tiberim, somno quibus est opus alto,
irriguumque mero sub noctem corpus habento.

Und sind die gleichfolgenden Verse nicht eines Vergil würdig?

Neque enim quivis horrentia pilis
agmina nec fracta pereuntes cuspide Gallos
aut labentis equo describit vulnera Parthi.

Zumal wenn er versichert, wie gern er, wenn er sich dazu den Schwung zutraute, die kriegerischen Ereignisse seiner Zeit verherrlichen würde, steht er da an Gröfse des Ausdrucks hinter irgend wem zurück? Epist. II, 1, 252:

Terrarumque situs et flumina dicere et arces
montibus impositas et barbaras regna, tuisque
auspiciis totum confecta duella per orbem,
claustraque custodem pacis cohibentia Ianum,
et formidatam Parthis te principe Romam.

Das klingt doch gewifs nicht wie die gebildete Umgangssprache! Aber ebenso wenig darf man in der zwanglosen Natürlichkeit anderer Stellen ein bloßes Abbild der gebildeten Umgangssprache erblicken, wie es etwa damals, nachdem die Sprache

geschmeidig gemacht worden war, jeder Mann von Geist aus der höheren Gesellschaft hätte bieten können. Es gehörte vielmehr das individuelle Talent des Horaz dazu, um selbst unter so günstigen Bedingungen jenen klassischen Stil scheinbarer Kunstlosigkeit zu schaffen. Man höre z. B. den Horaz eine Fabel erzählen (sat. II, 3, 314):

Absentis ranae pullis vituli pede pressis
unus ubi effugit, matri denarrat, ut ingens
belua cognatos eliserit. Illa rogare,
quantane? Num tantum, sufflans se, magna fuisset?
„Maior dimidio.“ Num tantum? — Cum magis atque
se magis inflaret, „Non, si te ruperis“, inquit,
„par eris.“

Hier haben wir jenen knappen, bezeichnenden Stil, den sich Lessing für seine Fabeln in Prosa geschaffen. Aber diese Kürze hat hier nichts unangenehm Spitzes und Beabsichtigtes, wie so oft in jenen Fabeln Lessings. Wo, wie hier, die Form dem Inhalt durchaus adäquat ist, entsteht der Schein müheloser Leichtigkeit, welcher das Gefühl einer berechneten Kürze, in welcher kein Wort zu viel wäre, nicht aufkommen läßt. Wie kann man aber deshalb glauben, Mäcenass selbst oder irgend ein anderer aus seinem Kreise würde derartiges ungefähr auch so erzählt haben!

Dem Stil der Sermonen entspricht auch die Versform. Hin und wieder begegnet man Versen, deren Pracht und stolzer Rhythmus Vergils würdig wären; die meisten aber tragen den Charakter der Lässigkeit, obgleich der Abstufungen sehr viele sind. Jeder Lehrer weiß, daß die Hexameter des Horaz den Schülern die größten Schwierigkeiten bereiten. Nicht bloß Vergil ist ihnen leichter zu lesen, sondern selbst die lyrischen Versmaße scheinen ihnen nicht von fern so schwer wie diese Sermonen, welche doch in einem, seit lange ihnen vertrauten Rhythmus verfaßt sind. Der erste Gedanke des Schülers wird sein, daß das kunstlose und schlecht gebaute Verse seien (versus inculti et male nati). Giebt man aber zu erwägen, daß eben dieser Horaz den Lucilius bei aller Anerkennung seines Talentes mit dem nachdrücklichsten Spotte sträflicher, überstürzter Nachlässigkeit zieht, daß er ernstlich glaubt oder wenigstens zu glauben vorgiebt, nicht

minder als durch seine Waffen würde Rom durch seine Litteratur berühmt geworden sein, wenn seine Dichter langsamer gearbeitet und die Mühe des Feilens nicht gescheut hätten, so muß es dem Schüler klar werden, daß diese Rauheit der Verse eine beabsichtigte ist, und er wird mit einiger Anleitung finden, daß dieser Rhythmus durchaus mit der charakteristischen Mannigfaltigkeit des Stils in der Sermonen, wie wir ihn eben beschrieben haben, im Einklange ist. Horaz scheut sich nicht, gewisse, damals streng gewahrte rhythmische Gesetze des Hexameters in seinen Sermonen zu verletzen, offenbar weder aus Unkenntnis, noch aus Nachlässigkeit, sondern um einen weniger feierlichen und zugleich mannigfaltigeren Klang zu erzielen, wie er ihm für seinen Zweck angemessen schien. Nicht mit erhabenem, zornvollem Ernste, auch nicht mit der unverbrüchlichen Würde eines Philosophen, sondern mit dem Lächeln des Satirikers wollte er die Wahrheit verkünden (*ridentem dicere verum*). Eine rein poetische Wirkung würde die Gedankenmitteilung beeinträchtigt haben; eine Form aber, welche wie die von Horaz gewählte sich vielmehr die Schönheit des Bezeichnenden zum Ziel setzt und den reinen Wohlklang wie eine Klippe vermeidet, lenkt nicht ab von dem Gedanken, sondern unterstützt ihn mächtig. Deshalb setzt Horaz unbedenklich vier- und fünfsilbige Wörter an den Schluß des Verses oder läßt an dieser Stelle einem einsilbigen ein viersilbiges vorhergehen, deshalb erlaubt er sich die kühnsten Enjambements, deshalb ist er nicht ängstlich bemüht harte Verschleifungen und Synizesen zu vermeiden. „Umgekehrt freilich macht er keinen Gebrauch von manchen Lizenzen, welche die Kunstdichter der Zeit in den höheren Stilarten anwendeten; so z. B. findet sich nie der Spondeus an fünfter Stelle des Hexameters; ebensowenig Verlängerung von Endsilben oder Hiatus bei folgendem griechischen Worte“. (Lucian Müller, a. a. O. S. 77).

Ich rechne es mit zu den Hauptaufgaben der Horazinterpretation, die Form der Sermonen nach Gebühr zu würdigen und den Schüler dahin zu bringen, daß er als etwas Feines, Urbanes, Schönes empfindet, was ihm im Anfange wie eine holprichte Ungeschicklichkeit vorkam. Handelt es sich doch hierbei darum, einen Hauptsatz der Ästhetik zu begreifen und

zu einem Urtheil über die Schönheit der Form überhaupt zu gelangen. Man kann auf den Unterschied zwischen dem lyrischen und dramatischen Vers hinweisen, kann der Äußerung Lessings über seine Verse in Nathan dem Weisen Erwähnung thun, daß diese Verse, wenn sie viel besser wären, viel schlechter sein würden. Auch von den rauhen und doch so dramatischen Versen Kleists und Shakespeares empfiehlt es sich zu reden und damit die Pracht und den Wohllaut der Schillerschen Verse im Drama und die sanfte Gleichmäßigkeit der Verse in der Iphigenie und im Tasso zu vergleichen. An bekanntem Stoffe kann man den Schüler also zum Nachdenken über die Form anleiten und ihn dadurch vor einer Überschätzung des sinnlichen Wohllauts wie vor einer Unterschätzung der temperierten Redeweise bewahren. Horaz war ein Dichter, der über die Gesetze der Form nachgedacht hatte und ernstlich bemüht war jenen Resultaten seines Nachdenkens Gemäßes zu schaffen. Er schrieb überhaupt mit einem hohen Grade von Bewußtsein und glich durchaus nicht jenen Dichtern, die im Taumel der Verzückung die Fessel der Form abwerfen. Inmitten aller Freiheiten, die er sich nahm, blieb er strengen Gesetzen mit Bewußtsein unterthan. Man darf also wohl behaupten, daß er diese *inaequabilis dicendi asperitas* in seinen Sermonen *ad rationem et artem revocavit*.

15.

Schwerer noch ist es für den Schüler, die höhere Berechtigung jener halb scheinbaren, halb willkürlichen Nachlässigkeit zu erfassen, mit welcher die Gedanken in den Sermonen an einander gefügt werden. Der Schüler trägt in sich nach so langen Jahren strengster Zucht ein zu eng gefaßtes Ideal korrekter Schönheit, dem kaum die Meisterwerke der alten und modernen Litteraturen recht entsprechen wollen. Auf der obersten Stufe gilt es, wie hinsichtlich der Grammatik, so auch in seinen Urtheilen über Litteratur und Kunst, ihm zu diesem Sinne strenger Gesetzmäßigkeit etwas von jener Liberalität des Urtheils zu verschaffen, welche den Geist offen erhält und vor dünkelfhaftem Absprechen dem Bedeutenden gegenüber bewahrt,

falls darin diese oder jene subalterne Eigenschaft vermisst werden sollte. Dafs die Art, wie Horaz seine Gedanken in den Sermonen entwickelt, gefällt, ist klar; es gilt nun zu begreifen, dafs sie auch gefallen dürfe. Aus Lessings Dramaturgie hat der Schüler das Genie als den Urquell der Regeln kennen gelernt. An mehr als einer Stelle hat ihm Lessing bewiesen, dafs man für untergeordnete Fehler Verzeihung gewähren müsse, wenn dafür höhere Schönheiten geboten werden. Das sind nun zwar gefährliche Sätze; aber doch, meine ich, darf es die Schule nicht ganz der Unmethode des späteren Zufalls überlassen, das Ideal von Korrektheit und Gesetzmäßigkeit, welches sie in die Seele des Schülers gepflanzt hat, zu modifizieren. Nur zu bereitwillig wird er sonst sein, sobald er der zu engen Grenzen, die man ihm früher gezogen, inne wird, alle Regeln und Gesetze wie einen pedantischen Zwang seines unmündigen Alters von sich zu werfen. In der Prima soll man demnach weitere Ausblicke eröffnen und den Schüler fähig machen die Ausnahmen mit seinen Regeln zu versöhnen und auch zwischen dem Buchstaben und dem Geist eines Gesetzes zu unterscheiden.

Von einer wie herrlichen Wirkung müssen in dieser Hinsicht die Sermonen des Horaz sein, wenn sie von einem geistig freien Lehrer interpretiert werden! Von Pedanterie ist hier keine Spur. Ist aber auch der Ordnung und Gesetzmäßigkeit genügt? „Die Formen eines Ganzen, eines plastischen Gebildes“, sagt Lehrs (p. CLIX), „wurden dem Horaz keineswegs leicht“. „Auch in der Art, wie Horaz seine Schriftstellerei trieb, zeigt sich sein Aristippismus“. „In späteren Jahren sagte er sich von dieser Beschwerlichkeit (ein Ganzes zu gestalten) los“. Er nahm oder erfand sich die Form der Epistel d. h. die Form der Formlosigkeit“. „Jenen Charakter des Lockeren, Springenden, Unvollständigen, ungleichmäfsig Ausgeführten mufs man erwarten und anerkennen.“ So glücklich auch in diesen Ausdrücken die Freiheit der Sermonenform charakterisiert wird, vermisst man doch die rückhaltlose Anerkennung, dafs diese Form eine berechtigte und für den Zweck, den sich Horaz gesetzt hatte, durchaus glücklich gewählte ist, obgleich zugegeben werden mufs, dafs hier und da, namentlich in der epistula ad

Pisones, die Grenzen der dieser Gattung zu gestattenden Zwanglosigkeit überschritten sind. Selbst ein so wohlwollender und der Dichterindividualität des Horaz so nahe verwandter Beurteiler, wie Wieland war, gesteht, daß die Freiheit und angenehme Nachlässigkeit des Briefstils hier nicht mehr ausreichen wolle den Dichter zu entschuldigen. Doch ist er an anderen Stellen, unter dem Eindrucke des stets gelungenen Einzelnen, doch willig das Ganze zu rechtfertigen und dem Dichter „in seinem schlendernden Gange nachzuschleichen“.

Für die Sprache des Horaz in den Sermonen ist jedenfalls kein Lob zu groß. Sie besitzt im höchsten Grade die hohe Eigenschaft der Proprietät, sie zeichnet sich durch Kühnheit wie durch Mannigfaltigkeit aus. Ebenso tragen die Gedanken alle das Gepräge einer langsam gezeitigten Reife. Nirgends zeigt sich eine Spur, daß Horaz seinem Geiste etwas abgerungen hat. Alles dies scheinen Gedanken, welche ohne jede Nebenrücksicht, nachdem sie im stillen Nachdenken sich gekräftigt hatten, auf eine leise Veranlassung hin aus dem Dunkel der Seele herausgetreten sind. Dieses aber ist das höchste Lob, welches man einem Dichter und Schriftsteller spenden kann. Unter den Tausenden, welche den Kampfplatz der Litteratur betreten haben, gebührt es nur wenigen Auserlesenen. Wie aber steht es, frage ich weiter, mit der Anordnung der Gedanken in diesen Sermonen? Von Anfang an bemüht man sich den Schüler an ein übersichtliches Disponieren, wie es sich mit Notwendigkeit aus dem einheitlichen Grundgedanken ergibt, zu gewöhnen. Auch in der Prima erklärt man sich nicht mit gelungenen Einzelheiten zufrieden, wenn das Ganze seines Aufsatzes willkürlich und zusammenhangslos ist. Seine Aufmerksamkeit ist also, wenn er methodisch zum Aufsatze angeleitet worden ist, für Fehler in der Disposition geschärft. Bietet jenes Lockere, Springende, Unvollständige, ungleichmäfsig Ausgeführte dieser Sermonen ihm da nicht ein verführerisches Beispiel? Zunächst also lasse man den Schüler dieser Stufe ahnen, daß nicht bloß die Pfade des Lebens, sondern auch die Pfade der Kunst verworrener sind, als seine Schulweisheit sich träumen läßt, ermahne ihn aber zugleich, trotz aller Freiheit, die er überlegene Geister sich

gelegentlich nehmen sieht, mit kindlicher Ehrfurcht seinem strengen Gesetze zu gehorchen, weil nur, wer als Unfertiger diesem Gesetze willig unterthan gewesen ist, später als Reifer Freiheit von Willkür wird zu unterscheiden wissen.

Vergebens werden ungebundne Geister

Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,

Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Sodann mache man ihm begreiflich, daß eine unverbrüchliche Ordnung in der Gedankenentwicklung dem Charakter dieser Litteraturgattung widerspricht und sie frostig, zu augenscheinlich lehrhaft, verstandesmäfsig nüchtern gemacht haben würde. Andererseits streitet aber auch die Unordnung mit der Kunst. Die höchste Schönheit, zumal in dieser Litteraturgattung, würde demnach darin bestehen, gut geordnet zu schreiben, aber durch mannigfaltige Mittel, bald durch poetischen Schmuck, bald auch durch anmutigen Übermut diese Ordnung zu verdecken. Man kann darauf hinweisen, daß das Werk des Schriftstellers die Natur nachahmen soll, welche die Übergänge überall sich abzuschleifen bemüht. Die wahre Ordnung aber ist kein Traum der Pedanten, sondern etwas Natürliches. Auch den kühnsten Schöpfungen der Phantasie wird demnach die richtig verstandene Ordnung eingeboren sein, obgleich sie nicht so klar an der Oberfläche liegt als in den Werken, welche die nüchterne Besonnenheit geboren hat. So wird Horaz, weil er auch in den Sermonen häufiger und in höherem Grade Dichter ist, als er selbst scheinen will, durch Einzelheiten stetig angezogen und von dem Wege abgelenkt, den ein nüchterner Kopf nach ausgeklügelten Partitionen eingeschlagen haben würde. Natürlich kann jene natürliche und unverlierbare Klarheit in der Gedankenausprägung ohne die bewufste Absicht disponiert zu schreiben nur in einem kleinen Ganzen bestehen, welches man sich als unter einem einzigen Gedankenimpuls entstanden vorstellen kann. Sobald fremde Gedanken dazwischen kommen, kann nur durch die Absicht ein passendes Verhältnis zwischen den Teilen hergestellt werden. So sind nicht blofs in der epistula ad Pisones, sondern auch in anderen

Sermonen mehrere, ursprünglich von einander unabhängige Gedankenbewegungen zu einem Ganzen vereinigt, welches dann begreiflicherweise den höchsten Anforderungen hinsichtlich der Einheit und Geschlossenheit der Komposition nicht genügt.

Der Schüler begreife, daß jene vernünftige Ordnung auf ein Ziel gerichteter Gedanke, welche wir Disposition nennen, *φύσει* ist, nicht bloß *θέσει*, indem jeder klare Kopf disponiert schreibt, auch wenn er nie von der Notwendigkeit seine Gedanken künstlich zu ordnen hat sprechen hören. Man muß demnach zwischen der künstlichen, schulmäßigen Disposition und dieser natürlichen unterscheiden. Jene will die Ordnung und gefällt sich oft im Übermaß des Teilens und Unterteilens; dieser bietet sich die Ordnung ungesucht dar, so lange nicht eine andere Fähigkeit dazwischen tritt, so lange z. B. nicht der Witz, die satirische Laune, die starke Anziehung, welche das Einzelne übt, einer gleichmäßigen Entwicklung des Gedankens entgegenarbeiten. So hat auch Horaz oft sich durch das Einzelne und die Laune des Augenblicks auf Seitenwege ablenken lassen. Meist kehrt er wohl nach einiger Zeit auf den verlassenen Weg zurück, so daß das Ganze, aus einiger Entfernung gesehen, sich doch in gerader Richtung vorwärts zu bewegen scheint; mitunter aber bleibt er bei dem neuen Gedanken und verliert offenbar die Richtung.

So mag man den Schüler allmählich auf einen Satz vorbereiten, der auf der Schule wie eine arge Ketzerei klingt, mit welchem man aber doch nicht zurückhalten kann, wenn man ihm eine lästige Verirrung seines ästhetischen Urteils ersparen will. Man wird ihm zum Schluß gestehen müssen, daß Dispositionslosigkeit von den ästhetischen Übeln nicht das größte ist. Wie viele Romane und Dramen sind von tadelloser Anlage und entbehren doch der eigentlichen poetischen Eigenschaften! Wie manches Stück umgekehrt ist von gewaltigster Wirkung, trotzdem sich vieles gegen seinen Bau vorbringen läßt! Gewiß muß beiden Rücksichten genügt sein, damit etwas Vollendetes entstehe; aber wie es verkehrt wäre, die peinliche Ordnungsliebe, so hoch sie anzuschlagen ist, als die moralische Tugend *κατ' ἐξοχήν* zu betrachten, so soll man auch nicht wännen, die Gewohnheit streng zu disponieren sei die erste und vor-

nehmste Schriftstellereigenschaft. Man kann in dieser Hinsicht auf Lessing verweisen, in dessen kritischen Schriften Strenge der Methode mit einer grossen Freiheit des Disponierens sich vereinigt findet. Vor allem aber soll man dem Dichter in diesem Punkte Nachsicht gewähren. Seine Göttin ist nicht der Verstand, sondern die Phantasie, die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis. Aus dem, was oben über den Gesamtcharakter der Sermonen gesagt ist, geht ferner hervor, daß eine gewisse, über das gewöhnliche Maass hinausgehende Freiheit in der Anordnung hier sogar notwendig ist, damit diese Gattung das darstelle, was sie darstellen will, nämlich das Ideal einer gebildeten, bald moralisierenden, bald kunstbetrachtenden Unterhaltung.

Nachdem die so schwer zu würdigende Form der Sermonen charakterisiert ist, bleibt noch übrig den Gedankeninhalt dieser Dichtungen unter Gesichtspunkte zu ordnen. Für jede dieser Gedankenreihen muß auf der Schule Zeit gewonnen werden. Bei den meisten wird man eine bezeichnende Epistel oder Satire, mitunter sogar bloß eine bezeichnende Stelle auswählen müssen, um diese dann zu dem Ganzen durch Interpretation zu erweitern. In dieser Weise kann man den Schülern den ganzen Horaz bieten und wird den besseren unter ihnen zugleich das sehnüchtige Verlangen erwecken jene nicht gelesenen, nur erwähnten Teile, für deren Verständnis man sie vorbereitet hat, durch Privatstudium zu bewältigen.

16.

Eine andere Frage wäre die nach dem Charakter derer, welche Horaz in seinen Episteln anredet. Diesem Punkte kann ich keine große Bedeutung beimessen. Wir lernen keinen von den Freunden des Horaz aus seinen Oden und Episteln recht kennen. Selbst von Augustus und Mäcenat würde man aus Horaz allein sich kein richtiges und scharfes Bild schaffen können: es handelt sich immer nur um freundliche Anreden und Widmungen. Zum Charakterisieren gehört aber mehr, vor allem Freiheit dem Gegenstande seiner Darstellung gegenüber. Horaz konnte den Freunden allenfalls einen freundlichen Rat

geben, konnte sie trösten im Unglück, wenn sie verzagten, konnte sie an die Unbeständigkeit des Glücks erinnern, wenn sie im Glücke waren; aber er konnte nicht Licht und Schatten verteilend, ihnen ihr wahres Bild vorhalten. Das wäre unhöflich gewesen, und man würde sich bald vor ihm wie vor dem bösen Feinde gehütet haben. Ebensowenig aber lernt man aus seinen Satiren und Epoden diejenigen in Wahrheit kennen, die er anfeindet. Wer würde es unternehmen wollen, den Mävius oder die Canidia nach Horaz zu charakterisieren? Aus seinem Freundes- und Feindeskreise schauen uns also keine mit greifbarer Klarheit gezeichneten Gesichter entgegen. Es wäre das ein Fehler, wenn Horaz ein dramatischer Dichter wäre. So aber ist es unbillig, von ihm etwas zu verlangen, wozu ihn die Dichtgattungen, welche er sich erwählt hatte, nicht verpflichteten. Es handelt sich darin stets nur um gelegentliche Erwähnungen von Personen.

Es ist demnach von der höchsten Wichtigkeit, daß man die Horazischen Episteln in ihrem Verhältnis zu denen, an welche sie gerichtet sind, richtig zu erfassen lehre. Vor allem halte man an dem Satze fest, daß jedes reife Kunstwerk den Schlüssel zu seinem Verständnis in sich trägt. Horaz hat sicherlich seine Episteln nicht nur für den engeren Kreis seiner Freunde bestimmt. Ohne Zweifel hat er ihnen also der Hauptsache nach alles auch für eine ferne Nachwelt Notwendige mitgegeben. Er träumte ja doch von Unsterblichkeit, wenn sich diese Träume auch glänzender, als er damals hoffen konnte, erfüllt haben. Von fast allen Erklärern wird aber die Bedeutung dieser persönlichen Beziehungen überschätzt; von keinem vielleicht mehr als von Wieland, welcher sie zur Hauptquelle der Erklärung macht. Im Gegensatz dazu mache man den Schülern klar, daß die Episteln des Horaz für alle bestimmt sind und stets Themata behandeln, welche nicht für diesen einen Freund ausschließlich oder auch nur in höherem Grade interessant waren, sondern die auf Interesse bei allen Gebildeten für alle Zeiten rechnen durften. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß mitunter auf persönliche Beziehungen hingedeutet wird, die uns heute unbekannt sind. Wo sich derartiges durch scharfsinnige Kombinationen

aufhellen läßt, wird jeder Freund des Horaz es mit Dank hinnehmen; aber für die Hauptsache erwarte man von dieser Seite kein neues Licht. Was dem Horaz selbst wichtig schien, hat er direkt und unzweideutig für den, der Ohren hat zu hören, herausgesagt. Selbst in den wenigen Episteln, welche gewöhnlichen Briefen ähnlich sind, sehen wir ihn bemüht seinem Gegenstande ein höheres Interesse zu geben. Nicht einmal dieses kann man zugeben, daß Horaz jede Epistel an denjenigen von seinen Freunden gerichtet hat, welchem er für eine Frage dieser Art ein besonders feines Verständniß zu-traute. Wer sind z. B. die Pisonen? Niemand kennt sie. Von allen denen, mit welchen unser Dichter verkehrte, sollte niemand fähiger gewesen sein seine Ansichten über die Kunst zu erfassen? Kaum glaublich. Auch vergift man diese Pisonen ganz während des Lesens. Wenn hier und da ihr Name wiederkehrt, wundert man sich fast über die Erwähnung. So ganz und gar ist man vielmehr mit den vorgetragenen Gedanken beschäftigt. Wieland selbst, so sicher er sonst ist, tausend Aufschlüsse aus jeder Epistel über den Charakter des Empfängers gewinnen zu können, gesteht doch in der Einleitung zur *epistula ad Pisones*, Horaz vergesse hier öfters, daß er — nicht allein sei. Die längeren Episteln namentlich wird man vielmehr als moralische oder ästhetische Essays definieren können, für welche bei jedem Gebildeten, jedenfalls bei jedem Freunde des Horaz Interesse vorauszusetzen war, und die er deshalb ebenso gut diesem als vielen anderen widmen konnte. Mitunter mag das behandelte Thema dem Einzelnen, dem die Epistel gewidmet ist, wirklich etwas näher gelegen haben; aber jedenfalls ist Horaz nicht bemüht gewesen diesem höheren Grade von Interesse bei der sachlichen Behandlung einen bemerkenswerten Einfluß zu gewähren. Seine Widmungen waren Huldigungen der Freundschaft. Wissen wir doch sogar vom Augustus, wie viel ihm daran lag, sich solche Gaben dargebracht zu sehen. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht die letzte Epistel. Auf eine gleichgültige Veranlassung hin richtet hier Horaz an die Pisonen eine Epistel, in welcher das sachliche Interesse dermaßen überwiegt, daß es die Pisonen fast verdrießen mußte, sich, die Angeredeten, so ganz ignoriert

zu sehen. „Seine Beziehungen zu den Pisonen“, sagt Spengel (Philol. XVIII, p. 108), „kennen wir nicht, und die wenigen Hinweisungen in diesem Briefe gestatten keine sicheren Schlüsse. Doch ist einleuchtend, daß, was zunächst diesen gesagt ist, seine gröfsere, ja allgemeine Geltung haben sollte“. Und Lehrs erklärt im zuversichtlichsten Tone (p. CCX): „Nicht für die Pisonen schrieb Horaz die *ars poetica*“.

17.

Auch als Spiegel der Augusteischen Zeit überhaupt gefafst kann Horaz seine fruchtbarsten Seiten nicht enthüllen. Die meisten Verkehrtheiten seiner Zeit weifs er ja doch auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen; so daß die Farben der Zeit, welche er darüber breitet, nur eine leichte, dabei die Anschaulichkeit und das Interesse erhöhende Modifikation des Substantiellen hervorbringen. Dieses philosophische Bedürfnis, über die zufällige Erscheinungsform in die Tiefe zu dringen, ist für Horaz charakteristisch. Gleichwohl findet sich auch in seinen Satiren manches blofs Zeitliche, welches nicht in dem Grunde des allgemein Menschlichen festgeankert ist. Auch auf dieses verlohnt es sich hinzuweisen, einerseits weil dieses Detail das Bild der Zeit vor dem innern Auge des Schülers lebendig macht, sodann weil es, ganz abgesehen von dem Inhalt, wegen der Kunst der Darstellung auf Interesse Anspruch hat, endlich weil sich durch diesen Gegensatz die tiefere Bedeutsamkeit der eigentlich philosophischen Satire des Horaz klar machen läfst. Übrigens wird jeder, je nach dem Umkreise seiner äufseren Erfahrungen, auch für diese vorwiegend zeitlichen Typen der Horazischen Satire Analogieen in der heutigen Zeit zu erkennen vermögen. Hierher gehört die lästige und abgeschmackte Aufdringlichkeit der Dichter, die überall und oft zu unpassendster Zeit ihre Gedichte vorlesen (sat. I, 4, 75. Vergl. auch die Schilderung des *recitator acerbus* am Schlufs der *epistula ad Pisones*). Auch in der Epistel an Augustus (II, 1, 220) schildert er diese Dichter als aufdringlich, empfindlich, eitel, anspruchsvoll und gierig. Ich erinnere ferner an den lästigen Streber, welcher sich auf der *sacra via* zu

Horaz gesellt und durch ihn dem Mäcenat empfohlen werden möchte (sat. I, 9). — Damasippus (sat. II, 3) hat sein Vermögen verspekuliert, wurde dann Antiquitätenkenner, kaufte mit Glück Häuser und Gärten. Nunc excussus propriis aliena negotia curat. — Die zeitliche Erscheinung der luxuria, Repräsentant Nomentanus (sat. II, 1), filius Aesopi (sat. II, 3, 240), progenies Arri (v. 245). — Füglich ungelesen bleiben wird, was Horaz über die Geheimnisse der damaligen Kochkunst offenbart (sat. II, 4 und 8). Auch das Thema der Habsucht wird an vielen Stellen der Oden und Sermonen tiefer erfaßt, als daß wir die sehr launige aber bloß zeitgemäße Behandlung in der fünften Satire des zweiten Buches, in welcher Tiresias dem Ulixes die Erbschleicherei empfiehlt, mit unseren Schülern zu lesen brauchten. — Auch der Typus des ungebildeten Reichen (Nasidienus, sat. II, 8) kann der Schule fern bleiben. Zwar verspottet Horaz hier nicht bloß die Plumpheit des äußeren Benehmens, sondern es enthält diese Satire ein indirektes Lob der frugalitas. „Divitias miseras“ ruft Horaz dazwischen, als Nasidienus mit seinen Weinsorten prahlt. Doch das lernen wir aus andern Satiren besser.

In die litterarischen Gönnerschaften und in die pfffigen und doch plumpen Erpressungsversuche jener Zeit gewähren die siebzehnte und achtzehnte Epistel des ersten Buchs einen Einblick. Sie sind zwar der Hauptsache nach ebenfalls bloße Zeitbilder und darum für die Zwecke des höheren Unterrichts weniger ergiebig; aber Horaz hat es doch verstanden, auch dieses Thema in seine Philosophie münden zu lassen. Außerdem charakterisieren die hier vorgetragenen Grundsätze den Horaz selbst und lehren uns seine Stellung zu Mäcenat verstehen.

In unpolitischen Zeitaltern steigt das Interesse an der Litteratur. So auch zur Zeit des Horaz. Das Dichten wurde immer allgemeiner, wiewohl Horaz übermütig übertreibt, wie ja in der Satire als solcher die Tendenz zur karikierenden Übertreibung liegt (epist. II, 1, 108):

Mutavit mentem populus levis et calet uno
scribendi studio; pueri patresque severi
fronde comas vincti cenant et carmina dictant.

unter dem Rektor Flavius, die von Kindern angesehener Leute besucht wurde, doch für seinen Sohn Quintus nicht gut genug. Er brachte ihm das Opfer seinen Acker zu verkaufen, seine Stellung in Venusia aufzugeben und mit ihm nach Rom zu ziehen, um ihn dort in allem, was Ritter und Senatoren ihre Sprößlinge lernen ließen, selbst auch unterrichten zu lassen. Ein großer Entschluß, der weit kühner war in der damaligen Zeit, als er heute scheinen würde! Deshalb nennt ihn Horaz aber auch den besten der Väter. Indessen wollte er nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er mochte wohl fühlen, daß er seinen Sohn, falls sein Anzug und Auftreten gar zu bescheiden wäre, dem Spotte der Schulkameraden aussetzen würde. Deshalb ließ er es an nichts, was die Sitte in Rom verlangte, fehlen, sorgte für prächtige Kleider und gab ihm einen Sklaven zur Begleitung. Wer's sah, meint Horaz, mußte glauben, daß dieser Aufwand mit dem Gelde eines reichen Großvaters bestritten wurde.

Nach der pietätvollen Schilderung des Sohnes erblicken wir in dem Vater einen Mann von ehrlicher Gradheit des Herzens, dem es eine heilige Pflicht schien, seinem Sohne in dem falschem Glanze der Hauptstadt die altväterische Ehrbarkeit zu erhalten. Nicht nur, um dem Augustus sich angenehm zu machen, hat Horaz nachher die alten Römertugenden verherrlicht: seine angeborene Neigung, welche durch die Erziehung zur Gewohnheit befestigt wurde, zog ihn nach dieser Seite hin. Auch die Keime zur Satire wurden schon damals in ihm gepflanzt. Nicht bloß hütete der Vater mit der peinlichsten Sorgfalt die Reinheit seines Gemütes, sondern machte ihn auch warnend auf die Verkehrtheiten anderer aufmerksam.

Die Jugend des Horaz wird sich mit den in Rom allgemein üblichen Objekten genährt haben. Das Hauptgewicht wurde sicherlich auch vom „schlägereichen“ Orbilius auf die Rhetorik gelegt. Er selbst erzählt nur, dort habe er gelernt, *iratus Graius quantum nocuisset Achilles*, was weniger umständlich ausgedrückt und in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzt heißen würde, dort habe er die Ilias gelesen.

Nach Anlegung der Mannestoga gingen vornehme römische Jünglinge damals Studierens halber und um ihrem Geiste einen

feineren Schliff zu geben, nach Athen. Denn das besiegte Griechenland hatte den wilden Sieger unterjocht; ja, es genoß damals ein größeres Ansehen als zuvor. Gab es im Altertum auch keine Universitäten in dem heutigen Sinne des Worts, so gab es doch viele Sitze der Gelehrsamkeit, wo so ziemlich alles für wissenwert Gehaltene gelehrt wurde. Rhetorik und Philosophie waren die beiden Disciplinen, die alles andere überstrahlten und sich nicht selten rivalisierend befehdeten. Von vielen Griechen wurden beide in Rom sowie in den Städten Griechenlands und Kleinasiens und auf den anliegenden Inseln gelehrt. Alle anderen Städte aber wurden durch den litterarischen Ruhm Athens in Schatten gestellt. Die glorreiche politische Vergangenheit nicht minder als die herrliche, durch keine Vergessenheit je auszulöschende Blüte der Kunst und Litteratur machte diese Stadt zu einer heiligen. Dort fanden sich die berühmtesten Rhetoren und Philosophen zusammen. Die Stätte, welche Sokrates und Plato geweiht hatten, schien für immer ein Wallfahrtsort der Philosophen bleiben zu sollen. Die anderen Wissenschaften wurden gesondert für sich nicht gelehrt. Die Astronomie, Medicin, Rechts- und Naturwissenschaft ordneten sich der Philosophie als Teile unter. Was die philologischen Studien betrifft, so blühten sie zwar seit dem Abblühen der klassischen griechischen Litteratur; aber sie fanden doch nicht, wie die Philosophie und Rhetorik, eine allgemeine und bevorzugte Pflege. Von der Rechtswissenschaft wurde das Staatsrecht unter dem Titel Politik der Ethik angefügt; das Privatrecht aber zu lehren, überließen die Römer der Praxis und dem Leben selbst.

Für die Staatsverwaltung sich geschickt zu machen, lag dem Horaz nicht im Sinne: zu schöner Menschlichkeit vielmehr wollte er sich bilden. Jene griechischen Muster, die er nachher seinen Zeitgenossen so warm empfahlen, in Athen studierte er sie. Auch der Philosophie widmete er die gebührende Aufmerksamkeit. Das Krumme, sagt er, habe er dort vom Graden unterscheiden lernen und habe die Wahrheit im Haine des Akademos gesucht. Unter seinen Lehrern werden der Akademiker Theomnestus und der Peripatetiker Kratippus genannt. Über die Dauer seines Aufenthalts fehlt es durchaus

an genaueren Nachrichten. Keines von seinen vorhandenen Gedichten reicht soweit zurück; ja, er bekennt ausdrücklich, daß er erst nach seiner Rückkehr sich der Poesie gewidmet habe. In der zehnten Satire des ersten Buches redet er allerdings von griechischen Versen, die er in Athen gemacht habe. Zu verwundern wäre es freilich sehr, wenn er das zwanzigste Lebensjahr überschritten hätte, ohne sich seines Dichterberufs bewußt zu werden.

Dort in Athen schloß er viele Freundschaften. Besaß er auch keine Ahnen, so besaß er doch einen lebenswürdigen, heiteren Sinn, und selbst Hochgeborene verkehrten gern mit ihm. Auch M. Brutus, dem nach dem Morde Cäsars die Provinz Macedonien vom Senat angewiesen war, hielt sich damals in Athen auf. Die Philosophie war ihm nach Plutarch nur ein Vorwand, in Wahrheit habe er unter den jungen Römern dort für seine Partei werben wollen, wohingegen aus Ciceros Briefen klar ersichtlich ist, daß er durch die naturgemäße und unentrinnbare Entwicklung der Ereignisse zum Kriege gezwungen wurde. Wimmelte doch in Thessalien, Macedonien und Griechenland alles von Soldaten, Flüchtlingen und Unzufriedenen, und Brutus mußte der Führer dieses Heers werden, welches bald auf acht Legionen anwuchs.

20.

Die ernstesten Ereignisse, die nun folgten, entfernten Horaz bald von dem lieb gewordenen Orte und zogen ihn in den Strudel des Krieges. Er wurde sogar von Brutus zum *tribunus militum* gemacht, woraus Lessing glaubt schließen zu können, daß er besonders kriegstüchtig gewesen sei. Wohl mit Unrecht. Brutus hegte vielmehr von ihm die Erwartung, daß er recht kriegstüchtig werden würde. Wenn Horaz, ohne gezwungen zu sein, an diesem Kriege teilnahm, so befand er sich im Augenblicke des Entschlusses in Unkenntnis seiner eigenen Natur. Es ist weniger Gewicht darauf zu legen, daß er sich später selbst unerfahren im Kriege (*rudem belli*), körperlich unbrauchbar (*parum firmum*) nennt: von größerem Gewichte ist die von ihm so oft und so unzweideutig ausgesprochene Ab-

neigung gegen alles Politische und Militärische. Die entschieden unkriegerische Gesinnung, die sich in dem, was er geschrieben, verrät, ist nicht dem Studium der Philosophie erst entsprossen, sondern ihm natürlich und im engsten Zusammenhange mit den originellsten Seiten seines Wesens. In den Jugendjahren aber befassen wir uns oft mit Dingen, die unserer Natur fern liegen. Wir sind eben nachahmende Geschöpfe, und besonders in diesen Jahren vermag das Beispiel und die Überredung anderer gar viel über uns. Nichts aber steckt leichter an als die Kriegslust. So vergafs auch Horaz ganz sich selbst, als täglich um ihn herum aus aller Munde die Worte: „Kampf, Sieg, Freiheit“ ertönten. Alles beweist, dafs sein Enthusiasmus sich bald auf Nimmerwiederkehren abgekühlt hat.

Der Einwand übrigens, Brutus habe doch nicht einen ahnenlosen Jüngling, den Sohn eines Freigelassenen, ohne alle militärische Kenntnisse, zu einem so hohen Posten erheben können, widerlegt sich leicht. Erstens war die damalige Kriegswissenschaft weniger verwickelt als die heutige; sodann hatte auch damals noch jeder Römer ein Recht von Natur für den Krieg wie geschaffen geglaubt zu werden. Horaz nun gerade machte eine Ausnahme. Die Freude am Erkennen und Meditieren und das Streben nach friedlich behaglichem Genusse überwog bei ihm die Freude am Handeln. Das konnte Brutus aber nicht wissen, um so weniger als Horaz sich damals dessen selbst noch nicht bewußt geworden war.

Wenn Horaz nun gleich im Anfange an diesem Feldzuge teilgenommen hat, so muß er auch mit Brutus in Asien gewesen und gegen die Lykier und andere Völker jener Gegend marschiert sein. Schon aus der genauen Beschreibung gewisser Örtlichkeiten in Asien scheint das vielen wahrscheinlich. Wer Lebedus z. B. so erwähnt, wie Horaz in der 11. Epistel des ersten Buches, so den Hellespont in der 3. Epistel des ersten Buches, müsse, meint man, selbst dort gewesen sein. Auch den Rechtshandel vor dem Tribunal des Brutus in Clazomenae, den er so schalkhaft erzählt, habe so nur, wer selbst zugegen gewesen, beschreiben können. Der Anfang ferner der Ode an den Pompejus Varus (II, 7) rede doch von den Gefahren eines Feldzuges, nicht blofs einer einzelnen Schlacht.

Hat man aber kein Recht den Horaz für besonders kriegerisch und kriegstüchtig zu halten, so wäre es auch äußerst unbillig, ihn schimpflich feige zu nennen, weil er bei Philippi, als die Niederlage entschieden war, mit so vielen andern lieber fliehen, als im Gewühl der Schlacht einen Tod suchen wollte, welcher der schon verlorenen Sache des Brutus keinerlei Nutzen gebracht hätte. Lessing hat die Anklage der Feigheit, die man gegen den Dichter auf sein eigenes Geständnis fußend erhoben hat, widerlegt; aber er geht im Eifer nach der andern Seite zu weit und schreibt ihm Eigenschaften zu, von denen wir Grund haben anzunehmen, daß sie ihm gefehlt haben. Selbst wenn der schimpflich weggeworfene Schild (II, 7, 10) nicht auf Nachahmung des Archilochus und Alcäus zu setzen wäre, müßte es als übereilt gelten, darauf eine Anklage schimpflicher Feigheit zu gründen.

Sicher ist, daß Horaz von aller Kriegslust für die übrige Zeit seines Lebens geheilt war. Zum Unglück befand sich Venusia, seine Vaterstadt, unter jenen achtzehn Städten, deren Äcker von den siegreichen Triumvirn unter ihre Veteranen verteilt wurden. Das brachte auch unsern Dichter, dessen Vater inzwischen gestorben war, in eine verzweiflungsvolle Lage. Er kehrte, wie man gewöhnlich annimmt, nachdem er auf der Seefahrt beim Vorgebirge Palinurus an der Küste Lukaniens beinahe Schiffbruch gelitten, nach Venusia zurück und kaufte sich dann in Rom mit dem Wenigen, was von seiner väterlichen Erbschaft übrig war, eine Schreiberstelle. Sehr lange hat er dieses Amt gewiß nicht verwaltet. An einer einzigen Stelle seiner Satiren findet sich eine Hindeutung darauf. Er konnte unmöglich in einer solchen Beschäftigung ein Genügen finden; deshalb sträubte sich wohl seine Erinnerung in diese Zeit seines Lebens zurückzukehren. In dieser Niedrigkeit, dies sind seine eigenen Worte, in diesem Zustande, wo ihm die Flügel beschnitten waren, nach dem Verluste seines väterlichen Hauses und Ackers, trieb ihn die Armut, die kühne, Verse zu machen d. h. mit dem Dichten sein Glück zu versuchen. Diese Stelle hat den Erklärern große Schwierigkeiten bereitet. Durch keine Kunst der Interpretation schien dieses daraus entfernt werden zu können, daß Horaz des Geldes

wegen gedichtet habe. Ist das denn so schlimm? haben andere geantwortet. Hat nicht auch der junge Goethe zuerst für Geld Gelegenheitsgedichte verfaßt? Andere meinen, man müsse hier, wie an so mancher anderen Stelle, den Horaz gegen ihn selbst verteidigen. Es könne nichts Wahres an der Sache sein. Mit Jamben d. h. Schmähgedichten habe Horaz angefangen. Dergleichen bringe kein Geld ein. Das ist nun freilich übereilt geschlossen. An ein Honorar für die einzelnen Gedichte ist ja nicht zu denken, und daß Horaz von denen selbst, die er in Jamben geschmäht, für diesen Dienst nichts ansgezahlt bekommen hat, steht völlig außer Zweifel. Was hindert uns aber jenen Worten von der *audax paupertas* den Sinn unterzulegen, daß Horaz durch Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst, wie so viele andere, und wie ihm das ja auch gelungen ist, die Augen eines reichen und einflußreichen Gönners auf sich zu ziehen hoffte?

Man erwäge die Hauptabsicht jener Epistel an den Florus (II, 2). Horaz will sich seiner lästig quälenden Freunde erwehren. Florus selbst möchte von ihm lyrische Gedichte zugeschickt bekommen, ein zweiter erwartet Jamben, ein dritter fordert ihn auf Satiren zu schreiben. Umsonst hat er dem Florus beim Scheiden erklärt, er sei faul und unbrauchbar für dergleichen Gefälligkeiten. Man beschuldigt ihn nun, sein Wort nicht zu halten, weil die Gedichte, auf die man sich Aussicht gemacht, nicht ankommen. Horaz hätte ernsthaft auf alles dieses so antworten können: „Dergleichen befiehlt sich nicht. Man ist als Dichter von der Gunst der Stunde abhängig. Nichts Außerordentliches, wie damals, als ich zu dichten anfang, erregt jetzt stark meinen Dichtertrieb. Ein Narr müßte ich mir selbst scheinen, wollte ich die Muse, die mir jetzt vergönnt ist, mir durch künstliche und eben deshalb wenig erfolgreiche Aufreizungen zum Dichten verkümmern“. Dies etwa wollte Horaz antworten; aber er wollte es scherzend sagen, wollte die wahren Motive, die ihn vom Dichten abhalten, die wahren Motive, die ihn früher zum Dichten antrieben, mehr andeuten als klar heraussagen. Außerdem empfindet er auch hier, wie an anderen Stellen, wo er sich selbst charakterisiert, ein eigentümliches Behagen sein eigenes Treiben böswillig zu

interpretieren und ins naheliegende Schlechte umzudeuten¹⁾. Aber kein Leser von Urteil kann über die allein richtige Auffassung in Zweifel bleiben. Betrachten wir die Stelle näher, um den wahren Sinn des Dichters aus der scherzenden Umhüllung herauszufinden.

Er vergleicht sich einem Soldaten des Lucullus, dem nachts, während er in tiefem Schlafe dalag, sein mühselig erspartes Reisegeld gestohlen wird. Wie ein grimmiger Wolf, wütend gegen sich selbst wie gegen alle übrigen, stürzt dieser sich auf die Feinde und vollführt eine glänzende That, indem er einen stark befestigten Ort nimmt und den Feind daraus vertreibt. Das verschafft ihm Ruhm, bringt ihm militärische Ehrenzeichen und eine große Belohnung an Geld ein. Bald darauf ist wieder solch ein Kastell zu nehmen, und mit schmeichelhaften Worten, wie sie einem Feigling selbst Mut ins Herz hätten flößen können, ermahnt ihn der Prätor seiner Tapferkeit jetzt eingedenk zu sein und verspricht ihm zugleich neue Belohnungen. Der Soldat aber antwortet pfffig lächelnd: „Dahin mag gehen, wer seine Börse verloren hat“.

Diesem Soldaten also findet sich Horaz ähnlich. Nach Verlust seines väterlichen Vermögens befand auch er sich in einem Zustande verzweiflungsvoller Wut, die seine Kraft erhöhte und ihn etwas Außerordentliches wagen hiefs. Der Schlusssatz, daß kein Mittel stark genug sein würde, seine Tollheit zu heilen, wenn er jetzt, wo er das zum Leben Notwendige besitze,

¹⁾ Im Unmut über die unklar strebende Idealität geht Horaz mitunter allerdings etwas zu weit, so daß er Worte fallen läßt, die aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und ohne Rücksicht auf seine feine Ironie in der vollen eigentlichen Bedeutung gefaßt, ihn allerdings zum Typus des bequemen, um die idealen Regungen der menschlichen Natur gänzlich unbekümmerten Philisters machen würden. So klagt sich auch Goethe eines gewissen realistischen Tics an, der aus seiner innersten Natur käme, durch welchen er seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. In der Unterredung mit Fremden und Halbbekannten werde er deshalb den unbedeutenderen Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen und sich leichtsinniger benehmen als er sei. Das gilt auch von dem Leichtsinne des Horaz.

nicht lieber „schlafen“ wollte als dichten, ist nun aber doch sicher nicht wörtlich zu nehmen und muß uns mahnen mit Vorsicht auch bei dem Übrigen den thatsächlichen Kern von den poetischen Ausschmückungen und von der beabsichtigten Selbstsatire zu sondern. Ein genaues Abwägen aller Momente führt, glaube ich, zu folgendem Resultat.

Durch den Schlag, der ihn getroffen, wurde des Horaz Talent zum Hervorbrechen reif, indem jenes Unglück zur Folge hatte, daß er sich seiner Dichternatur klar bewußt wurde. So lange hatte er sich sorglos allen Eindrücken hingegen; jetzt beim Anprall der harten Armut sah er die Funken jenes göttlichen Feuers, welches den Dichter macht, aus seiner Seele sprühen. Das Unglück thut uns eine grause Gewalt an, schüttelt uns die Unentschlossenheit und Schlaffheit aus dem Sinne und lehrt uns durch Selbstprüfung die Schätze unseres Innern erkennen und sie heben. Das hat auch Horaz an sich erfahren. Dieses Talent, dessen er sich damals recht bewußt wurde, sollte die Grundlage seines künftigen Lebens werden. Nicht um von einem Tage zum andern das zum Leben Notwendige zu gewinnen, beschloß er Verse zu machen; aber andererseits lag auch ihm der Gedanke nicht fern, daß sein Talent für die Dichtkunst ihm den zusammengestürzten Bau seines Glückes wieder würde aufrichten helfen, noch kann man in dieser Hoffnung etwas des Dichters Unwürdiges erblicken. Jedenfalls würde, wenn man den „Erwerb“ als etwas für die Auffassung der Stelle Unwesentliches ganz eliminieren wollte, der ganze Vergleich seine Berechtigung verlieren und die ganze Entschuldigung eine rein fingierte sein. Ist das anzuzehmen? Horaz konnte dem ernst Gemeinten eine scherzhafte Einkleidung geben; aber konnte er auch seine wahren Gedanken und Motive hinter einem Scherz verbergen, der gar nichts damit gemein hatte? Eine Erwägung, welcher meinem Gefühle nach, bei der Erklärung der, so zu sagen, allegorischen Stellen des Horaz noch mehr, als bisher geschehen, Rechnung getragen werden sollte, ist diese. Horaz hat, obgleich er ein denkender, ein philosophischer Dichter ist, bei der Mitteilung auch seiner Gedanken, nicht bloß beim Ausmalen von Situationen in den lyrischen Gedichten, eine weit größere Lust am Formen der Gedanken, einen weit stärkeren

Trieb sie sinnlich auch sichtbar zu machen, als gewöhnliche Menschenkinder, welche Gedanken rein verstandesmäfsig zu erfassen Neigung haben, zunächst auch nur ahnen. Mit so un-nachahmlicher Laune die Geschichte vom Soldaten des Lucullus, für sich betrachtet, erzählt ist, so kann man doch nicht behaupten, dafs sie eine unzweideutige Klarheit auf die Gemütsverfassung des Horaz nach seiner Rückkehr aus dem Kriege werfe. Die Verlegenheit, die sie einer scharfen Erklärung bietet, hat meines Bedünkens nun einen doppelten Grund. Erstens fühlte Horaz sich so sicher in der Liebe und Gunst seiner Freunde und war so gleichgültig gegen die hämischen Urteile seiner Neider, dafs er seine guten oder wenigstens dem Tadel nicht zugänglichen Motive, dem angeborenen Hange zur Satire nachgebend, in die verwandten schlechten Motive umdeutete. Namentlich, wo man ihn mit unbequemen Aufforderungen quälte, greift er zu Entschuldigungen, welche andere, die ihres wahren Wertes sich weniger bewußt sind, nicht vorgebracht haben würden. In diesem vorgeschobenen selbstverläumderischen Motive steckt gleichwohl stets ein Quantum Wahrheit, dessen genaues Gewicht zu finden, eine der feinsten Aufgaben der Horazerkklärung ist. Die andere von der graden Linie abziehende Kraft aber ist seine Freude an der geschilderten Situation als solcher. Auch diese Anekdote vom Soldaten des Lucullus gewinnt ihm unter der Hand eine Art selbständiger Bedeutung. Wer merkt das dem reichen Detail der Erzählung nicht an? Man soll sich deshalb hüten ihre einzelnen Momente in gezwungener Weise auf Horaz zu übertragen. Ohne manchen selbständigen Zug konnte es ja gar keine Erzählung werden. Wo haben sich je zwei verschiedenen Sphären angehörende Zustände so gedeckt, dafs der Parallelismus sich auf alle einzelnen Umstände erstreckte? So scheint es mir verkehrt, wie Francke thut in den *Fastis Horatianis*, in dem wütig losstürmenden Soldaten (*vehemens lupus et sibi et hosti iratus pariter, ieiunis dentibus acer*) ein Bild des schmähenden, jambendichtenden Horaz zu erblicken. Das Substantielle an dem Vergleich ist vielmehr dieses: „Unter dem Drucke der Not erwachte damals in mir der Trieb zum Dichten. Jetzt, wo ich der Not entrückt bin, geht mir nichts über das behagliche Nichtsthun“. Mit diesem

Nichtstun, wenn ich so „dormire“ übersetzen darf, hat es aber wieder eine eigene Bewandtnis. Auch Horaz hätte sich rühmen können nie weniger otiosus zu sein, als wenn er otiosus war. In diesem stillen Genieffen der Gegenwart zeigt er sich als wahrer Dichter, ja als ein noch gröfserer Lebenskünstler, als Goethe war. In solchen ungestörten Stunden ruhigen Aufnehmens der Eindrücke und in sich gekehrter, zum Empfange bereiter, aber das Resultat durch künstliche Beschleunigung nicht ertrotzender Betrachtung reifen unsterbliche Werke, welche dem Wechsel der Zeiten trotzen. Horaz war sicher von allen, zu denen er sprechen wollte, verstanden zu werden, und wenn die andern sich durch seine hinterlistige Klarheit zu falschen Auffassungen verleiten liefsen, so betrübte ihn das offenbar nicht sehr. Wenigstens sehen wir ihn nirgends ängstlich bemüht dergleichen ärgerlichen Mißverständnissen vorzubeugen; ja, wenn man, was er über sich selbst sagt, im ganzen überschaut, hat man den Eindruck, als wolle er schwache Leser übermütig verwirren.

21.

Über die nächsten Jahre des Dichters wissen wir nicht viel. Bald lenkten seine Gedichte die Aufmerksamkeit des L. Varius und des Vergilius auf sich, und diese empfahlen ihn dem C. Cilnius Maecenas, jenem Patron der Dichter, mit welchem er bis zu seinem Tode im engsten Freundschaftsverhältnisse stand. Wer aber dem Mäcenas so nahe stand, mußte notwendigerweise bald auch dem Augustus selbst bekannt werden.

Es ist nicht zu verwundern, daß ihm die Freundschaft eines so reichen und beim August so angesehenen Mannes viel Neid erregte, ihm, dem Sohne eines Freigelassenen, dem ein Glück in den Schoß gefallen, nach dem so viele von höchst edler Geburt vergeblich verlangten. In der sechsten Satire des ersten Buches, wo er sich im Besitze seines sabinischen Landgutes, das er der Freigebigkeit des Mäcenas verdankte, glücklich preist, erfahren wir von ihm selbst, wie er mit Mäcenas bekannt geworden. Augenscheinlich sucht er dort seinen Einfluß bei jenem als möglichst gering darzustellen, um sich der

überlästigen Bitter, die von ihm empfohlen werden wollten, zu erwehren. Aber auch das geht aus jener Satire hervor, daß er sich in keiner Weise dem Mäcenas aufgedrängt hat. So stolz er auf diese Freundschaft ist, so glaubt er sich doch andererseits ihrer würdig. Vielleicht beneide man ihn mit Recht um die kriegerischen Ehren, die ihm Brutus erwiesen. Er giebt unzweideutig zu verstehen, daß sie ihm selbst wenig verdient scheinen. Aber anders stehe es mit der Gunst des Mäcenas, auf die er Wert legt, nicht weil dieser ein hochgestellter Mann sei, sondern weil er mit klarem Blicke das Gute vom Schlechten zu unterscheiden wisse.

Vor allem aber wirft die siebente Epistel des ersten Buches (*Quinque dies tibi pollicitus me rure futurum*) auf diese Freundschaft ein helles Licht. Den Andeutungen dieser Epistel folgend wird man ein bestimmteres Bild von dem Verkehr der beiden Freunde entwerfen müssen. Der Schüler wird, durch einige Fragen aufmerksam gemacht, einige Mühe haben, den vertrauten Ton dieser Epistel mit der Förmlichkeit anderer Stellen in Einklang zu bringen. Horaz nennt den Mäcenas in der ersten Ode „*praesidium et dulce decus meum*“, in einem anderen Gedichte „*mearum grande decus columnenque rerum*“ (II, 17, 3). Ja selbst in dieser Epistel schreibt er „*rexque paterque audisti coram nec verbo parcius absens*“. Im Widerspruch damit läßt die ganze Situation, aus welcher heraus diese Epistel geschrieben ist, einen sehr hohen Grad von Vertraulichkeit erkennen. Horaz selbst nennt den Mäcenas vorsichtig in der Wahl seiner Freunde (sat. I, 6, 51), durch Intriguen könne man sich nicht bei ihm einschleichen (sat. I, 9, 49), von aristokratischen Vorurteilen sei er frei (sat. I, 6, 10), nur den persönlichen Wert schätzte er an anderen. Aus Horaz' Erzählung über die Anfänge dieser Freundschaft (sat. I, 6; II, 6) geht so viel hervor, daß zuerst das Verhältnis den Charakter eines Klientenverhältnisses trug. Bald indessen entwickelte sich daraus eine Freundschaft von einer solchen Innigkeit, daß der Unterschied des Standes zwischen ihnen aufgehoben schien (carm. II, 17; III, 29). Die feierliche Förmlichkeit mancher Anreden, auch in solchen Oden und Sermonen, welche von den Anfängen ihrer Freundschaft

weit entfernt liegen, erklären sich leicht aus dem Taktgefühl des Horaz. Adel der Geburt, Einfluß und Reichtum waren zwar keine Eigenschaften in seinen Augen; aber er glaubte doch nicht mit den bissigen Cynikern, daß man eine trotzig und herausfordernde Verachtung dieser Dinge zur Schau tragen müsse (epist. I, 17). Sein Vorbild war vielmehr Aristipp, der bei aller geistigen Freiheit sich doch in die Art der Menschen zu finden wufste; ja, dem Umgange mit Vornehmen (*regibus uti, maioribus uti*) hatte Horaz ein wahres Studium gewidmet (epist. I, 17 und 18). Es hiefse nun freilich arg fehlgreifen, wenn man annehmen wollte, er habe ängstlich selbst alle diese Vorsichten beobachtet, um sich in Mäcenass' Freundschaft einzunisten. Was er in der Epistel an Lollius (I, 18) über diesen Punkt sagt, klingt vielmehr wie Spott über die jammervolle Abhängigkeit, mit welcher so ein Klient das Bischen Wohlleben bezahlen mußte. Aber Horaz wufste doch, welche Rücksichten ihm der gesellschaftliche Takt gegen Mäcenass auferlegte. Wenn er ihn in seinen Oden und Sermonen anredete, redete er in Gegenwart anderer zu ihm, und wie Goethe in diesem Falle trotz aller sonstigen Vertraulichkeit Karl August gegenüber den Ton respektvoller Förmlichkeit annahm, so auch Horaz dem Mäcenass gegenüber. Der eigentlich konventionelle Zwang aber war den Alten unbekannt. Deshalb kann es andererseits auch nicht Wunder nehmen, daß Horaz an anderen Stellen mit einer natürlichen Wärme zu Mäcenass redet, der man das Bewußtsein einer trennenden Standeskluft ganz und gar nicht anmerkt. Vor allem legt dieser Brief davon Zeugnis ab, daß Horaz sein anfängliches Kliententum durchaus überwunden hatte und in des Wortes voller Bedeutung des Mäcenass Freund war. Zugleich auch dieses aber ist klar, daß er sich allenfalls zutraute die Freundschaft des Mäcenass zu entbehren, wogegen dieser jede längere Abwesenheit des Horaz schmerzlich empfand. Horaz war eben der stärkere, war, so leichtfertig er dem Fernstehenden erscheint, mit Ernst bemüht gewesen sich zu der Selbständigkeit, welche die alte Philosophie ihren Anhängern verheißt, zu erziehen. Mit welcher charaktervollen Bestimmtheit er an dem als richtig Erkannten festhielt, auch dafür kann dieser Brief Zeugnis ablegen. Wer auf so vieles verzichtet,

was andere mit unruhiger Leidenschaft erstreben, den darf niemand der Unfreundlichkeit zeihen, wenn er auf das einzige Gut, welchem er selbst einen höheren Wert beilegte, auch dem Freunde zu Liebe nicht verzichtete. Was aber erflehte Horaz von den Göttern? Nicht Reichtum, nicht Überfluß, nicht langes Leben! Er betete um Gesundheit des Geistes und Körpers (*carm. I, 31*); er flehte sie an ihm das zu seinem Gedeihen Notwendige zu geben (*sit bona librorum et provisae frugis in annum copia, epist. I, 18, 109*); er wünschte sich leben zu können (*mihi vivam*), nicht um egoistisch zu genießen, sondern um die höhere Tendenz seiner Natur zu erfüllen; er bittet sie ihn vor unentschlossenem Schwanken und Zagen zu bewahren (*neu flitem dubiae spe pendulus horae, epist. I, 18, 110*). Dies Letztere freilich, fühlt er, ist etwas, was man sich selbst erringen müsse, und in echt antiker Zuversicht hofft er dieses höchste Gut zu erwerben (*aequum mi animum ipse parabo*). Wie ganz anders erscheint Mäcenat, selbst wenn man annimmt, daß Seneca im Tadel zu weit geht! Wiederholentlich (*epist. 19, 92, 101, 113, 114, de providentia 3*) erwähnt ihn dieser als ein trauriges Beispiel von der entnervenden Kraft des Glückes und des Genusses: er nennt ihn *voluptatibus marcidum et felicitate nimia laborantem*. Der Schüler wird sich vielleicht verwundert fragen, wie zwischen zwei so verschiedenen Charakteren eine so innige Freundschaft entstehen konnte. Er wird sich an manches schöne Wort erinnern, welches die Gleichheit der Neigungen als Hauptbedingung der Freundschaft hinstellt. So hat er bei Sallust gelesen: *Idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est*; im Cato maior: *pares cum paribus facillime congregantur*; im Laelius: *Est amicitia nihil aliud nisi omnium divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et caritate consensio*. Und dieser haltlose, weichliche Mäcenat sollte der, wie Horaz es für sich als höchstes Ziel erstrebte, seiner Natur getreu zu bleiben die Kraft und den Mut gehabt haben? Das mag dem Schüler zunächst beweisen, daß es in der menschlichen Anlage Rätsel giebt, von welchen seine Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Man wird ihm sodann leicht zeigen können, daß nicht völlige Übereinstimmung, sondern Übereinstimmung in den Hauptsachen bei sonstiger

Verschiedenheit die sicherste Gewähr bietet für eine dauernde und genufsreiche Freundschaft. Aber sind Mäcenias und Horaz nicht gerade in dem Wesentlichsten von einander verschieden? Sie waren sich ähnlicher, als es beim ersten Blicke scheint. Man wird ungefähr das Richtige treffen, wenn man in dem Mäcenias einen unfertigen Horaz erblickt. Er hatte wie Horaz einen freien, klaren Blick und theilte nicht die Vorurtheile Reicher und Edelgeborener (sat. I, 6); er liebte es, in anderer Seelen zu lesen; im ersten Anlaufe gewann man nicht leicht seine Freundschaft (*difficilis aditus primos habet*, sat. I, 9, 56); auch vermochten Schmeicheleien und Intriguen nichts über seinen geraden, natürlichen Sinn (*domus hac nec purior ullast*, sat. I, 9, 49). Gemeinsam war ihm also mit Horaz, dafs er Wahrheit und Natürlichkeit zu schätzen wufste. Beide waren reine antike Naturen und lebten mit völliger Hingebung in der diesseitigen Welt, um alles Transcendente durchaus unbekümmert. Wie hoch aber steht Horaz in dieser Hinsicht über seinem Freunde! Vor allem leben zu dürfen, wünschte sich Mäcenias (Seneca, epist. 101), und wäre es das jammervollste, durch Qualen aller Art geängstete Leben. Auch Horaz' Freuden fliessen einzig aus dieser Welt: nur um zum Lebensgenusse zu mahnen, beschwört er so oft das Bild des Todes; in die ewige Verbannung führt uns die Barke des Charon, hinweg aus der irdischen Heimat (carm. II, 3, 27). Nirgends aber äufsert er den schimpflichen Wunsch, *turpissimum votum*, wie es Seneca nennt, das Leben um jeden Preis möglichst weit auszudehnen; seine Mahnungen das Leben zu geniessen richten sich vornehmlich gegen die unsinnige Gier der Menschen, die eifrig mit Zurüstungen für eine zukünftige, gleichfalls irdische Glückseligkeit beschäftigt die holden Geschenke der gegenwärtigen Stunde ungenossen vorbeifliessen lassen. Verständen sie zu geniessen, so würden sie auch befriedigt, wenn die Zeit erfüllet ist, aus dem Leben scheiden, und häufiger würde dann jemand wie ein satter Gast sich von der Tafel des Lebens erheben. So schreibt er seinem Mäcenias, der dieses Gastmahl gleichfalls in eine endlose Ferne ausdehnen möchte (sat. I, 1, 117—119).

Zu behaglichem Genusse im Sinne der antiken Lebensfreudigkeit waren beide angelegt. Horaz freilich war als Knabe

durch die Mahnungen des Vaters, als Jüngling durch die auch damals schon ihm leise ertönende Stimme der Philosophie, welche den Alten die Stelle der Religion vertrat, vor Überschreitungen des vernünftigen und im Sinne der Alten sittlichen Maßes bewahrt worden. Auch seine Armut war ihm ein schützender Genius. Bald ergab er sich ganz der Philosophie, ohne sich freilich den harmlosen Freuden des Lebens grämlich zu verschließen oder mit dem Zorne eines Bekehrten auf sein früheres Leben zurückzublicken. Vor der Zeit erklärte er sich alt, um nach dem natürlichen Rechte des Alters innerlicher leben zu können. Mäcenass Sinnlichkeit hingegen wurde nicht in gleich glücklicher Weise durch eine angeborene und im Studium erstarkte Philosophie im Zaum gehalten. Überdies fehlte ihm die heilsame Erziehung der Armut. Sein Glück selbst wurde ihm zum Unglück. *Il avait le malheur d'être né prince*, könnte man mit Rousseau sagen. *Habuit enim ingenium grande et virile, nisi illud secunda discinxissent* (Seneca, epist. 92). Wie ähnlich und zugleich auch wie unähnlich erscheint er auch in dieser Hinsicht dem Horaz. Von ungefähr gleichen Anfangspunkten hatte sich ihre Entwicklung in entgegengesetzter Richtung bewegt: Mäcenass war in Mitleid erregender Weise verweichlicht worden (*enervavit eum felicitas, immo castravit*, Seneca, epist. 19), Horaz aber hatte seine natürliche antike Sinnlichkeit zu jener idealen Sinnlichkeit des Dichters verfeinert, welche inniger die Schönheit der Natur empfindet und mit dankbarem Bewußtsein die holden Geschenke der Götter genießt.

Beide waren frei von der Unruhe des politischen Ehrgeizes. Denn hat Mäcenass auch vorübergehend eine politische Rolle gespielt, so hätte er doch bei dem hohen Vertrauen, das ihm Augustus schenkte, auf diesem Felde eine wirkliche Berühmtheit erlangen können, wenn er nicht gegen den Ruhm gleichgültig gewesen wäre. Augustus gab viel auf seinen Rat und erblickte in ihm seinen guten Genius. Im Schmerze soll er später ausgerufen haben: *Horum mihi nihil accidisset, si aut Agrippa aut Maecenas vixisset* (Seneca, de benef. VI, 32). Die beschauliche, durch die Beschäftigung mit der Poesie und Philosophie geadelte Muse des Horaz war auch das Lebensideal

des Mäcenass. Nur fehlte ihm die hohe Befriedigung eigenen Schaffens. Deshalb war es kein Wunder, daß er doch nicht, wie dies dem glücklicheren Horaz möglich war, die Krone eines solchen Lebens erringen konnte und in beklagenswerter Weise hin und her schwankte. Zwar hat er auch selbst gedichtet; aber Horaz schweigt davon, woraus genügend erhellt, wie unbedeutend diese Dichtungen waren. Andererseits muß es ihm das Lob einer wahren und klaren Hochherzigkeit erwerben, daß dieses Schweigen seine Liebe zu Horaz nicht verminderte. Ein feines Urteil über die Leistungen anderer wird man ihm nachrühmen dürfen; er selbst aber verfiel in dem Bestreben geistreich zu schreiben in Geschmacklosigkeit, haschte nach Absonderlichkeiten, verschmähte das Naheliegende, gebrauchte im Übermaß veraltete Wendungen und trieb mit der Metapher einen kindischen Mißbrauch (Seneca, epist. 113 u. 114). Kurz sein Stil war haltlos wie er selbst und nach Senecas Urteil das treue Abbild seines Lebens (*oratio eius aequae soluta est atque ipse discinctus*).

Man kann das Gesagte dahin zusammenfassen, daß Horaz' Natur der des Mäcenass ähnlich, aber um einige Grad edler war und deshalb reife und schöne Früchte tragen konnte, während Mäcenass ein Unfertiger blieb. Daraus erklärt sich auch seine tiefe Zuneigung zu Horaz. In diesem erblickte er die Reife seiner eigenen Natur, so daß er sich im Verkehr mit ihm selbst ein Besserer scheinen konnte. Horaz war ohne Zweifel auch ein angenehmer Gesellschafter in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung; aber es heißt die Sehnsucht des Mäcenass sehr flach erklären, wenn man sagt, Mäcenass gelangweilt, habe nach den unterhaltenden Scherzen des Horaz verlangt und ihn deshalb beschworen zurückzukehren. An Geselligkeit konnte Mäcenass in Rom keinen Mangel leiden, aber der tieferen Sehnsucht seiner Seele nach ihrem eigenen Ideale konnte nur Horaz entsprechen. Aus einem Klienten war dieser der Freund des Mäcenass geworden; bald wurde er der überlegene Freund, ja der Erzieher desselben. Auch der vorliegende Brief erteilt dem Mäcenass eine Lehre, wie ihm viele in den Oden sowohl als in den Sermonen erteilt werden. Was den Mäcenass aber dem Horaz teuer machte, war außer der

Dankbarkeit, die er ihm als seinem Wohlthäter zollte, das willige Verständniss, welches er in dessen verwandter Natur für seine eigene Natur fand. Die Bewunderung hat stets eine gewinnende Kraft; nichts aber schmeichelt sich tiefer in das Herz hinein als die ehrliche und bevorzugende Bewunderung eines so viel umworbenen Mannes als Mäcenae war.

Mit größerem Rechte scheint ihn dem Augustus gegenüber der Vorwurf der Heuchelei zu treffen. Horaz, der unter Brutus und Cassius die Freiheit verteidigt, durfte er der Lobredner des Augustus werden? Gewiss durfte er das, wenn er von den Verdiensten des Augustus überzeugt war; daß er ihn aber aus Überzeugung gelobt, unterliegt keinem Zweifel. Es war überdies keine tiefe, aus seiner innersten Individualität fließende Leidenschaft gewesen, welche den Horaz in das Lager des Brutus getrieben hatte; vielmehr war er aus einer Art von Zufall und durch den allgemeinen Strom mit fortgerissen unter die Freiheitskämpfer geraten. Aber selbst, wenn er damals als Jüngling für die politische Freiheit geschwärmt hätte, legte ihm das den Zwang auf ohne Rücksicht auf die inzwischen im Staate vorgegangenen Veränderungen als Mann dieser Überzeugung treu zu bleiben? Diejenige Staatsform schien ihm bald die beste, welche die sicherste Gewähr eines andauernden Friedens zu bieten vermochte. Unter Augustus aber atmete Rom auf nach den Greueln der Bürgerkriege. Das Gefühl, von Augustus unschätzbare Wohlthaten empfangen zu haben, durchdrang alle Klassen der Bevölkerung, und viele erblickten in ihm einen Gott auf Erden. So nennt ihn auch Horaz, und man wird diesen Ausdruck begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß Gott und göttlich in der Sprache eines polytheistischen Volkes weniger schwer wiegen. Vor allem preist auch er ihn als Wiederhersteller des Friedens. Ihm sei es zu verdanken, daß der Stier wieder ruhig die Felder durchwandle, daß die Fruchtbarkeit zu den Feldern zurückgekehrt sei, daß Schiffe wieder das friedliche Meer durchfliegen können. Jedoch liefs sich Augustus daran nicht genügen, den Nationalwohlstand gehoben zu haben: er wollte dem verfallenden Staate die sicheren Stützen der Sittlichkeit und der Religion zurückgeben. Allerdings war er selbst ohne sittlichen Enthu-

siasmus, und was er that, um der herrschenden Unsittlichkeit zu steuern, um die Tugenden des alten Roms, die alten Götterkulte wiedererstehen zu lassen, er that es aus politischer Klugheit, weil er darin die festesten Säulen des Staates erblickte. Und der Erfolg hat wenigstens einen Teil seiner Bemühungen gekrönt. Rom genoß während seiner Regierung hohes Ansehen nach außen, nachdem es über seine äußeren Feinde triumphiert hatte, und nach innen so tiefe Ruhe, wie kaum je in den Zeiten der Republik. Der Luxus freilich und die Schwelgerei und was sonst im Gefolge eines von der Einfachheit der Natur längst abgefallenen Sittenzustandes sich einstellt, lassen sich nicht schnell durch einige Gesetze beseitigen. Indessen hatte Augustus auch zu diesem Ziele den sichersten Weg eingeschlagen, wenn er durch die einschmeichelnde Stimme der Poesie seinem Volke die altväterische Sittenstrenge empfehlen ließ. Nicht bloß aus einem privaten und persönlichen Interesse hat er dem Genius eines Vergil und Horaz Huldigungen dargebracht. Beide besaßen ein natürliches, nicht bloß künstlich erworbenes Verständnis für die ehrbare Einfachheit des alten Roms und für alle jene Tugenden, welchen der Staat seine Größe verdankte, obgleich ohne Zweifel in Vergils Seele ein reinerer Enthusiasmus für diese entschwundene Zeit lebte. Kann es da Wunder nehmen, wenn der sonst kalte und nüchterne Augustus inmitten seiner Regierungsgeschäfte an dem, was die Musen durch den Mund dieser im edelsten Sinne des Wortes patriotischen Dichter verkündigten, den lebhaftesten Anteil nahm?¹⁾

Aber vergessen wir nicht, daß Horaz dem Augustus nicht nach dem Munde geredet hat, sondern daß seine Überzeugungen mit dem, was jener etwa aus politischen Gründen durch die Dichter dem Volke verkündet wünschte, auf das schönste zusammenstimmten. Horaz war nicht der Mann, die Gunst der Umstände durch Entgegenkommen der eigenen Neigung zum Trotz zu seinem materiellen Wohle auszubeuten. Vor Kriecherei wurde er erstens durch seinen angeborenen Freiheitssinn bewahrt, sodann durch seine lebenswürdige, die Grenzen der

¹⁾ Man vergl. aus G. Boissier, *La religion romaine d'Auguste aux Antonius*, das Kapitel über Vergil.

natürlichen Bedürfnisse nicht überschreitende Bescheidenheit. Um ihn sich enger zu verbinden, wollte Augustus ihn zu seinem Privatsekretär machen. Horaz lehnte ab. Als er dann später seine Gedichte und Episteln bald diesem, bald jenem Freunde widmete, wurde Augustus eifersüchtig. „Wisse, daß ich Dir zürne“, so schreibt er in einem bei Suetonius aufbewahrten Briefe, „weil Du nicht in derartigen litterarischen Erzeugnissen mit mir vor allem bisweilen redest. Oder fürchtest Du, es möchte Dir bei der Nachwelt zur Unehre gereichen, wenn es aussieht, als hättest Du mir nahe gestanden?“ Da schrieb Horaz jene lange Epistel, die erste des zweiten Buches, in welcher er gegen die übertriebene Bewunderung ankämpft, mit welcher viele Roms ältere Dichter erhoben, das Gegenwärtige zugleich mißgünstig verkleinernd. „Gegen das Interesse des Staates“, so antwortet er, „würde ich sündigen, wollte ich den vielbeschäftigten Cäsar mit einem langen Gespräche belästigen“. Ebenso beweist eine andere aus den Briefen des Augustus erhaltene Stelle, daß Horaz diesem gegenüber in einer bescheiden stolzen Zurückhaltung lange beharrte. „Neque enim“, so heißt es da, „si tu superbus amicitiam nostram sprevisi, ideo nos quoque ἀνθυπερφρονοῦμεν“.

Doch genug davon. Was bedarf es äußerer Beweise und Zeugnisse? Der Verdacht einer servilen Schmeichelei kann neben dem Bilde des Horaz, welches uns aus seinen Schriften entgegenblickt, nicht bestehen. Bald nach seinem Bekanntwerden mit Mäcenās bekam er von diesem jenes Landgut im Sabinerlande geschenkt, welches er in der sechsten Satire des zweiten Buches so wonnig geschildert hat. Fortan lebte er bald in Rom im regen Verkehr mit einem auserlesenen Kreise von Freunden, bald, zumal im Sommer, vor der Hitze der Hundstage fliehend und um sich von dem Rauch und Gelärme der Stadt zu erholen, zog er sich auf sein Landgut zurück. Auch Horaz pries den glücklich, „der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen kindlich ruht an der Brust der Natur“. So sehr er die Geselligkeit liebte, war ihm die Einsamkeit doch von Zeit zu Zeit ein Bedürfnis. Abreisend packte er wohl einige Bände griechischer Dichter und Philosophen ein (sat. II, 6, 61). Im Umgange mit diesen

und im genussreichen Anblicke einer lieblichen und mit friedlicher Stille ihn labenden Natur schlürfte er dann süsse Vergessenheit des bangen Lebens. Die Abende aber brachte er in Einfachheit und frei vom Zwange einer unsinnigen Etikette im Kreise seiner Haussklaven zu (sat. II, 6, 69: solutus legibus insanis). Das einfache Mahl, das er mit ihnen einnahm, schien ihm ein Göttermahl. Bis in die Nacht pflegte er das Gespräch auszudehnen, sich von den Futilitäten des Stadtklatsches stets fern haltend und sich nur solchen Fragen zuwendend, welche ergründet zu haben dem Menschen vor allem frommt. Man verglich das Glück, welches der Reichtum gewährt, mit dem, welches der Lohn der Tugend ist; man sprach über die Bedingungen der Freundschaft und über dergleichen mehr. Zur Winterszeit begab sich der etwas frostige Horaz mitunter ans Meer, zum grossen Leidwesen des Mäcenass, der ihn je länger je weniger entbehren konnte und ungeduldig wurde, wenn er über die verabredete Zeit ausblieb. Von bestimmten Ereignissen seines späteren Lebens ist nichts bekannt; wie er aber seine Tage verlebe, liegt in seinen Gedichten und Episteln klar ausgedrückt. Sein Leben verfloß ereignislos. Alles einem Ereignis Ähnliche zu vermeiden, war ja das Ziel seines Strebens. Im Jahre acht vor Christo starb er, kurz nach dem Mäcenass, welcher den Augustus in seinem Testamente gebeten hatte des Horaz wie seiner eingedenk zu sein. Neben diesem liegt er auch begraben.

Fünftes Kapitel.

22.

Was den Horaz vor allem befähigte ein für so viele Generationen ebenso genussreicher als lehrreicher Schriftsteller zu werden, war die Natürlichkeit seiner Empfindungsweise. Man rühmt es den Alten überhaupt nach, im Einklang mit der Natur gelebt oder wenigstens darnach wie nach dem höchsten Ziele menschlicher Entwicklung gestrebt zu haben. Wenige aber selbst von den auf dem Boden des Altertums Gewachsenen

dürfen sich rühmen die Bescheidenheit der Natur so selten überboten zu haben, sich so beharrlich und vorsichtig vor allem gehütet zu haben, was den klar erkennbaren Absichten dieser zuwiderläuft, als Horaz. Aus dieser Quelle fließen seine Vorzüge, fließen aber auch die Fehler, welche man vom Standpunkte des modernen Idealismus aus vielleicht an ihm entdecken könnte. Auf Horaz wirken alle Motive nur nach ihrem natürlichen Stärkegrade, nicht nach der Bedeutung, welche die willkürliche und vorurteilsvolle Gewohnheit einer bestimmten Zeit unter irgend welchen Einflüssen ihnen gegeben hat. Konventionelle Motive kennt er also nicht. Was die Meinung der Menschen hochstellt, läßt ihn gleichgültig, wenn seinem klarblickenden Auge jene gepriesenen Güter sich von einem falschen Glanze umgossen darstellen. In Horaz' Charakter, wie er mit höchster Klarheit in seinen Gedichten und Sermonen von ihm selbst gezeichnet vorliegt, können wir die charakteristische Eigentümlichkeit des Altertums überhaupt wiedererkennen, als welche zu suchen ist in der Bestimmtheit, mit welcher sich die Objekte dem Verlangen darboten, wohingegen dem Wollen des modernen Menschen der Charakter eines unbestimmten Schweifens in eine oft unendliche Ferne als eigentümlich zugesprochen wird. Das Gute scheint dem Horaz stets so nahe zu liegen. Von all dem, was er mit gieriger Hast täglich verfolgen sieht, reizt ihn nichts. Was die Natur selbst ihn trieb haben zu wollen, hat er sich längst ohne sonderliche Mühe zu verschaffen gewußt. Seitdem ist es fast wunschlos in ihm geworden. Die Leidenschaft, welche die Geistesblüten verwüstet, vermochte ihm nichts anzuhaben. Aus der Ruhe seines Gemütes, welches im Besitze der von der Natur für ausreichend erachteten Güter sich nach Höherem nicht gelüsten liefs, schuf er seine Lieder, wie seine Sermonen, so daß man in Wahrheit behaupten darf, er verdanke seinen schriftstellerischen Ruhm seinem moralischen Charakter, welcher von einer feinen natürlichen Erregbarkeit war, aber ohne die Steigerungen, welche die menschliche Thorheit hinzufügt. So blieb er vor einer Vergeudung seiner Kraft auf weniger einträglichen Gebieten bewahrt.

Wem wie dem Horaz der Blick gegeben ist, die Absichten der Natur klar durch das bunte und wirre Treiben der Menschen

zu erkennen, den wird kein Ehrgeiz peinigen, keine Sucht nach Glanz, kein Durst nach Reichtum. Mit der Einsicht in die Nichtigkeit der meisten Motive, welche eine rastlose und flimmernde Bewegung in das Leben der Menschen bringen, erwächst ihm die Notwendigkeit für das eigene Leben eine sichere Grundlage zu suchen. Mit jenem Blicke für das Natürliche und Notwendige verband Horaz die Kraft seiner Überzeugung Wirklichkeit zu verschaffen. Die Begierde warf ihm nicht seinem besseren Wollen zum Trotz hin und her. Von inneren Kämpfen, durch welche er seiner Einsicht zum Siege verholfen hätte, wird weder etwas überliefert, noch bieten seine Dichtungen dafür irgend welchen Anhalt. Es ist sicherlich falsch, Horaz' Charakter als einen nach Grundsätzen erschaffenen anzusehen. Wäre ihm das Maß nicht eingeboren gewesen, so würde er weder so mühelos, noch so vollständig der maßvollen Natürlichkeit in sich haben zum Siege verhelfen können. Umgekehrt hat seine moralische Anlage vielmehr kräftig auf die Bildung seiner intellektuellen Eigentümlichkeit eingewirkt. Wie hätte er mit dem fieberhaften, jedenfalls immer schnellen und kräftigen Pulsschlag einer leidenschaftlichen Natur, unbeirrt um alle Trugbilder, welche die Phantasie uns geschäftig vorgaukelt, ein so beredter Apostel der Genügsamkeit werden können?

Dem sinnlichen Genusse gab er sich freilich ohne Skrupel hin; doch war seine Sinnlichkeit die ideale und, so zu sagen, religiöse des reinen Altertums, welche mit freier Stirn und voll Bewußtsein ihres Rechtes einherschreitet und doch bereitwillig das Joch der Vernunft, welche Maß gebietet, auf sich duldet. Wir haben nicht nötig, wie Lessing that, den Horaz gegen den Vorwurf einer raffinierten, unnatürlichen Sinnlichkeit durch Emendationen einzelner Stellen zu retten: wem aus den gesamten Dichtungen des Horaz nicht das Bild einer auch im Sinnlichen maßvollen Natur entgegenblickt, dem ist durch die Auslegung einzelner Stellen diese Überzeugung nicht beizubringen. Versteht man unter sinnlichem Charakter einen solchen, in welchem die Sinnlichkeit ein ungebührliches Übergewicht hat, in welchem die vielgestaltige Begierde der Befehle des Geistes spottet, so darf man den Horaz nicht in dieser tadelnden Bedeutung des Wortes sinnlich nennen.

Ebensowenig freilich wird man von einer idealen Vergeistigung seines Wesens reden dürfen. Seine Sinnlichkeit ist vielmehr geistig, wie andererseits seine Geistigkeit sinnlich ist. Vergeblich wird man in der neuesten Litteratur nach Schriftstellern suchen, in welchen sich die zwei Bestandteile unserer Natur zu solcher Harmonie ganz ohne leise tönenden Misklang zusammenschließen. Wo sich heute derartiges findet, ist es im Kampfe gegen die prädominierende Geistigkeit der modernen Zeit entstanden und errungen. Die Sinnlichkeit des modernen Dichters, auch wenn er früherer Ketten spottet, ist kaum ja ganz frei von allem Schuldbewußtsein, während sie bei einem Dichter, auf welchem der reine Geist des klassischen Altertums ruht, wie bei Horaz, mit unschuldsvoller Miene einherschreitet, ja von der ihr günstigen Religion her sogar die Farben der Heiligkeit borgt. Bezeichnet man aber mit sinnlicher Natur schon eine solche, welche ihre Sinnlichkeit nicht ausgerottet und ertötet hat, so gebührt auch dem Horaz diese Bezeichnung. Seine Freuden quellen ja ganz aus dieser Welt, sein Idealismus ist durchaus ein immanenter. Durch die Pforten der Sinnlichkeit ist ihm der Stoff zu seinen besten Gedichten, ist ihm auch all sein Philosophieren gekommen. Die Sinne scheinen ihm nicht zu lügen. Was sie ihm sagen, gilt ihm als lautere Wahrheit, nicht als gaukelnder Trug. Wer ihren Gaben sich verschließt, verschließt sich damit in seinen Augen eine Welt nicht bloß voll Schönheit, sondern auch voll Wahrheit.

Mit dem allem ist freilich nichts gesagt, was den Horaz allein charakterisierte. Das war die Empfindungsweise des gesamten Altertums während der eigentlich klassischen Zeit. Daher aber gerade leitet sich seine hohe Bedeutung für unsere heutige Bildung. Bei aller individuellen Besonderheit zeigt er die Züge des Altertums, welche inmitten einer anders gearteten und in mancher Hinsicht sogar nach der entgegengesetzten Seite hinziehenden Bildung uns selbst und unserer Jugend in den Jahren des bereitwilligsten Aufnehmens gegenwärtig zu erhalten, für eine gediegene Bildung nicht minder des Charakters als des Geistes von höchster Bedeutung erscheint. Nun giebt es freilich tausend verschiedene Mischungsverhältnisse des Sinnlichen und Geistigen. Zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten

liegt ein breites indifferentes Grenzgebiet, und recht schwer ist es im einzelnen Falle auszumachen, was erlaubt sei. Das Mischungsverhältnis in Horaz' Charakter war das denkbar günstigste für die Zeitigung einer rein antiken Natur. Es sei ferne von uns, in ihm ein unübertreffliches Ideal der Sittlichkeit zu verehren; auch haben auf dem Boden des Altertums selbst viele eine verehrungswürdigere Vollkommenheit erreicht als er: aber wohin die eigentliche Tendenz des Altertums im Moralischen und im Intellektuellen führte, kann man aus wenigen, mit bestimmten Umrissen vor uns stehenden Charakteren der Alten so gut lernen, wie aus dem des Horaz. Man versteht ihn falsch, wenn man ihn als ein Kind seiner Zeit zunächst faßt. Denn gehört er auch dem sinkenden Altertum an, so fehlen doch durchaus bei ihm die Kriterien des Verfalls. Die Anerkennung der Sinnlichkeit ist freilich stets gefährlich. Auch wer ihr nur eine relative Berechtigung zuerkennt, muß befürchten, daß sie eines Tages die ganze Herrschaft wird an sich reißen wollen. Sie in gebührender Abhängigkeit zu halten, scheint nur dadurch möglich, daß man sie unterdrückt. Das Altertum in seinen besten Entfaltungen beweist uns aber, daß es möglich ist, geistig zu sein, ohne darum aufzuhören sinnlich zu sein. Freilich muß zugestanden werden, daß die auf solchem Wege erzielte sittliche Vollkommenheit blaß erscheint im Vergleich zu dem überirdischen Glanze des christlichen Heiligkeitsideals; aber es wohnt diesem Ideal des Altertums doch eine freundliche, gewinnende Kraft inne, und man darf wohl sagen, daß es uns unsere Natur erfüllen hilft, wenn es uns auch nicht darüber hinauszuhoben und zur völligen Überwindung der Erdschwere zu kräftigen vermag.

Horaz, behaupte ich also, war kein Sklave der Sinnlichkeit, sondern zeigt ein vollendetes Beispiel antiker Sinnlichkeit, voll Frische, Leben, schuldunbewußter Naivetät und allen Verschleierungen abholder Wahrhaftigkeit.

23.

Doch treten wir den einzelnen Objekten der Sinnlichkeit näher. In erster Linie wären da die Gedanken des Horaz über die Liebe zu prüfen, welche er mit der unbefangenen Klarheit

auseinandersetzt, und denen nachzuleben, er keinerlei Bedenken trug. Es wäre gefährlich, einen Punkt von dieser Bedeutung für die Auffassung des Horaz im besonderen und des Altertums im allgemeinen vor dem Schüler völlig mit Schweigen zu übergehen. Die unausbleibliche Folge würde entweder ein geheimes lascives Behagen an der unverhüllten Körperlichkeit antiker Liebesscenen sein, oder bei ernst gesinnten Jünglingen ein hochmütiges pharisäisches Verachten des Altertums, welches sie vielleicht auch den ernsteren Stimmen, die von dorthier tönen, verschließen würde. Die Dämonen verschwinden, wenn man ihnen fest ins Gesicht sieht. Es ist ja wohl nie einem Lehrer eingefallen, mit seinen Schülern die zweite Satire des ersten Buches zu lesen, in welcher Horaz mit einer für unser Gefühl beleidigenden Kälte und Nüchternheit den wilden Trieb in vernunftgemäße Schranken zu zwingen sucht. Gleichwohl müssen wir uns gestehen, daß selbst dort in seinem Philosophieren über die Liebe eine erbarmungslose Konsequenz ist, und daß alle diese Gedanken als eine Anwendung der höheren Grundsätze seiner Lebensweisheit erscheinen. Er will nicht, daß man das Gute in der Nähe verachtet, wie die meisten in ihrer Leidenschaft, und nach dem Entweichenden hasche (sat. I, 2, 108). Er liebt sich eine Liebe, die leicht zu gewinnen ist (sat. I. 2, 119). Das sei die Gesinnung, die einem natürlich in uns entstandenem und dem Durste ähnlichen Verlangen entspräche, und die ihm ein Kennzeichen wahrer Genügsamkeit scheint. Diejenigen hingegen, welche nach Matronen verlangen, vergleicht er den Gourmands, denen nur ausgesuchte Speisen genügen (sat. I, 2, 115). Horaz selbst ist sich, während er diese Gedanken entwickelt, bewußt vernünftig, ja weise zu reden und bildet sich alles Ernstes ein damit etwas zu lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Uns scheint diese Satire empörend; gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß der reife Mann, dem sich allmählich in langem Verkehr mit den Schriftstellern der Alten ein leidlich vollständiges Bild antiken Lebens und antiker Empfindungsweise zusammengesetzt hat, sie in ganz anderer Beleuchtung erblickt, als wer immer nur im Modernen gelebt und sich namentlich durch den rosenfarbenen Pseudoidealismus unserer Dichter zweiten bis zehnten Grades den Blick für

alles Natürliche hat trüben lassen. Dem Schüler es in dem richtigen, von Horaz gewollten Lichte zu zeigen, würde nicht gelingen, und es wird demnach diese Satire für immer aus der Schule wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sie einer gründlichen Erklärung bieten würde, verbannt bleiben müssen. Dafs sie auch denen, welche in dem Altertum zu Hause sind, peinliche, unangenehme Empfindungen bereitet, und dafs man ein Gefühl sittlicher Empörung dabei nicht unterdrücken kann, mufs ebenfalls zugegeben werden; aber wir dürfen uns nicht von dieser Entrüstung, welche als ein unserer modernen Vergeistigung geschuldeter Tribut angesehen werden darf, hinreißen lassen gegen Horaz darauf hin die Anklage der Immoralität zu erheben. Dafs dieser Trieb unterdrückt werden könne oder müsse, kam selbst den am strengsten Gesinnten unter den alten Schriftstellern nicht in den Sinn. Ihm aber Nahrung bieten und zu einer Quelle raffinierten Genusses machen zu wollen, lag niemandem ferner als dem Horaz. Mit unbefangenen Blicke das Treiben der Menschen und zugleich auch sich selbst beobachtend, konnte er das Dasein dieses Verlangens nicht hinwegleugnen. Es war offenbar natürlichen Ursprungs; der Natur aber gemäß zu leben, war ihm auch ein unanfechtbarer Grundsatz der Lebensweisheit. Sein Sinnen war demnach, wie das des Sokrates gelegentlich und vieler Edlen, darauf gerichtet, den natürlichen Trieb vor unmäßiger Wut d. h. vor unnatürlicher Stärke und vor unvernünftiger Befriedigung zu bewahren. So widerwärtig und unsittlich unserer modernen Zartheit diese seine Rede hier und in anderen ähnlichen Satiren, z. B. in der siebenten des zweiten Buches, klingt, so ist Horaz doch kaum je lüstern, und ich sehe nicht, wie man gegen einen Dichter die Anklage der Unsittlichkeit erheben kann, der sich vielmehr ernstlich bemüht zeigt das Richtige in einem für das Lebensglück so wichtigen Punkte zu finden. In seinem Zeitalter gehörte kein Mut dazu, derartige Stoffe unbefangen zu behandeln. Unsere heutige Zeit überläßt es der privaten Überlegung des einzelnen, sich feste Ansichten über die Natur der Liebe zu bilden, obgleich auch die philosophische Litteratur jetzt anfängt in dieser Hinsicht gesprächiger zu werden. Sicherlich ist es unbillig, in der Verschämtheit,

welche im allgemeinen den modernen Menschen hindert so unbefangen frei dies Thema öffentlich zu behandeln, nichts als eine spiritualistische Prüderie zu erblicken. Es ist diese Scham vielmehr natürlich. Die Alten besaßen sie ursprünglich auch. Auf dem Wege des Reflektierens aber ist sie ihnen abhanden gekommen. Nachdem sie die Natur oft und von allen Seiten betrachtet und aus ihrem obersten Grundsatz von der Naturgemäßheit als der wahren Weisheit und Vernünftigkeit alle Folgerungen gezogen hatten, kostete es ihnen keine Überwindung mehr, so delikate Fragen, welche der natürlich empfindende Mensch sich tief im geheimen beantwortet, mit weithin tönender Stimme öffentlich zu erörtern. Man kann es deutlich verfolgen, wie seit den Zeiten der Sophisten die Philosophen und Dichter immer unbefangener in dieser Hinsicht geworden sind, denn daß sie schamloser geworden seien, wäre verkehrt gesprochen, weil die meisten unter ihnen mit solchem Raisonement einer guten Sache zu dienen glaubten.

24.

In unseres Dichters Auffassung von der Liebe spiegelt sich sein Charakter, wie in seiner ganzen Philosophie, so daß es nicht gut möglich ist, ein Bild von ihm zu zeichnen, ohne zugleich ein gutes Stück von seiner Philosophie mitvorwegzunehmen. In allem ein vernünftiges Maß nicht zu überschreiten, war der oberste Grundsatz, nach welchem er sein Leben zu gestalten sich bemühte. Haben diesen auch viele andere vor ihm verkündet, so war doch nichts mehr dem Horaz aus der Seele gesprochen; ja, für eine solche Auffassung des Lebens war er dermaßen prädestiniert, daß er auch ohne Vorgänger in der Moralphilosophie zu dem nämlichen Resultate gelangt sein würde. Maß nun aber mag in allem andern möglich sein; aber mit der eigentlichen Liebesleidenschaft, wie sie den Dichtern und Philosophen des Altertums erschien, steht diese maßhaltende Klugheit in einem kaum zu versöhnenden Gegensatze. Die Liebe ist demgemäß in seinen Augen eine der Philosophie und Vernunft feindliche Macht. Andererseits war der Dichter Horaz den Wirkungen der Schönheit zugänglich; auch als Philosoph konnte er sie bei seiner Verehrung für das Göttliche und in seinem

frommen Glauben, daß man die holden Gaben der Götter mit dankbarer Hand entgegennehmen müsse, nicht mit der plumpen Wut bekämpfen, wie in früheren Zeiten Antisthenes, der die Aphrodite, wenn er sie zu fassen bekäme, tot zu schießen drohte¹⁾. Auch war sein Standpunkt nicht genau der Aristipps. War er mit diesem auch wohl der Meinung, daß nicht in der völligen Enthaltsamkeit die wahre Herrschaft über die Lust zu erblicken sei, sondern vielmehr in dem Genießen unter Wahrung der Selbständigkeit²⁾, so schien doch dem Horaz, der sich nie eigensinnig in Prinzipien festsetzte, sondern dem Einspruche der Wirklichkeit stets sein Ohr offen erhielt, ein solcher Sieg weit schwieriger als dem Aristipp.

Horaz war nicht mit starker, aber mit gesunder Sinnlichkeit ausgerüstet. Mit liebevoller Aufmerksamkeit hatte sein Vater ihn vor jugendlichen Ausschweifungen bewahrt. Seine Reden waren sicherlich nicht im Sinne der heutigen Moral (sat. I, 4, 111); aber sie waren doch geeignet die erwachende Liebesglut des Sohnes zu dämpfen. Bald brauchte Horaz, wie der Vater das vorausgesehen hatte, keines Hüters mehr. Seine Vernunft erstarkte, und die Liebe zur Litteratur und Philosophie wurde ihm ein kräftiges Gegengewicht gegen die wühlende Sinnlichkeit, nicht als ob ihm jemals in den Sinn gekommen wäre einen Trieb, in welchem er nichts an sich Sündhaftes erblickte, zu unterdrücken, sondern indem sie theils ablenkend wirkte, theils die Überzeugung in ihm festigte, daß es schimpflich ist, sich diesem vernunftfeindlichen Triebe widerstandslos zu überlassen. Mit seiner erreichten Vollkommenheit brüstet sich freilich Horaz nie. Er war zu scharfblickend, um sich Täuschungen über das Schwankende seiner Natur hinzugeben, und zu ehrlich, um hinter tönenden Worten das Gefühl seiner Unvollkommenheit sich und andern zu verbergen. Überdies schämte er sich seiner Liebeslust nicht, lo lange es der Dämon nicht gar zu arg trieb. Ganz scharfe Grenzen zwischen vernünftiger und unvernünftiger Befriedigung dieser Leidenschaft lassen sich

1) *Τὴν Ἀφροδίτην καὶ κατατοξεύσαιμι, εἰ λάβοιμι.* —

2) *Κρατεῖ ἡδονῆς οὐχ ὁ ἀπεχόμενος, ἀλλ' ὁ χρώμενος μὲν, μὴ παρεκφερόμενος δέ τὸ κρατεῖν καὶ μὴ ἡττᾶσθαι ἡδονῶν κράτιστον, οὐ τὸ μὴ χρῆσθαι.* —

aber vom Standpunkte des Horaz aus nicht ziehen. Seine eigenen Äußerungen verwirren, ja verführen zu falschen Behauptungen, so lange man sich nicht von seinem Temperamente überhaupt aus seiner ganzen, an direkten und indirekten Bekenntnissen so reichen Schriftstellerei eine richtige Vorstellung gebildet hat. Sein Temperament war offenbar weder feurig, noch phlegmatisch. Er empfand mit natürlicher Wärme und dankte, wie es scheint, seinem Genius, daß das Blut nicht wilder in seinen Adern rollte. So war er weder leidenschaftlich, noch ohne Leidenschaft. Zumal in der Jugend rifs es ihn nicht blofs zum Zorn, sondern gelegentlich auch zur Liebesraserei fort; aber keiner von beiden Zuständen hielt lange an. Das vernünftige Mafs war ihm eingeboren. Er rühmt sich nicht ohne Ruhm unter der Fahne des Liebesgottes gedient zu haben; aber früher, als die meisten wohl mögen, und freudigeren Herzens nimmt er seinen Abschied, alle Waffen seiner Liebesfeldzüge im Tempel der Venus aufhängend (carm. III. 26). Zu früh freilich, wie es scheint, war dieser Abschied genommen. Venus schien ihn noch nicht für immer entlassen zu haben; nach langer Zwischenzeit berief sie ihn wieder ein. Vergebens fleht er, ein Fünfzigjähriger, zur Mutter der süfsen Liebesgötter, nicht mehr seinen rebellischen Nacken unter ihr sanftes Joch beugen zu wollen. Vergebens! Von neuem fliesen seine Thränen, von neuem stockt seine Zunge, von neuem peinigen ihn liebessehnsüchtige Träume (carm. IV, 1). Für eine echte, verzehrende Leidenschaft war Horaz aber nicht gemacht. Damit hängen seine Vorzüge zusammen, das erklärt aber zugleich auch die Schranken seiner moralischen und intellektuellen Begabung. Er war zu vernünftig und innerlich zu reich, um in Sinnlichkeit unterzugehen, vormochte aber ebensowenig seine Sinnlichkeit zu einer wahren Leidenschaft veredelnd zu steigern. So viel er auch von Liebe gesungen hat, hat er sie doch immer nur im Lichte harmloser Schönheit gezeigt, nie in ihrer orkanartigen Wut. Einige wuchtiger klingende Stellen haben entweder einen schalkhaften Hintergedanken, oder ihre Stärke ist eine blofs rhetorische. So z. B. carm. I, 19, 9:

in me tota ruens Venus

Cyprum deseruit, nec patitur Scythas

et versis animosum equis

Parthum dicere nec quae nihil attinent,

welche Worte ganz so klingen, als solle damit auf eine unbequeme Aufforderung zu einem politischen Liede geantwortet werden.

Nach der idealisierenden und metaphysischen Kultur, welche die moderne Welt lange Jahrhunderte hindurch diesem Triebe hat zu teil werden lassen, hält es für die einfacher empfindenden und aller Gefühlsmystik abgeneigten alten Dichter sehr schwer, sich selbst mit ihren glücklichsten Behandlungen dieses Gegenstandes zur Geltung zu bringen. Doch lasse man sich vor allem dies gesagt sein, daß die Alten meist mehr sagen, als es scheint, während umgekehrt unter dem vornehmeren Gewande, in welches sich der moderne Gedanke wie die moderne Empfindung hüllen, nur selten ein entsprechender Körper wohnt. Wo sie sich auf diesem Gebiete bewegen, wird es uns am schwersten, die einfache GröÙe der Alten nach Gebühr zu würdigen. Der große Aufwand rhetorischer und poetischer Phrasen, mit welchem gerade diese Leidenschaft auch von zahllosen kleineren Dichtern gefeiert worden ist, läßt uns die, so zu sagen, immanente Liebespoesie der Alten leicht nüchtern erscheinen. Wer wird leugnen, daß erst die moderne Dichtung diesem Objekte, welches ihr das Objekt *κατ' ἐξοχήν* ist, gerecht geworden ist. Das ist ihr Ehrentitel, und die Gemütsstiefe, die weihevollte Erhabenheit und göttliche Schwärmerei, die sie dabei entfaltet hat, berechtigten sie mit stolzem Selbstbewußtsein ihre Eigenart der unerreichbaren Plastik und Naturwahrheit der alten Poesie gegenüberzustellen. Aber dennoch verdient auch die Liebespoesie des Horaz etwas Besseres als einen Blick mitleidiger Nachsicht. Der wahre Idealismus der Kunst ist nicht dort, wo einer im kühnsten Fluge die Wirklichkeit tief unter sich läßt, sondern wo die Wirklichkeit tief in ihrer Wesenheit erfaßt wird. So erscheinen denn auch die wahrhaft großen Dichter unter den modernen mit ihrer Wahrheit denen, welche von den luftigen Höhen des Pseudoidealismus nicht den Weg zur wahren Bedeutsamkeit und Schönheit absteigend gefunden haben, leicht farblos und nüchtern. Das beste Mittel aber, sich gegen die Verirrungen der modernen Kultur zu schützen,

ist und bleibt das Studium der Alten, welche, wenn sie von der schmalen Linie der strengen Schönheit und Wahrheit abweichen, stets nach der andern Seite abweichen und uns dann allerdings nicht leicht Gefahr bringen, aber für sich Gefahr laufen ungünstiger deshalb, als billig, beurteilt zu werden.

Wenn überlegene Geister einer fernen Zeit aus den erhaltenen Geistesprodukten, welche Dank ihrer hervorragenden Würdigkeit der Vergessenheit entronnen sind, die heute moderne Weltanschauung einst zu begreifen versuchen, so werden sie unsere Liebe ohne Zweifel für viel geistiger halten, als sie war. Ist die Vermutung zu kühn, daß umgekehrt die Liebe der Alten, wie sie sich auch in den heiteren, glücklichen Schilderungen des Horaz spiegelt, viel mehr Geistiges in sich barg, als man nach der naiven Körperlichkeit ihres Auftretens vermuten sollte? Auf die einzelnen Stellen bei Horaz, denen der unverkennbare Stempel gemütvoller Zartheit aufgeprägt ist, will ich kein großes Gewicht legen, wiewohl es sich verlohnt, auf sie hinzuweisen. Preist nicht auch er die hohe d. h. geistige Seligkeit einer beständigen Liebe, die beide mit unzerreißbaren Banden aneinanderknüpft und durch keinen Zank je getrübt bis zum letzten Atemzuge fort dauert? (carm. I, 13, 17)

Felices ter et amplius,
quos irrupta tenet copula, nec malis
divolsus querimoniis
suprema citius solvet amor die.

Wie zart klingt die Rede der mitleidigen Hypermnestra (carmina III, 11, 45)!

Me pater saevis oneret catenis,
quod viro clemens misero peperci;
me vel extremos Numidarum in agros.
classe releget!
I, pedes quo te rapiunt et aurae,
dum favet nox et Venus; i secundo
omine, et nostri memorem sepulcro
scalpe querelam!

Wie tief und innig klingt die Mondscheinpoesie der fünfzehnten Epode, in welcher Horaz von Eifersucht gequält die ungetreue Neaera an die Liebesschwüre erinnert, die sie einst

mit ihm getauscht hat, sich in seine Arme schmiegend, sowie der Epheu den hohen Stamm der Eiche umrankt. So lange der Wolf in die Heerden fällt, der Sturm auf dem Meere rast und der Wind mit den langen Locken Apollos spielt, versprochen sie damals sich treu zu sein. Und mit einer wie rührend ehrlichen Sinnlichkeit fährt er dann fort, daß er es nicht ertragen wolle, *assiduas potiori te dare noctes*. Das ist die Sprache der Natur und Wahrheit, nicht die Lascivität eines gesunkenen Zeitalters. Wer möchte nicht bei aller Verehrung für die moderne Empfindungstiefe, wo sie wahr ist und aus be- rufenem Munde tönt, für ein Gedicht wie dieses oder wie jenes wunderherrliche Catulls, in welchem er von der Liebe der Acme und des Septimius singt, ganze Scheiterhaufen voll erlogener moderner Liebesschmerzen hingeben? Doch diese Stellen sind vereinzelt, und man soll sie nicht sophistisch ausnutzen, um die Liebespoesie des Horaz in einem unserer heutigen Empfindungsweise angenehmeren Lichte erscheinen zu lassen. Auch wenn man ohne gutgemeinte Umdeutungen ins Ideale seine Liebesgedichte treu erfaßt, wird man sie gegen grobe Anklagen in Schutz nehmen können. Als oberstes Argument gelte dabei dieses: *Οὐκ ἔστι κάλλος οἶον ἀλήθει' ἔχει*. Denn wahr sind sie, nur erschöpfen sie die Wahrheit nicht. X

Wie Horaz, auch wenn er warm empfand, als Freund oder die Herrlichkeit fremder Geisteswerke bewundernd, sich nie einer gewissen vernünftigen Gefühlsklarheit entäufsert, so neigte er auch in der Liebe nicht zu unendlicher Sehnsucht, zum Hangen und Bängen in schwebender Pein. Der Liebe zu opfern, betrachtete er als das Recht seiner Jugend, wie der Jugend überhaupt. Doch ging er mutig auf sein Ziel los und hütete sich vor der süßen, erschlaffenden Sehnsucht. Nie ging es ihm, wie dem Sybaris (*carm. I, 8*), dem früher so rührigen, in allen männlichen Künsten eifrigen und gewandten, der jetzt nach Lydia seufzend dasitzt, seiner Männlichkeit vergessend wie der Sohn der Thetis einst unter den Töchtern des Lyko- medes. In weichen, tändelnden Rhythmen spottet er leise über die schmachkende Sentimentalität Neobules, (*carm. III, 12*), welche von Hebrus männlicher Schönheit besiegt für alles, was ihr früher Freude gemacht, gleichgültig geworden ist. Wie be-

klagt er den Neuling, der sich rückhaltlos der Liebe hingiebt mit dem seligen Traum im Herzen, es werde immer so bleiben! Wie oft wird dieser die Treue wanken und Ungewitter heraufziehen sehen!

Heu quoties fidem,
mutatosque deos flebit et aspera
nigris aequora ventis
emirabitur insolens,
qui nunc te fruitur credulus aurea,
qui semper vacuum, semper amabilem
sperat, nescius aurae
fallacis!

Er selbst, dem Schiffbruche entronnen, hat früher dem mächtigen Meeresgebieter ein Votivgemälde zum Dank dargebracht. —

Wie dem einzelnen, so wird die Liebe für ganze Völker verhängnisvoll. So ist es immer gewesen. Lange vor Helena hat sie wilde Kriege entflammt. Aber in toter Vergessenheit liegen sie da, die Unzähligen, die, bevor die Ehe dem sinnlichen Verlangen feste Grenzen zog, einem kräftigeren Rivalen zum Opfer fielen (sat. I, 3, 107). Von dieser Seite aber betrachtet Horaz sie nicht oft. Er meidet die starken Erregungen im Leben, wie beim Dichten (carm. I, 6). Eine Gröfse, welche der Anmut entbehrt, reizt nicht seinen Dichtertrieb, wie sie ihm menschlich nicht sympathisch war.

Doch nicht blofs als das Recht der Jugend betrachtet er die Liebe, sondern als eine Pflicht, als eine heilige, religiöse Pflicht. Der männlichen Jugend seiner Zeit brauchte er diese Lehre allerdings nicht zu predigen, wohl aber den spröden und stolzen Mädchen, die sich in harter Zurückweisung der liebeglühenden Jünglinge gefielen, selbst die Empfindung bekämpfend oder sie dem seligen Bewußtsein ihrer siegreichen Schönheit opfernd. Solcher Stolz ist der Venus verhaßt (carm. III, 10). Denn die Schönheit ist eine Gabe der Göttin (carm. IV, 10)¹⁾, die zu

¹⁾ So antwortet Paris dem Hektor (Ilias III, 64. 65):

*Μή μοι δῶρ' ἔρατὰ πρόφερε χρυσέης Ἀφροδίτης·
Οὐ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἑρικυδέα δῶρα.*

Weilsenfels, Horaz.

vergraben, von Undank zeugt. Der zögernden, von Verschämtheit zurückgehaltenen Natur sucht er durch kosende Ermahnungen zum Durchbruch zu verhelfen. Es weicht von der Sprache und Art unserer Dichter ab, zeichnet sich aber ebenso durch Wahrheit, wie durch sinnliche Anschaulichkeit aus, wenn er die spröde und schüchterne Chloe (carm. I, 23) mit einem Hirschkalbe vergleicht, das auf entlegenen Bergen nach seiner Mutter sucht. Scheu schreckt es bei jedem Rascheln des Laubes, beim leisesten Hauche des Windes zusammen, mit klopfendem Herzen und zitternden Knien. So flieht Chloe vor ihm, der Mutter naheilend, sie, die *tempestita sequi viro*. Mag uns das wie die Rede des Verführers klingen, Horaz glaubte nicht Unsittliches der Chloe zuzumuten. Die Natur war ihm eine heilige Göttin, deren deutlich vernehmbaren Mahnungen man nachkommen müsse. Auch an anderen ähnlichen Stellen, wo ein durchaus modern Empfindender sich beleidigt fühlen muß, wird man ihm doch das Lob der klar erfaßten Wahrheit nicht vorenthalten können. Dahin gehört das fünfte Gedicht des zweiten Buches mit seiner Schilderung spielsüchtiger, liebenswürdig unreifer Mädchenharmlosigkeit; dahin auch das elfte Gedicht des Buches, in welchem die junge, noch gefühllose Lyde, die vor seiner Berührung flieht, mit einem Füllen verglichen wird, das übermütig auf weiter Wiese umherspringt.

Wie er vom Standpunkte seiner gesunden, ihres Rechts sich bewußten Sinnlichkeit die zögernde Liebe, wenn er sie von holder Verschämtheit zurückgehalten sieht, durch freundlich kosende Worte hervorlockt, so haßt er die Verliebtheit des Alters. Das „*turpe senilis amor*“ ist ihm aus der Seele gesprochen. An verliebte, alte Koketten hat der urbane Horaz seine gröbsten Gedichte gerichtet. Wo Cupido ein graues Haupt und Runzeln auf dem Gesicht sieht, da fliegt er vorüber; auf den weichen Wangen der Jungfrau vielmehr, sagt Horaz in Übereinstimmung mit Sophokles, liebe der Gott zu übernachten (carm. IV, 13). Diese Mahnungen richtete er an andere, wie er selbst sie zu befolgen die Kraft hatte. Früher als es vielleicht auch nach seinem Standpunkte nötig war, hat er der Liebe den Rücken gekehrt, nicht etwa voll Überdrufs, nachdem er in maßlosem Genusse seine Jugend verschwelgt

hatte, sondern dem kontemplativen Hange seiner Natur nachgebend. Er fand in seiner Phantasie eine zu reich fließende Quelle innerer Genüsse, als daß er der äußeren Erregungen sinnlicher Leidenschaft noch bedurft hätte, sobald nach verauschter Jugend das Blut in seinen Adern kühler geworden war. Denn die Liebe galt auch ihm als eine leidenschaftende Kraft, und ihre Genüsse schienen ihm bald nicht mehr ein hinlänglicher Ausgleich für die fortwährenden Störungen, welche sie der Gemütsruhe bereitete.

Vor allem muß man sich aber des religiösen Bestandteils in Horaz' Liebesempfindungen bewußt werden. Preist er die Venus auch nicht in so feierlichen Versen wie Lucrez im Anfange seines Gedichtes, als Urquell alles Lebens, als allmächtig über alle Teile der Schöpfung gebietende Göttin als die eigentliche Königin der Natur, ohne welche nichts zum Lichte des „himmlischen Tages“ emporsteigen, nichts sich in die heiteren und gewinnenden Farben des Lebens kleiden kann¹⁾, so ist sie ihm doch nicht bloß die Göttin des grob sinnlichen Genusses (*πᾶνδημος*), sondern weit häufiger die hohe, die himmlische Göttin (*οὐρανία*), die Quelle holder, echt menschlicher Freuden, zu der sich die züchtigen Grazien gesellen, durch welche die Jugend erst zur Jugend wird (*carm. I, 30, 5*), die Verklärerin des Lebens, zu der sich auch gern Bacchus gesellt als Sorgenlöser. Es ist nicht ein ehrfurchtvolles Staunen über die Riesengröße der im ununterbrochenen Strome allüberall neues Leben hervortreibenden Naturkraft wie bei Lucrez, welches aus den Liedern des Horaz zu uns spricht, sondern er feiert die Venus vielmehr als Mutter anmutiger Gestaltungen, welche mit sanften Banden uns an diese Erde knüpft. Horaz blickt nicht in die wühlenden Tiefen des Werdens, sondern bewundert die farbigen, harmonischen, mannigfaltigen Erscheinungen der

¹⁾ Lucretius I, 19:

Omnibus incutiens blandum per pectora amorem
efficis, ut cupide generatim saecula propagent.
Quae quoniam rerum naturam sola gubernas,
nec sine te quicquam dias in luminis oras
exoritur neque fit laetum neque amabile quicquam,
te sociam studeo scribendis versibus esse.

Oberfläche. Es fehlt seinem Sensualismus also nicht an einer religiösen Weihe. Aber Venus ist ihm gleichwohl nicht bloß die schöne und Schönheit schaffende Göttin, sondern sie selbst und alle ihre holden Gaben und Genossen hindern die Weisheit. Schafft sie doch süße Unruhe, stört sie doch den Frieden unserer Seele und hindert jene Gleichmäßigkeit der Stimmung, in welcher Horaz die wahre Reife des Lebens erblickt.

Unser Dichter denkt demnach menschlicher über die Liebe als der wütige Antisthenes und fühlt sich andererseits vor ihren Pfeilen nicht so sicher im Panzer seiner Philosophie als die meisten anderen Philosophen und namentlich auch der feine Aristipp. Die Macht der Göttin fühlt er nicht so tief als Lucrez; aber inniger fühlt er ihre anmutschaffende Kraft, und sie ist ihm die wahre Göttin der Jugend, die aber im reifenden Alter je länger je mehr neben der ernstesten Weisheit zurücktreten muß. Nicht wie Mimnermus in seiner bekannten Elegie wünscht er sich den Tod, wenn diese Quelle der Freuden einst in ihm versiegen sollte. Hat er sich doch bei Zeiten nach einer andern Stütze umgesehen. Der heiteren Liebe abschwörend tritt er ganz zur ernstesten Philosophie über, die von den Tagen seiner Jugend an mitten durch den Jubel bekränzter Zecher vernehmlich seinem Ohr gesprochen hatte. Er scheidet ohne Wehmut von ihr, aber auch nicht im übereifrigen Zorne des Neubekehrten auf die so lange Verehrte schmähend. Er empfand ähnlich wie Kephalos, der im ersten Buche von Platos Staat das Greisenalter als die glücklichste Zeit des Lebens preist, weil das genufsreiche Verlangen nach Erkenntnis in dem Maße in ihm zunehme, als die sinnliche Genußfähigkeit erstürbe. *Εὖ ἴσθι*, sagt dieser, *ὅτι ἔμοιγε ὅσον αἱ ἄλλαι αἱ κατὰ τὸ σῶμα ἡδοναὶ ἀπομαραίνονται, τοσοῦτον αὖξονται αἱ περὶ τοὺς λόγους ἐπιθυμίαι τε καὶ ἡδοναί.* Und in Bezug auf die Werke der Liebe sagt er: *Ἀσμεναίτατα αὐτὸ (τὸ γυναικὶ συγγίγνεσθαι) ἀπέφυγον ὥσπερ λυττῶντά τινα καὶ ἄγριον δεσπότην ἀποφυγών. Τῶν τοιούτων ἐν τῷ γήρῳ πολλὴ εἰρήνη γίνεται καὶ ἐλευθερία.*

Wer, wie Horaz, sein Leben nicht weit über die fünfzig hinausgebracht hat, der kann freilich noch nicht zur vollen Heiterkeit des wahren Greises gelangt sein, dem man nach Senecas

geistreichem Unterschiede (de brevitae vitae, 7) zugestehen kann, daß er lange gelebt hat (diu vixisse) und nicht bloß lange dagewesen ist (diu fuisse); aber das gerade ehrt ihn ja, daß er eher geistig alt geworden ist, als körperlich. Mit so freudiger Sinnlichkeit er auch aus dem Becher des Lebens getrunken hatte, er hatte nicht gierig getrunken, und in Jahren, in welchen sich andere gegen das Alter sträuben, giebt er sich ihm ganz und bereitwillig hin, um den tieferen Instinkten seiner Natur nun ihre Befriedigung zu teil werden zu lassen. Auch zog er sich nicht voll Ekel wie von einem schwelgerischen Mahle zurück, nicht in der Stimmung des früh gealterten Lüstlings, dem nur matten Glanzes noch die Lebensflamme leuchtet, noch schmälte er mit schlecht verhehltem Neide auf die genussfreudige Jugend, sondern im vollen Bewußtsein der unentrinnbaren Notwendigkeit früherer Ideale, dabei aber ohne Verlangen die stürmische und weisheitsfeindliche Lust der Liebe noch einmal durchzukosten.

Nimirum sapere est abiectis utile nugis
et tempestivum pueris concedere ludum,
ac non verba sequi fidibus modulanda Latinis,
sed verae numerosque modosque ediscere vitae.

(epist. II, 2, 141.)

Wenn oben von der maßvollen Natürlichkeit von Horaz' Sinnlichkeit geredet ist, so scheint dagegen die siebente Satire des zweiten Buches Einspruch zu erheben, in welcher der Sklave Davus ihm angstvolle und raffinierte Ehebrechereien zum Vorwurf macht. Aber dieser scheint nur diese Anklagen gegen ihn zu erheben. Die eigene gemeine Natürlichkeit setzt Davus der unsinnigen und gefahrenschaffenden Lüsternheit der höheren Stände entgegen. Dabei bedient er sich freilich zu Horaz redend der zweiten Person, indem er sich die Freiheit der Saturnalien zu nutze macht, als frisch angelernter Stoiker seinen ganzen tugendschwätzerischen Zorn über die verderbte Menschheit an dem Horaz auszulassen, welchen er zum Repräsentanten der Nichtweisen macht. Gesteht er doch selbst bald ein (v. 72: Non sum moechus, ais), daß es mit Horaz nicht ganz so schlimm stehe. Da die Stoiker keine Gradunterschiede der Thorheit und Unsittlichkeit anerkannten, war es ja auch

gleichgültig, auf die Individualität des Angeredeten Rücksicht zu nehmen. War Horaz, wie er selbst gestand, noch nicht zur vollen Weisheit gelangt, paßte offenbar auch auf ihn keiner von den Zügen des allein freien Weisen, so war er doch gleichfalls ein Sklave seiner Begierde, ein *nervis alienis mobile lignum* (v. 82), mochten es auch andere noch etwas ärger treiben als er.

Wenn man andererseits erwägt, mit wie begeistertem Lobe Horaz des Augustus' Bemühungen um Wiederherstellung altväterischer Sitte und Ehrbarkeit preist, so scheint man entweder an der harmlosen Ehrlichkeit seiner Sinnlichkeit, oder an der Ehrlichkeit jenes Lobes zweifeln zu müssen. Ich glaube, dieser Widerspruch läßt sich lösen. Horaz war nicht bloß weniger sinnlich als seine Zeitgenossen im allgemeinen, sondern war es auch weniger als allgemein damals und überhaupt in den Zeiten des Altertums für erlaubt galt. Auch die strengsten Philosophen der Alten rotteten den Liebesdrang nicht aus, sondern ordneten ihn nur der Vernunft unter. Es genügte dem Horaz aber offenbar nicht, seine Sinnlichkeit vernünftig zu zügeln: er wufste sie durch Geist und Grazie, wie alle seine Liebeslieder beweisen, zu veredeln. Zu den wenigen Auserwählten dieser Zeit, welche sie mit den Kräften des Gemüts und des Herzens gestalteten, gehörte er nicht. Seine Vernünftigkeit bewahrte ihn vor wüster Ausschweifung, wie sie ihn andererseits verhinderte die Töne wahrer und großer Leidenschaft zu finden. Von den Bemühungen des Augustus hatten die auf die Heiligung der Ehe gerichteten seine volle Sympathie (*nullis casta domus polluitur stupris*). Der folgende Vers (*mos et lex maculosum edomuit nefas*) bezieht sich aber ebenfalls, wie das daran Schließende (*laudantur simili prole puerperae*) beweist, nur auf die Ehe. Man darf bei der Beurteilung eines alten Dichters nicht das moderne Ideal einer keuschen Jugend als Maßstab nehmen. Pudor und pudicitia beziehen sich zunächst bei ihm auf die strenge Reinheit der Ehe. Ohne Zweifel war die Jugend des früheren Roms, dessen Tugenden Horaz verherrlicht, keuscher als die Jugend des Augusteischen Roms, die früh den Verführungen der Hauptstadt zum Opfer fiel; aber an das moderne Ideal jugendlicher Keuschheit reichte auch sie nicht heran. Jene Frühreife war gleichfalls in den

Augen des Dichters eine Unkeuschheit. Diese doppelte Beziehung des Wortes zeigt sich recht deutlich in der sechsten Ode des dritten Buches, wo er so seine Zeitgenossen geißelt (v. 17 u. folg.):

Fecunda culpa^e saecula nuptias
primum inquinavere et genus et domos:
hoc fonte derivata clades
in patriam populumque fluxit.
Motus doceri gaudet Jonicos
matrumque¹⁾ virgo fingitur artibus
iam nunc et incestos amores
de tenero meditatur ungui.
Mox iuniores quaerit adulteros
inter mariti vina, neque eligit etc.

Der reifen Sinnlichkeit der reifen Jugend jedoch legte Horaz übereinstimmend mit den antiken Grundsätzen natürlicher Sittlichkeit das Joch einer absoluten Enthaltsamkeit nicht auf. Auch in dem feierlichen *carmen saeculare* ist bei folgenden Worten (V. 57):

Jam Fides et Pax et Honos Pudorque
priscus et neglecta redire Virtus
audet

an kein anderes Ideal als an jenes eben charakterisierte einer relativen Keuschheit zu denken.

Augustus freilich wollte nicht bloß, daß die Ehe heilig gehalten würde, er wollte auch, daß Ehen geschlossen würden. In diesem Punkte war ihm Horaz nicht zu Willen, wie es auch dem August nicht einfiel, in die einzelnen ihm Näherstehenden zu dringen sich diesen auf das Gedeihen des Staates gerichteten Plänen zu fügen. Horaz war eine Ausnahmenatur und glaubte ohne Zweifel, daß er als *caelebs* reiner und besser das Ideal seiner Persönlichkeit erfüllen würde. Er war ohne Begehrlichkeit; aber er hatte den Egoismus, mit Wenigem zufrieden in durchaus uneingeschränkter Freiheit ganz sich leben

¹⁾ „Matura virgo“ ist unerträglich; „matrumque virgo“ giebt einen guten Sinn. Wer aber auf Buchstabenähnlichkeit verzichtet, weil er es für eine unverständig ausgefüllte Lücke hält, der lese mit Lehrs, bis etwas Besseres gefunden wird, „Romana virgo et“.

zu wollen, ein Egoismus, der viele geistig hervorragende Männer bewogen hat einsam durch das Leben zu wandeln.

Man hat einen schweren Stand, wenn man die Sinnlichkeit eines alten Dichters vor dem Tribunal der modernen Empfindungsdelikatesse zu rechtfertigen sucht; doch darf man sich dieser Aufgabe nicht entziehen, weil sonst unzählige Stellen aus Horaz' Oden einer falschen Auffassung ausgesetzt sind. Ich glaube dies nachgewiesen zu haben, daß seine Sinnlichkeit weder unnatürlich war, noch besonders stark, daß sie zwar nur an wenigen Stellen gemütvoll und herzlich scheint, stets aber graziös und geistreich ist in den Oden, und daß er nur in den Satiren gelegentlich von dem Genius der Schönheit verlassen wird und mit brutaler Vernünftigkeit die Liebeswut zu zügeln unternimmt. Daß jemand sich vollständig in den Jahren der Jugend der launenreichen Liebesgöttin entziehen könne, hält er nicht für möglich. Denn sie sei allmächtig und zwinge oft an Körper und Geist Ungleiche mit grausamem Scherz unter ihr ehernes Joch (carm. I, 33, 10). Aber auch undankbar wäre es, sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Auch sie bietet Gaben, auch sie ist eine Gottheit, und die Gaben der Götter mit Weisheit zu nutzen, das gehört zu den großen Geheimnissen der Lebenskunst (carm. IV, 9, 47).

25.

Zur Liebe gesellt sich der Wein. Viel leichter ist es den Horaz in dieser Hinsicht vor dem modernen Empfinden zu rechtfertigen. Gleichwohl betrachtet er die Gabe des Bacchus mit denselben Augen wie die Gabe der Venus. Wir aber, die Modernen, zumal wir modernen Normalmenschen in Deutschland, denken über den Genuß des Weines ebenso liberal, als wir umgekehrt mit unverbrüchlicher Strenge festhalten an dem Ideale einer makellosen Jugendkeuschheit. So viel nun auch Horaz zum Lobe des Weines gesungen hat, erscheint er doch wie ein Apostel der Mäßigkeit, wenn man seine Grundsätze und sein ohne Zweifel diesen gemäß gestaltetes Leben mit dem heute für ziemlich Geltenden vergleicht. Auch hier ist es nicht möglich, die Betrachtung von Horaz' Charakter von seiner Verherrlichung des Weines zu trennen. Die Art und der Stärke-

grad seiner Sinnlichkeit hat in seinen mit Reflexionen durchwebten Schilderungen sinnlicher Situationen den wahrsten und ehrlichsten Ausdruck gefunden. Die herrschende Sitte seiner Zeit gestattete auf allen Gebieten des sinnlichen Genusses weit mehr als dem Horaz nach seinem Temperamente, wie nach seinen erworbenen Überzeugungen für billigenswert galt. Keine Furcht vor Verdächtigungen konnte ihn also hindern seiner wahren Empfindung und Meinung einen klaren und unentkräfteten Ausdruck zu geben. Bacchus ist eine Gottheit, die er sich gern mit Venus, mit den Musen, mit den Grazien, mit der Juventas im Bunde vorstellt. Furchtbare Rache pflegte Bacchus an seinen Verächtern zu nehmen. Nicht minder aber beleidigen ihn die, welche sein edles Geschenk durch unmäßigen Genuß entweihen. Oft lehnt sich Horaz, wo er den Wein preist, in nachweisbarer Weise an seine griechischen Vorbilder an; an vielen anderen Stellen, wo es der Fall ist, läßt es sich aus den spärlichen Trümmern griechischer Lyrik nicht nachweisen. Aber fast nirgends sehen die unverarbeiteten Stücke der Nachahmung aus der Umgebung des Eigenen verräterisch abstechend hervor. Horaz war selbständig, und wo er nachsprach, hatte er das Nachgesprochene so durchaus sich zu eigen gemacht, daß es auf seinem eigenen Boden gewachsen zu sein schien. Von allen seinen Oden sind die dem Weine gewidmeten die beliebtesten. Mit keinem anderen Gegenstande erobert sich seine Muse so siegreich aller Herzen wie mit diesem. Trinker wie Nichttrinker empfinden die glückliche Laune dieser Gedichte, welche wie die Gabe des Bacchus eine Sorgen und Grämlichkeit wegspülende Kraft ausüben. Anakreon, oder vielmehr die zierlichen Anakreonten mit ihren ewigen Liebesgöttern und Aufforderungen zum Rasen erscheinen arm und flach neben der originellen Gedankenfülle und neben der Mannigfaltigkeit von Tönen, die wir an des Horaz weinpreisenden Oden bewundern. Von Alcäus Gedichten haben wir aber zu wenig, als daß ein Vergleich möglich wäre.

So beliebt aber auch diese Gedichte des Horaz sind, so oft sie auch nachgeahmt sind, eines daran und gerade das, was ihn über die modernen Nebenbuhler hinaushebt, hat sich im allgemeinen dem Verständnis wie der Nachahmung unzugänglich

gezeigt: des Horaz Gedichte zum Preise des Weins sind religiöse Gedichte, und nur wer das Weihevollle dieser Freude empfindet, kann sich rühmen sie in dem Geiste, der sie geboren, erfaßt zu haben. Wir erblicken in diesen Oden das Ideal antiker Genußfreudigkeit und weltlicher Seligkeit. Die Himmlischen selbst kredenzt jenen den Becher des Lebens. Die holdesten Geschenke aber brachten Venus und Bacchus. Nicht verstopfen brauchten die Alten nur zu nippen, nicht mit Reueahnungen sich die Stunde des Genusses verkümmern. Aber das Leben war ihnen zugleich eine Offenbarung voll göttlicher Schönheit. Wüste Maßlosigkeit wäre ein Mißklang gewesen in dieser Harmonie und der Gottheit zuwider. Wer so ihre Gaben genoß, der beleidigte sie und zog ihre Rache auf sein schuldiges Haupt (carm. I, 18, 7):

Ne quis modici transiliat munera Liberi,
Centaurea monet cum Lapithis rixa super mero
debellata, monet Sithoniis non levis Euhius,
cum fas atque nefas exiguo fine libidinum
discernunt avidi.

Zumal dieses Gedicht ist ungemein feierlich und infolge dessen sogar nicht frei von Dunkelheit, was von andern auf eine zu eng den Worten sich anschmiegende Nachahmung eines griechischen Vorbildes gesetzt wird. Wer des Bacchus Mystereien entweicht, über den kommt zur Strafe tolle Eigenliebe, prahlerischer Stolz, verräterisch läßt seine Zunge die anvertrauten Geheimnisse entweichen (V. 14):

Subsequitur caecus amor sui
et tollens vacuum plus nimio gloria verticem,
arcanique fides prodiga, perlucidior vitro.

Vor allem ist ihm der Wein der Sorgenlöser. Horaz hätte das aus sich finden können. Aber hatten auch die Griechen schon die herrlichsten Epitheta zu Ehren des Dionysos erfunden (*λυαῖος*, *ἐλευθερεύς*, *πανσίλυπος*), Horaz steht ihnen an bezeichnender Mannigfaltigkeit nicht nach. Die Sorgen, die gefräßigen Sorgen verscheucht ihm der Wein (carm. II, 11, 17: *Dissipat Euhius curas edaces*), die bitteren Sorgen hat er die Kraft hinwegzuwaschen, in verschwenderischer Fülle weckt er neue Hoffnungen (carm. IV, 12, 19: *Spes donare novas largus*

amaraque curarum eluere efficax). Der Wein enthüllt das Verborgene, macht den Feigling mutig zum Kampfe, befreit das Gemüt von der drückenden Kummernis, macht geschickt und anständig, er giebt Beredsamkeit und löst von den Fesseln der engen Armut (epist. I, 5, 16 — 20). Seine Wirkungen sind mannigfaltige nach des Trinkenden Charakter und Begabung. Klagen schafft er und Scherze, Zank und wahn-sinnige Liebesglut, in gefälligen Schlaf versenkt er andere. Mit leise wirkender Kraft beflügelt er oft den Schritt träger Geister, seine heitere Klarheit lächelt die Wolken hinweg, welche dem einsamen Forscher seine Probleme umhüllen. Vor allem aber führt er die Hoffnung zurück in bekümmerte Seelen, giebt Mut und Kraft dem Armen, den der Anblick keiner Tyrannei, keiner Gewaltthat nun mehr erbleichen macht (carm. III, 21). Erst der Wein macht des Lebens froh. Wie ein Fluch lastet es auf dem, der ihn entbehren muß. Keine Klagen aber kommen über die Lippen des Trinkenden. Den Bacchus vielmehr preist er und die züchtige Venus (carm. I, 18). Freude schafft der Gott; aber lärmende, wüste Freude beleidigt ihn. Andachtsvoll soll man zum Becher greifen (carm. I, 27):

Natis in usum laetitiae scyphis
pugnare Thracum est. Tollite barbarum
morem verecundumque Bacchum
sanguineis prohibete rixis.

Und gleich darauf ruft er den tobenden Genossen zu:
Impium lenite clamorem.

In Bacchus verehrt Horaz also den Geber einer wunderkräftigen Gabe, welche gewissermassen der Sonne vergleichbar die bösen Dünste, welche sich über der Erde zusammenfinden, verscheucht und dem ganzen Leben den Charakter heiterer, lichtvoller Schönheit aufdrückt. Über die materiellen Schranken des vielfach behinderten Daseins hebt der Wein hinweg, beflügelt die Phantasie und den trägen Schritt unserer Gedanken. Vor allem aber durch seine hoffnungschaffende, sorgenverscheuchende Kraft wird Bacchus zum Wohlthäter der Menschen. Ohne seine Gabe würde der düstere, trübe Sinn der Sterblichen sich nicht zu reinem, genußvollem Anschauen der Natur und des

Lebens erheben können. Der Wein verhilft der höheren Stimmung zum Durchbruch und schafft jenen holden Leichtsinne, ohne welchen alle Lebensfreude im Keime erstirbt. So wird der Wein gewissermaßen zum Wecker und Förderer der philosophischen Stimmung, falls die wahre Lebensphilosophie nämlich darin besteht, das freundliche Geschenk des Augenblicks zu genießen, sich nicht mit überflüssigen Sorgen zu quälen, sich nicht „so furchtbarlich mit Gedanken zu schütteln, die unsere Seele nicht erreichen kann“. Die Poesie des Weines bestand dem Horaz in dem Gefühle freundlich leichter Klarheit, welches er schafft, und in der Erhöhung unserer Fähigkeit, wodurch er uns zu vornehmeren Wesen macht und in eine Welt emporhebt, die ebenso von der irdischen Gewöhnlichkeit absticht als die wolkenlose Helle, welche den seligen Sitz der Homerischen Götter umwebt.

Auch im Weingenuss aber war Horaz mäßig, aus Natur und aus Berechnung. Er wufste, daß es eine schmale Grenze ist, welche den in Gemeinheit versinkenden Rausch von jener poetischen Verklärung des Lebensgefühls trennt, mit welcher Bacchus seine pietätvollen Opferer begnadet. Auch verlangte er nicht nach kostbaren Weinen, wiewohl es ihm nicht an Organen der Unterscheidung fehlte. Auch an dem gewöhnlichen Weine offenbart der Gott seine Kraft. Seine außerordentlichen Gaben sollen für die außerordentlichen Gelegenheiten aufbewahrt bleiben.

Wie hinsichtlich der Liebe, sind auch hinsichtlich des Weines die Stimmungen und Gedanken des Horaz von Widersprüchen nicht frei, welche sich aber leicht aus der Natur des gefeierten Gegenstandes erklären. Er haßt den wüsten Lärm der Zecher, und doch findet er es süß, die Wiederkehr des Freundes durch einen Rausch zu feiern (*carm. II, 7, 27: Recepto dulce mihi furere est amico*). Man wird das nicht verwunderlich finden, wenn man an sein Ideal der Weisheit denkt. Die ungemischte und auf die Spitze getriebene Weisheit scheint ihm ja Thorheit. Eine so hohe Reinheit streitet mit der Bedürftigkeit menschlicher Natur. Grämlichkeit und üble Laune sind die Strafe für so eigensinniges und vermessenens Streben nach dem Höchsten und dem Menschen Unerreichbaren. Es ist

demnach bescheiden zugleich und klug und wahrhaft weise, der Weisheit eine kleine Dosis Thorheit gelegentlich beizumischen. Diesen Tribut sind wir unserer Natur schuldig. So ruft er dem Freunde, der zögert sich einen Augenblick des Genusses zu gönnen, warnend zu (carm. IV, 12, 25):

Pone moras et studium lucri
nigrorumque memor, dum licet, ignium
misce stultitiam consiliis brevem:
dulce est desipere in loco.

Man sieht, daß mit dieser Thorheit, diesem Rasen nichts Ärgeres gemeint ist als jener oben erwähnte holde Leichtsinn, welcher die eigentliche Stimmung des Lebenden und wahrhaft Genießenden ist. Bacchus verhilft zu dem Genusse des Daseins, indem er unseren Sinnen eine feinere, ideale Empfindungsfähigkeit verleiht und die unruhvolle, bei keinem Ziele rastende Selbstquälerei, die ebenfalls echt menschlich ist und doch jede Lebensfreude hindert, zum Schweigen bringt. Wie diese Thorheit auf der einen Seite von dem entwürdigenden Rausche weit entfernt ist, so ist sie auch nicht mit der Behaglichkeit des maßvoll zechenden Philisters zu verwechseln. Was sie von dieser unterscheidet, ist jene bis zur poetischen Erfassungsfähigkeit fortschreitende Potenzierung der Phantasie wie der Sinnlichkeit. Das aber ist die eigentliche Stimmung des Dichters, so lange er nicht in die Tiefen des Lebens blickt; das ist nach Horaz aber auch die Stimmung des Philosophen, weil er den für den wahren Weisen hält, welcher dem endlosen Zuge in eine nebelhafte Ferne sowohl im Denken, als im Handeln widersteht und mit froher Dankbarkeit vielmehr das Gegenwärtige genießt.

26.

Noch schöner aber bewährt sich des Horaz Genügsamkeit auf den anderen Gebieten des Genusses. Wir kennen zunächst nur seine Grundsätze. Aber bietet er auch der faßbaren Einzelheiten aus seinem Leben nur wenige, so klingen seine Lehren doch ganz so, als ob sie einem überzeugten Herzen entströmten, und hat er auch nicht immer mit unfehlbarer Sicherheit auf der schmalen Linie rein menschlichen Begehrens sich bewegen

können, so erlag er doch sicher nur auf Augenblicke und nicht gar zu häufig dem verführenden Beispiele maßloser und künstlich gesteigerter Begehrlichkeit, welche im Gefolge einer alternden Kultur erscheint. Ein Dichter und Philosoph von heute würde es für einen Raub erachten, so oft und im Tone eines so ernststen Interesses von der Mäßigkeit im Essen und Trinken zu reden wie Horaz. Das hängt mit dem Charakter geringerer Vornehmheit zusammen, welchen das gesamte Reflektieren der Alten trägt. Aus dieser Quelle fließen ihre Vorzüge, fließen ihre Mängel, wohingegen die Modernen meist ganz wie eine jener langbeinigen Cicaden aus dem Prologe des Faust sind, „die immer fliegt und fliegend springt, und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt“. Alles Körperliche stand hoch in der Schätzung der Alten, weil ihnen daraus das Geistige hervorblühte, ja weil ihnen das Körperliche im Grunde nichts anderes war, als das sichtbar gewordene Geistige.

Mit Enthusiasmus predigt Horaz die Mäßigkeit einer natürlichen Lebensweise als Hauptbedingung des wahren Genusses. Noch leichter als edle Weine entbehrte er ausgesuchte Speisen. Anspruchslos leben zu können (*vivere parvo*) ist ihm aber die unumgängliche Vorbedingung, um zur Harmonie des Innern zu kommen. In der zweiten Satire des zweiten Buches setzt der einfache Ofellus mit Gründen, wie sie ihm die Natur eingegeben, auseinander, wie zu dieser Mäßigkeit zu gelangen sei, und warum die Schwelgerei für eine so arge Thorheit gelten müsse. In diesem allen haben wir Selbstbekenntnisse des Horaz zu erblicken. Wenn irgend wo, so bietet er in dem, was er über die Mäßigkeit sagt, die Resultate selbstgemachter Erfahrungen. Viele haben vor ihm und nach ihm dasselbe gesagt, aber wenige mit so glücklicher, zum Herzen sprechender Nachdrücklichkeit, wenige im gleichen Tone der Überzeugung. Dabei spricht nicht sowohl aus ihm zürnender Unwille über das Unmoralische der Schwelgerei, als Staunen und Spott über die seltsame Verblendung, mit welcher die Menschen an dem Richtigen vorbeigehen und sich vielmehr in die Bahn des Verderbens stürzen. Das einfache, aber saubere Mal gilt ihm als das wohlschmeckendste (*carm. III, 29, 14*). Wer anders denkt, der empfindet nicht natürlich. Wer seinem Körper, wie die

Natur es verlangt, Arbeiten zumutet, wird die leicht zu erwerbenden Speisen nicht verachten (sat. II, 2, 14). Dem Hungernden genügt Salz und Brot (sat. II, 2, 17). Das alles sind Gedanken, die nicht neu sind; aber wer hat einen so glücklichen und reifen Ausdruck dafür gefunden als Horaz? Er war durch die unentwegbare Natürlichkeit seines ganzen Wesens dazu prädestiniert, alles dies aus sich von neuem zu finden. Dieses Lob der Mäßigkeit, welches mit unglaublicher Mannigfaltigkeit immer wieder uns aus seinen Schriften entgegentönt, ist als eine reine Frucht seiner sittlichen und intellektuellen Eigentümlichkeit zu betrachten, und es ist deshalb nicht möglich, ihn selbst zu charakterisieren, ohne auf diese so oft von ihm geäußerten Gedanken einzugehen. Mit lächerlichen Gründen, sagt er, rede sich der Schlemmer ein, nur dieses oder jenes teure und ausgesuchte Gericht könne seinem Appetit genügen. Ist man doch nicht die strahlenden Federn des Pfaus, muß man doch Tiere von seltener Größe erst in Stücke schneiden. *Jejunus raro stomachus volgaria temnit* (sat. II, 2, 38). Aber auch ins andere Extrem soll man nicht fallen, wie der Geizhals thut. *Sordidus a tenui victu distabit*. Einfach leben heißt nicht schmutzig geizig leben. Man vergegenwärtige sich nur die Vorteile einer vernünftigen und naturgemäßen Einfachheit des physischen Lebens. Zunächst erhält solche Lebensweise gesund, an Körper wie an Geist, wogegen der durch Unmäßigkeit beschwerte Leib auch den Geist mit sich zu Boden zieht. Frisch und elastisch greift der Mäßige am Morgen seine Aufgabe an. Hat er sich nicht zu früh und in gesunden Tagen an den weichlichen Genuß gewöhnt, so wird dieser ihm im Alter und in Tagen der Krankheit zur Wohlthat werden. Außerdem schadet die Schwelgerei dem guten Rufe, zieht den Haß der Nachbarn zu, macht uns uns selbst zum Ekel, zerrüttet unsere Vermögensverhältnisse, ja bringt manchen so weit herunter, daß ihm nicht mehr ein Dreier übrig bleibt, sich einen Strick dafür zu kaufen (sat. II, 2, 96). Und wie segensreich für sich und andere kann man seinen Überfluß verwenden! Darben nicht Unglückliche? Liegen nicht Tempel in Trümmern? Und Wechselfälle des Glückes sind doch immer möglich! Wer in Tagen ru-

higen Glücks mit Geringem zufrieden ist und auch der Zukunft vorsorglich gedenkt, den wird das hereinbrechende Unglück gewappnet finden (sat. II, 2, 110).

Diesem Lobe der Mäßigkeit in Bezug auf die körperlichen Genüsse entspricht durchaus, was er über die Notwendigkeit sagt die Wunschgier des eitlen Herzens zu bändigen. Mit der Erfüllung des einen Wunsches stellt sich immer gleich ein neuer ein und keine Erfüllungen sind imstande den Abgrund unseres Verlangens auszufüllen. Durch Gewähren wirst du die Begierde nicht stillen, nur durch Vernunft und Philosophie kannst du sie bändigen (carm. II, 2, 9). Entsagen macht reich. Das Wünschen deutet auf Mangel. Glückliche, wem die Gottheit mit sparsamer Hand das Notwendige zugemessen hat (carm. III, 16, 21). Was darüber hinausliegt, nährt die unruhvolle Lüsternheit. Wie herrlich belohnt sich hingegen die bescheidene Genügsamkeit! Tausend Sorgen und Qualen bleiben dem unbekannt, der über das Ausreichende hinaus nichts verlangt. Was kümmern ihn die Stürme des Meeres! Keine Schiffe von ihm können dem gierigen Ocean zum Opfer fallen! Kein Acker kann seine Hoffnungen täuschen, nicht Regen, nicht Hagel, nicht Frost, nicht Sonnenglut können ihm die Ernte vernichten. Nicht aber flieht der ruhige Schlaf die niedrige Hütte des Landmanns. Weshalb soll Horaz da sein ruhiges Sabinum gegen sorgenschaffende Reichtümer vertauschen? (carm. III, 1). Ja, könnte man die Furcht und die drohende Sorge durch das Geld und den Glanz des Lebens verscheuchen! Aber diese folgen überallhin. Man steige zu Rosse: die Sorge sitzt hinter uns. Man besteige das erzbeschlagene Schiff: auch dort giebt sie dem reichen Herrn das Geleit (carm. III, 1, 37—40). Gern gedenkt deshalb Horaz der alten Römer, die so frugal und genügsam waren.

Hos utinam inter

heroas natum tellus me prima tulisset!

ruft er voll Bewunderung aus. Darin zeigten jene ihre Stärke, das ist die Hauptquelle ihrer Macht, daß sie das Gold zu verachten wußten (carm. III, 3, 49). Einfach waren sie in ihrem Privatleben, groß in allem, was den Staat anging. Schmucklos waren ihre Häuser; aber prächtig schmückten sie ihre Tempel

und die öffentlichen Gebäude (carm. II, 15, 13—20). Wie wenig gleichen die genufssüchtigen Weichlinge der Horazischen Zeit jenen alten Römern, den Besiegern des Pyrrhus, Antiochus, Hannibal! Wie markig waren diese einfachen Landbauer, von wie ehrbarer Sitte und wie pietätvoll den Befehlen der strengen Mutter gehorsam! In harter Arbeit brachten sie die Tage hin und genossen mit dankbarer Freude den Abend, wenn der wachsende Schatten der Berge sie einlud dem ermüdeten Stier das Joch abzunehmen (carm. III, 6, 37). Dieses alte Rom konnte Hannibal mit der Hydra vergleichen. Es war unvertilgbar wie jene. Kaum besiegt wandte es sich gleich von neuem gegen den ungeschwächten Sieger und lieferte ihm Kämpfe, von denen die Frauen in jenes Heimat zu erzählen wußten (carm. IV, 4, 61).

Zu den charakteristischen Zügen des Horaz gehört ferner seine vernünftige Gleichgültigkeit gegen den entbehrlichen und sorgenschaffenden Besitz. Der Reichtum gehört ihm nicht allein zu den gleichgültigen Dingen, sondern zu den positiv schädlichen. Es ist ganz in seinem Sinne, was der griechische Dichter sagt:

*Πλοῦτος ὁ τῆς ψυχῆς πλοῦτος μόνος ἐστὶν ἀληθής.
Τᾶλλα ἔχει λύπην πλείονα τῶν κτεάνων.*

Sechstes Kapitel.

27.

Betrachten wir nunmehr, wie Horaz selbst direkt seinen Charakter schildert, und wie er selbst über seine Fähigkeiten urteilt. Von verderblichen Fehlern fühlt er sich frei, was er der sorgfältigen Erziehung des Vaters zu verdanken glaubt. *Mediocribus et quibus ignoscas vitiis teneor* (Sat. I, 4, 130). Ebenso sagt er, der zum eitlen Selbstlob sonst keinerlei Neigung zeigt, in der sechsten Satire (v. 65) von seiner Natur: *Vitiis mediocribus ac paucis mendosa est, alioqui recta*. Er nennt sich *purus et insons*:

niemand könne ihm *avaritia*, *sordes*, *mala lustra* vorwerfen. Dem Mäcenās, welcher das Gute vom Schlechten zu unterscheiden weiß, habe er gefallen, *non patre praeclaro, sed vita et pectore puro* (Sat. I, 6, 64). Er ist frei von Ehrgeiz, den er *misera et gravis* nennt (sat. I, 6, 129). Schon aus Bequemlichkeit möchte er nicht vornehm sein. Das würde ihn zwingen auf Vermehrung seines Vermögens bedacht zu sein, anderen den Hof zu machen u. s. w. (sat. I, 6, 92 u. ff.). Wie groß erscheint ihm im Vergleich damit das Glück der Genügsamkeit! Behaglich erzählt er von seiner einfachen, bequemen Lebensweise, von seinem einfachen Mahle, seinem ruhigen Schläfe, der durch keine Sorge um das Frühaufstehen gestört wird. Geadelt wird diese Harmlosigkeit durch sein Lesen, Meditieren und Schreiben. Niemand kann darnach die Schilderung, die Damasippus (sat. II, 2) von Horaz entwirft, für ernst nehmen. Einiges darin ist karikierend übertrieben (*horrenda rabies; mille puellarum, puerorum mille furores*), anderes dem feststehenden Bilde des Horaz geradezu widersprechend (*aedificas, longos imitaris*). Man muß sich überhaupt gesagt sein lassen, daß Horaz sich in seinen Selbstschilderungen zu einem Repräsentanten der Menschheit erweitert, und daß er umgekehrt dem Allgemeinen, das ihm vorschwebt, eine persönliche Einkleidung giebt. So kann es kommen, daß er, wie hier, eine allgemeine menschliche Thorheit, nämlich höher hinauszuwollen in unersättlichem Ehrgeize, sich selbst zuschreibt, obgleich er gerade sich davon frei glauben durfte.

Daß er sich mit dem, was er hatte, zu begnügen wußte, das eben ist seine Weisheit (sat. II, 6, 13: *Quod adest, gratum iuvat*). Möge das Vorhandene ihm gedeihen. Nach mehr gelüstet ihn nicht. Wenige Acker Landes, ein Garten, eine Quelle, etwas Wald entsprechen seinen Träumen von Lebensglück. Die Götter haben ihm mehr gewährt als nötig war, und er fleht nun zum Merkur, „*ut propria haec munera faxis*“ (sat. II, 6, 5).

Aus dem Lärm der Stadt, aus dem Gedränge der Menge sehnt er sich hinaus aufs Land, wo er sicher ist vor gerichtlichen Diensten und frei von den tausend lästigen Verpflichtungen, welche die Gesellschaft auferlegt (sat. II, 6, 60):

O rus, quando ego te aspiciam quandoque licebit
nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
ducere sollicitae iucunda obliviae vitae?

Er sehnt sich nach den einfachen und kräftigen Speisen der Landleute, nach dem ungebundenen, gehalt- und gemütvollen Verkehr mit seinen Sklaven (sat. II, 6, 65):

O noctes cenaeque deum, quibus ipse meique
ante Larem proprium vescor vernasque procaces
pasco libatis dapibus. Prout cuique libido est,
siccant inaequales calices conviva solutus
legibus insanis

Ewig bedeutsame, nahe liegende und doch nicht auszu-
denkende Probleme sind seinem Geiste in dieser ungestörten
Ruhe gegenwärtig (sat. II, 6, 73):

Utrumne

divitiis homines an sint virtute beati.
Quidve ad amicitias, usus rectumne, trahat nos,
et quae sit natura boni summumque quid eius.

Auch die Schilderung, welche der Sklave Davus in der siebenten Satire des zweiten Buchs entwirft, darf man nicht als Quelle zu einem Charakterbild des Horaz benutzen. Wir haben vielmehr auch in dieser Stelle ein Bild der allgemeinen menschlichen Begehrlichkeit und Unbeständigkeit zu erblicken, unter welches Horaz, um Würde der Erscheinung unbesorgt und unbekümmert um die Mißdeutungen Übelwollender und um die Mißverständnisse Kurzsichtiger, seinen Namen setzte. Wer den Horaz kennt, kann dem Davus nicht glauben, daß jener fortunam et mores antiquae plebis lobt und doch selbst dafür danken würde, daß er veränderlich vom Lande sich in die Stadt, aus der Stadt auf das Land wünscht (v. 30). Auch was er dann von des Horaz Ehebrechereien sagt, will nicht auf den passen, den sein Vater gelehrt hat concessa Venere uti. Mit jeder nachfolgenden Anklage erweitert sich das Bild, welches Davus entwirft, deutlicher zu einer Schilderung gewöhnlicher menschlicher Thorheit. Der Schlusssatz zumal bietet das völlige Gegenteil von der Lebensweisheit, die wir an Horaz kennen (v. 112):

Non horam tecum esse potes, non otia recte
ponere, teque ipsum vitas fugitivus et erro,
iam vino quaerens, iam somno fallere curam.

Frustra: nam comes atra premit sequiturque fugacem.

Natürlich hat auch Horaz der menschlichen Natur gelegentlich den Tribut thörichter und veränderlicher Begehrlichkeit zahlen müssen. Solche Widersprüche muß man zu vereinigen wissen: die vorherrschenden Züge, nicht vereinzelte Ausnahmen schaffen das Bild eines Charakters. Gelegentlich hatte der skeptische Horaz, dem es Ernst war mit seiner Selbsterziehung, Anwandlungen einer unphilosophischen Schwäche und des Mißbehagens, entsprungen aus dem Gefühl, daß es mit seiner Entwicklung nicht recht vorwärts wolle. So zeigt er sich in der Epistel an den Celsus Albinovanus (I, 8). Bloß materielle Verluste würden ihm allerdings keine Kummernis mehr bereiten, aber er ist mit sich selbst nicht zufrieden (v. 7):

Quia mente minus validus quam corpore toto
nil audire velim, nil discere, quod levet aegrum;
fidis offendar medicis, irascar amicis,
cur me funesto properent arcere veterno;
quae nocuere sequar, fugiam quae profore credam:
Romae Tibur amem ventosus, Tibure Romam.

Anwandlungen moralischer Schwäche hat auch der Festeste, sowie auch der Gesundeste Anwandlungen von Krankheit hat. Nur ganz selten wurde Horaz in solcher Weise an sich irre. War er er selbst, so lautete seine Rede anders.

Die Gewohnheiten des Horaz waren einfach. Er war offen, gerade und fähig treuer Ergebenheit und wahrer Freundschaft. Trotz seiner geselligen Natur wufste er aber die Freunde zu entbehren; ja, es war ihm von Zeit zu Zeit ein Bedürfnis, in der Stille der ländlichen Flur sich und seinen Gedanken zu leben, im Verkehr mit jenen edleren Freunden, deren verwandte Stimme aus der Vergangenheit herübertönte (Plato, Menander, Eupolis, Archilochus, sat. II, 2). Im Verkehr mit Mäcenat war er ungeniert (*simplicior*, sat. I, 63), ohne in plumpe Dreistigkeit dem reichen und hochgestellten Manne gegenüber zu verfallen (*saepe verecundum laudasti*, epist. I, 7, 37). Über den Umgang mit Vornehmen (*regibus uti*) hatte er ja mit Aristipp

nachgedacht. Nichts hafte er im übrigen so sehr als die Aufdringlichkeit.

Gewisse Fehler sind gewissen Tugenden nahe verwandt. Die philosophische Genügsamkeit kann zum Mangel an Idealität und an Energie werden; die weise Beschränkung auf das Nahe-liegende und sicher Erreichbare kann zum faulen und bequemen Philister machen. Vor dieser Gefahr des Versumpfens bewahrte den Horaz sein unverlierbarer Hang zum Moralisieren. Im Vergleich zu dieser Innerlichkeit des Lebens war ihm selbst das Schreiben Nebensache, mit solcher Emphase er auch von seinem Schriftstellerberufe redet (sat. II, 1, 57). Er schrieb wenig und nur ungern einem anderen Impulse als dem seiner eigenen Natur gehorchend. Deshalb antwortet er dem Florus, welcher Gedichte und Briefe von ihm erwartet (epist. II, 2, 20):

Dixi me pigrum proficiscenti tibi, dixi
talibus officiis prope mancum, ne mea saevus
iurgares ad te quod epistula nulla veniret.

Die darauf folgende Vergleichung mit dem Soldaten des Lucullus ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. So grob materielle Erwerbsucht war nicht die Seele von Horaz' Schriftstellerei. Vergl. § 20.

Man muß sich also wiederum hüten es für Ernst zu nehmen, wenn er sich selbst auch als von der Schreibeepidemie, welche damals herrschte, ergriffen darstellt (epist. II, 1, 111):

Ipse ego, qui nullos me affirmo scribere versus,
invenior Parthis mendacior, et prius orto
sole vigil calamum et chartas et scrinia posco.

Früh machte er sich alt, dem Scherz, der Liebe, dem Wein, zuletzt sogar der eigentlichen Poesie entsagend (epist. II, 2, 55), und die Philosophie trat nun in den vollen Besitz der Rechte, die sie so lange mit andern geteilt hatte (epist. II, 2, 141). Sehr unruhvoll war sein Streben nie gewesen; jetzt aber ist eine finale Beruhigung in ihm eingetreten, ein Zustand heiterer Wunschlosigkeit, in welchem ihm die Strebelust anderer aber immer noch ein interessantes Schauspiel ist. So sagt er am Schlusse jener Epistel an den Florus (II, 2), die Summe gewissermaßen ziehend aus seinem Streben und seinen Erfolgen:

Pauperies immunda procul procul absit: ego utrum
nave ferar magna an parva, ferar unus et idem.

Non agimur tumidis velis aquilone secundo:
non tamen adversis aetatem ducimus austris,
viribus, ingenio, specie, virtute, loco, re
extremi primorum, extremis usque priores.

Man darf den Horaz als einen Repräsentanten jener edlen, wahrhaft freien Menschen betrachten, welche fern von den Geschäften und Sorgen des Lebens sich selbst, ohne Egoismus in des Wortes tadelnder Bedeutung, gelebt haben und leben. Nicht dem Vergnügen jagte er nach (*sperne voluptates, nocet empta dolore voluptas*): sein ganzes Leben war eine fortlaufende Selbsterziehung. Zwar sind alle seine Bekenntnisse in heitere Farben gekleidet, aber sein Streben nach vernünftiger Gestaltung des Lebens war darum nicht minder ernst. Dieses Ideal, welchem sich das ganze Leben des Horaz entgegenbewegt, ist das Lebensideal des gebildeten Altertums, und nur wenige hervorragende Geister hat es damals darüber hinausgetrieben. Fehlt dieser Lebensauffassung auch das Transcendente des christlichen Heiligkeitsideals, so entbehrt es doch nicht der Würde und des Ernstes. Es zeigt, wie edle Söhne des Altertums aus eigener Kraft die schwere Aufgabe des Lebens zu bewältigen und durch welche Selbsterziehung sie sich gegen das Unglück d. h. gegen die Launen der Glücksgöttin zu schützen suchten. Auch Horaz will seiner Natur vor allem gemäß zu leben. *Metiri se quemque suo modulo ac pede verumst* (epist. I, 7, 98), antwortet er dem Mäcenias, als dieser ihm seine individuelle Freiheit beschränken will. Gleichwohl ist es klar, daß er nicht bloß ein ihm, dem Horaz, sondern ein der Idee des Menschen überhaupt gemäßes Leben zu leben glaubte. Denn naturgemäß leben hieß den Alten nicht allen Launen und Regungen der individuellen Natur die Zügel schießen lassen¹⁾. Auch Horaz stärkte sich bei jener Selbsterziehung, welcher

¹⁾ Diog. Laert. VII, 88: *Τέλος γίγνεται τὸ ἀκολουθῶν τῇ φύσει ζῆν, ὅπερ ἐστὶ κατὰ τε τὴν αὐτοῦ καὶ κατὰ τὴν τῶν ὅλων, οὐδὲν ἐνεργοῦντας ὧν ἀπαγορεύειν εἴωθεν ὁ νόμος ὁ κοινός, ὅσπερ ἐστὶν ὁ ὁρθὸς λόγος διὰ πάντων ἐρχόμενος ὁ αὐτὸς ὧν τῷ Διῷ.* Vgl. Zeller, Philosophie d. Griechen, III, 1, S. 193.

seine ganze Muße gewidmet war, durch das stete Hinblicken auf jenes allgemeine Gesetz (*κοινὸς νόμος*) d. h. auf jenes Ideal, welches die Vernunft selbst der menschlichen Natur gesetzt hat. Freilich, wer so lebte, war wenig geneigt, teilzunehmen an dem aufregenden Kampfe des Lebens. Pythagoras verglich das Leben mit den olympischen Spielen (Tuscul. disput. V, 9). Die einen zog der Ehrgeiz nach Olympia: sie wollten dort den Siegerkranz erwerben. Andere kamen aus Gewinn-sucht, um bei dem Volksfeste durch Kauf oder Verkauf Geld zu erwerben. Die edelsten aber schienen ihm diejenigen, qui nec plausum nec lucrum quaererent, sed visendi causa venirent studioseque perspicerent, quid ageretur et quo modo. Diese fand er den Philosophen ähnlich, die um alles Übrige unbekümmert nur auf Erkenntnis gerichtet seien. Das muß man sich gesagt sein lassen, um die Muße so vieler edler Römer von damals, die fern vom Staate sich selbst lebten, nicht vor-schnell zu verurteilen¹⁾.

1) Aus diesem philosophischen Genuß, welchen die Beobachtung menschlicher Eigentümlichkeiten gewährt, fließt alles tiefere Interesse nicht bloß an der Philosophie, sondern auch an der Poesie. Wir dürfen auch den Mäcenas für einen solchen Beobachter halten, und nichts weiter als dieses hat er mit dem Philippus (epist. I, 7, 46—98) gemeinsam, den, als er müde von Geschäften zurückkehrt, eine psychologische Neugier anwandelt jenen glücklichen Bedürfnis-losen näher kennen zu lernen. Wenn er dem Voltejus nachher das Geld giebt zum Ankaufe eines Ackers, so geschieht das wiederum nicht bloß, um sich einen Spafs mit ihm zu machen; sondern um die Widerstandsfähigkeit einer solchen Natur zu erproben impft er ihm die Unruhe des Besitzenden ein. Horaz selbst hat freilich zu der Auffassung, als handle es sich hier nur um einen schlechten Spafs, durch v. 79 (*dum risus undique quaerit*) Veranlassung gegeben; aber wir haben bei diesen Worten nicht an die grausame Kurzweil zu denken, welche einem blasierten Reichen die hinterlistig bereiteten Verlegenheiten eines Armen gewähren, sondern vielmehr an das mit Spott gemischte Behagen, mit welchem der philosophisch Gesinnte seinen Blick auf dem thörichten Treiben der Menschen ruhen läßt. Erst von dieser Seite betrachtet enthüllt auch die Erzählung ihren wahren Sinn. Allerdings ist auch die Erzählungskunst des Horaz hoch anzuschlagen, aber nirgends bieten sich uns bei ihm nur *nugae canorae*, stets vielmehr handelt es sich

Erwägen wir zum Schlufs, wie er über seinen eigenen Wert als Dichter dachte.

Voll Stolz setzt er sein Dichterglück den Bestrebungen anderer gegenüber in der Widmungsode an den Mäcenat (*me doctarum hederæ præmia frontium dis miscet superis*) und zweifelt selbst nicht daran, daß er ein wahrer Dichter ist. Er glaubt wirklich gesungen zu haben, *quod et hunc in annum vivat et plures* (*carm. I, 32*). Er redet (*carm. III, 30*) von dem unzerstörbaren Denkmal, welches er sich selbst in seinen Oden gesetzt hat und zählt sich zu denen, welche die Muse mit dem Blicke der Weihe bei ihrer Geburt angeblickt hat, denen es gelungen ist, über den Neid zu siegen. In Demut dankt er dafür der Muse, als deren Priester er sich fühlt (*carm. IV, 3, 21*). Vergl. auch *carm. IV, 6, 27* u. *II, 16, 37*.

Die Form stand den Alten auf allen Gebieten höher als uns. Daraus erklärt sich der Stolz, mit welchem Horaz sich rühmt die lyrischen Metra der Griechen auf italischen Boden verpflanzt zu haben. Er ist sicher, daß sein Lied ewig dauern wird (*carm. IV, 9*). Deshalb soll man auch nicht um ihn weinen und klagen. So in der frostigen Selbstverherrlichung des zweiten Buches (20).

Was er über die bescheidenen Grenzen seines Talentes sagt, die ihm nicht gestatteten große politische Stoffe, den Augustus und seine Siege, zu verherrlichen, ist mit Vorsicht aufzunehmen und bedarf der Erklärung. Vergl. § 7. Ihm sei es gefährlich, auf Pindars Bahnen zu wandeln. Er dichte vielmehr nach Art der Biene von Matinum (*IV, 2, 29*).

Den gewaltigen epischen und tragischen Stoffen des Varius (*carm. I, 6, 5*) setzt er seine leichteren Stoffe gegenüber. Er nennt seine Muse *imbellis lyrae potens*. Nur Liebe und Liebescherz vermöge er zu singen.

um die Einkleidung eines moralischen Satzes. Seine Fabeln erzählt er bald in einem so epigrammatischen Tone, daß selbst Lessing während der Zeit, wo er seine Fabeln in Prosa schrieb, nichts davon hätte wegstreichen können; bald gefällt er sich, wie hier, in poetischer Detailmalerei, ohne je dabei in unbezeichnende Weit-schweifigkeit zu verfallen.

28.

Wer auf die Philosophie des Horaz verzichten will, thut besser auf Horaz ganz zu verzichten. Sein Denken und Empfinden, sein Leben und sein Dichten sind ohne Kenntniss dieser Philosophie gar nicht zu verstehen. Horaz ist weder ein rein römischer Dichter, noch konnte er die ganze Bedeutsamkeit seines Wesens in den politischen Oden erschöpfen. Grundfalsch ist es auch, ihn als den Repräsentanten einer genussüchtigen, müden, auf die Ideale der Republik wie überhaupt auf jedes höhere Streben verzichtenden Zeit zu fassen. Er steht vielmehr über seiner Zeit, seine Lebensauffassung ist vielmehr die des reinen Altertums, womit nicht geläugnet werden soll, daß er sich vielfach mit seiner Zeit im Einklange befindet, ja daß mitunter die reine Natur in ihm durch die Einflüsse des alternden und sich dem Untergange zuneigenden Altertums getrübt worden ist. Betrachten wir also den Horaz vor allem als einen glücklichen Interpreten antiker Sinnesweise, und wir werden in die Seelen unserer Schüler Samenkörner pflanzen, die früher oder später Früchte hervorbringen, obgleich sie bis zum Tage des mündlichen Abiturientenexamens vielleicht erst leise keimen. Ein solcher Gewinn überdauert den ganzen sonstigen Ertrag des klassischen Unterrichts. Wie schnell schon verwüstet die Zeit ihre sprachlichen Kenntnisse, wie jammervoll schnell entschwindet ihrem Gedächtnis die politische Geschichte, ohne etwas anderes als das psychologisch und ethisch Interessante zurückzulassen, welches, wiewohl es die nährendste geistige Speise nicht bloß für die Jugend, sondern für alle nach edler Menschlichkeit Strebenden ist, doch hinter das Juristische, Politische und Militärische beim heutigen Geschichtsunterricht mehr als billig zurücktritt. Diese antike Denkweise kann aber ohne eine Besprechung gewisser Hauptlehren der alten Philosophie nicht gründlich behandelt werden. Überdies sind auch jene Oden des Horaz, auf welche niemand wird verzichten wollen, mit Philosophie förmlich durchtränkt. Man fürchte sich also nicht vor dem feierlichen Worte und bedenke, daß die Philosophie nach der Ansicht der Alten die Kunst zu leben ist. Auch die antike Philosophie freilich hat hyperdialektische,

scholastisch spitzfindige Auswüchse. Mit dieser Schulphilosophie hat es das Gymnasium nicht zu thun. Die ethischen Prinzipien der Alten aber und die großen Grundsätze ihrer Moralphilosophie sollen dem reifen Schüler auf der Vorstufe zum selbständigen Studium klar gemacht werden. Ich bin weit entfernt die Elemente der Aristotelischen Logik aus der Schule verweisen zu wollen. Denn erachte ich den Gewinn, der daraus dem Schüler erwächst, auch nicht für gar so groß, wie viele glauben, so soll man sich doch von dem geringen Quantum Philosophie, welches heute dem Gymnasium bleibt, nichts entreißen lassen. Weit wichtiger aber ist es, den Schüler der oberen Klassen mit der Lehre des Antisthenes und Aristipp, mit jener Ethik Epikurs und Zenos bekannt zu machen, welche mit naivster Klarheit die Gegensätze unserer Natur zu erklären suchen und zur Zeit, wo das Altertum sich seiner bewußt geworden war, in den Seelen aller lebten und ihnen in Wahrheit eine Richtschnur im Handeln und ein Trost im Leiden waren. Bezeichnend für den philosophischen Standpunkt des Horaz sind vor allem seine schon oben berührten Ansichten über den Reichtum. War ihm der Reichthum auch kein ἀδιάφορον wie den Stoikern, so war er andererseits von der Ansicht der Cyniker noch weiter entfernt. Die Ansicht, welche Antisthenes in Xenophons Symposion äußert, Reichtum und Armut wohnten nicht in den Häusern der Menschen, sondern in ihren Seelen, macht er ganz zu der seinigen; aber er ging nicht so weit, mit den Anhängern dieser Schule das Bettlerleben als den geraden Weg zur Weisheit zu empfehlen und unumwunden zu erklären, die Tugend könne nicht in einem reichen Hause, könne nicht in einer reichen Stadt wohnen. Horaz besaß einen zu fein gebildeten Schönheitssinn und empfand zu menschlich, als daß die schmutzige, häßliche Armut hätte nach seinem Sinn sein können (carm. II, 10, 6 u. 7) Jene einfachste Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, sowie die Unterdrückung der künstlichen, welche die Cyniker empfahlen (ἐντέλεια), war im Princip durchaus nach seinem Sinn; doch umzog er die natürlichen Bedürfnisse mit weiteren Grenzen als jene, indem er z. B. die Liebe, den Wein, Kränze und Parfums dazu rechnet, kurz alles, was ohne ausgeklügeltes Raffinement das Leben schöner gestaltet.

Den Genuß als solchen liefs ja Horaz gelten. Die freundlichen Güter des Lebens galten ihm als Geschenke der Götter, die er frommen Sinnes genoß, und welche ihm selbst in späteren Jahren nicht in den Sinn kam wie der Weisheit und wahren Vollkommenheit feindliche Dämonen zu bekämpfen. Aber er wollte den Genuß innerhalb der Grenzen der Natur. Wer ihn darüber hinaus zu potenzieren versucht, dem verwandelt sich die Wonne in Bitterkeit, und der gezahlte Preis scheint bald zu hoch. *Nocet empta dolore voluptas*. Von dem Naturgemäßen läßt sich nun freilich keine sichere Definition geben. So sehr Horaz die harte Genügsamkeit der alten Sabiner preist, ihr Leben würde ihm doch nicht in seiner Zeit, bei seiner geistigen Ausrüstung, bei dem hohen Grade erreichter Kultur lebenswert erschienen sein, ohne daß er sich andererseits selbst, darüber nachdenkend, wegen seiner höheren Ansprüche auf Genuß Vorwürfe gemacht haben würde. Der Begriff eines naturgemäßen Lebens wechselt mit den Zeiten und Völkern. Der arme Holzhauer einer aller Kultur fernliegenden Gebirgsgegend wird schon für unnatürlichen Luxus halten, was einem armen Bürger einer kleinen Stadt durchaus zum Leben notwendig erscheint. Mit den sich verfeinernden Sinnen und geistigen Organen dehnen sich die unentbehrlichen Bedürfnisse aus, welche als natürliche bezeichnet werden müssen, so lange diese Natur nach ihrem gesamten, langsam unter tausend Einflüssen gewordenen Zustande sie gebieterisch fordert, wohingegen als unnatürlich bezeichnet werden muß, was plötzlich auf den Thron gehobenen Ansichten und Gewohnheiten entsprungen ist. Das sind die parasitischen Auswüchse auf dem Körper der Menschheit. Diese bekämpft Horaz, nicht aber kommt ihm der Gedanke die ganze liebliche Fülle schön gestalteter und gereifter Erscheinung ausrotten zu wollen. Es ist im Gegenteil ganz im Sinne des Horaz, wenn der moderne Dichter die Not als ein schlimmeres Übel als den Tod bezeichnet, weil sie nicht sterben und nicht leben lasse, weil sie was uns Herrlichstes gegeben, vom Herzen und Gemüte abstreife. Seine Empfindung wollte Horaz nicht abstumpfen, nicht alle Farben hinwegblasen und allem das Grau trotziger Entsagung überwerfen. Denn trotzig war die Entsagung der

alten Philosophen, im Prinzipie wenigstens; das unterscheidet sie wesentlich von der weihevollen Abweisung aller weltlichen Lust, zu welcher die Tendenz unleugbar in der christlichen Weltanschauung angelegt ist.

Ein anderer Gewinn, der dem Antisthenes vornehmlich aus der Philosophie schien gezogen werden zu können, τὸ δύνασθαι ἑαυτῷ ὁμιλεῖν, schien auch dem Horaz sehr erstrebenswert. Er selbst war ja in fortwährendem Gespräche mit sich; ja, man darf behaupten, daß er nicht sowohl für andere, als für sich selbst schrieb (sat. I, 6, 123). Am nächsten aber kommt er mit seinen Ansichten über den Besitz und die Güter dieses Lebens dem Aristipp. An diesem bewunderte er ja die Leichtigkeit sich in alle Verhältnisse zu finden. Was Plato an jenem pries, daß ihm allein es gegeben sei, den Purpur zu tragen, wie die Lumpen des Bettlers, rühmt ihm Horaz auch nach (epist. I, 17, 13. 14 epist. I, 1, 19), nur mit ein wenig anderen Worten, indem er ihn jedoch feiner charakterisiert, als dies dem berühmten Ausspruche Platos gelingt:

Omnis Aristippum decuit color et status et res
tentantem maiora, fere praesentibus aequum.

Das Verlangen nach Glanz, Ehre, Reichtum lebte in Aristipps Seele. So gut er sich auch in die dürftigste Lage zu finden wußte, war es seiner Natur doch gemäßer, sich auf den Höhen der Menschheit zu bewegen. Er konnte das Bettlerleben ertragen und blieb frei in allen Lagen des Lebens; aber dennoch war er für den Umgang mit Hochstehenden wie geschaffen. Der Reichtum blendete ihn nicht; aber es war ihm ein erstrebenswertes Ziel, alles, was das äußere Leben schön und glanzvoll macht, genießen zu können. Nicht sowohl die Genußsucht war es, was ihn so denken liefs, sondern sein gebildetes Schönheitsgefühl, welches die höchste Blüte idealer Sinnlichkeit ist. Ganz ähnlich empfand Horaz, wenn er die Armut preisend, doch die schmutzige egestas sich fern wünschte. Jedoch unterscheiden sich beide dem Grade nach. Die Sinne des Horaz waren anspruchsloser. Das wirklich Naheliegende genügte ihm vollkommen. Man darf behaupten, daß er philosophischer über die Güter dachte, die das Leben vergänglich zieren, als vermutlich Aristippus. Auf Horaz scheint das Gold keinerlei fa-

scinierende Wirkung je ausgeübt zu haben. Zur Schönheit, die auch er um sich herum zu gestalten strebte, rechnete er nicht den Glanz und die Pracht. Mit derselben völligen Gleichgültigkeit wie Sokrates hätte er goldene und silberne Kostbarkeiten an sich vorübertragen sehen können. So wenig Eindruck aber der ausgeklügelte und der Natur feindliche Luxus auf ihn machte, der ihm, so zu sagen, eine vorwitzige Erfindung der Menschen schien, so hoch hielt er andererseits die ruhige, maßvolle Schönheit, welcher die Besseren unter unmittelbarer Einwirkung der Natur selbst zustreben. Bekanntlich teilt Epikur die Güter in drei Klassen: natürliche und notwendige, natürliche doch nicht notwendige, weder natürliche noch notwendige. Die Cyniker setzten ihren Stolz darein, sich mit der ersten zu begnügen; mit jedem Schritte darüber hinaus fürchteten sie sich von der Tugend zu entfernen. Aristipp als ein wahrhaft Freier wußte sich, wenn es sein mußte, mit einem Leben auszusöhnen, welches ihm nur das Natürliche und Notwendige bot; aber es war ihm lieber, auch die Güter der zweiten Klasse sein nennen zu können, ja er verschmähte nicht durchaus die der dritten Klasse. Auch dem Horaz genügte allein das Natürliche und Notwendige nicht zum vollen Lebensbehagen, aber auch das weder Natürliche, noch Notwendige reizte ihn nicht: im Besitze der mittleren Güter fühlte seine Mittelnatur sich reifen und sich erfüllen.

29.

Es ist die Glücksgöttin, welche diese Güter giebt, und nach ihr führen sie den Namen. Horaz weiß, wie mächtig diese Göttin ist. Aus den tiefsten Tiefen vermag sie zum Glanz zu erheben, von der höchsten Höhe vermag sie herabzustürzen; ja, je höher vorher das Steigen, um so grausiger der Fall. Triumphzüge verwandelt sie in Leichenbegängnisse, hier setzt sie eine Krone auf ein Haupt, dort entreißt sie eine Krone (carm. I, 34, 14). Ängstlich fleht zu ihr der arme Landmann, ängstlich auch der reiche Kaufmann, dessen Schiffe das Meer durchfurchen. Barbarenvölker fürchten sie, wie auch Rom selbst; ja, Könige im Purpur fühlen sich ihr unterthan (carm. I, 35). Horaz aber bietet ihr die Stirn, ohne sie zu reizen durch

Verachtung ihrer Gaben. Voll Mißtrauen gegen eine Göttin, die bald diesem, bald jenem lächelt und sich ihrer Grausamkeit freut, läßt er sie sich gefallen, so lange sie bei ihm weilt; wenn sie mit schnellem Flügelschlage von hinnen eilt, verzichtet er auf ihre Gaben, hüllt sich in seine Tugend und weiht sich der redlichen Armut (carm. III, 29, 53). Ohne Bild ausgedrückt heißt das: Kann ich die Güter der zweiten Klasse nicht haben, so weiß ich mich mit denen der ersten ohne brennende Sehnsucht nach etwas Besserem zu begnügen.

Horaz sucht sich auch von dieser Empfindung mit Gründen Rechenschaft zu geben. Die natürlichste Auffassung des Besitzes, sagt er, wäre, daß einem das gehöre, was man gebraucht und nützt. Diese Erwägung vermag nach ihm am wirkungsvollsten vor der unsinnigen Gier nach immer größeren Schätzen zu schützen. Wer sein aufgespeichertes Geld nicht anzurühren wagt und es verbirgt, scheint ihm auf dem Gipfel des Wahnsinns angelangt zu sein (sat. II, 2, 110). Drastisch und mit jener Entrüstung, welche ein klarer Kopf beim Anblick offener Unsinnigkeiten empfindet, schildert er, durch welches originelle Mittel den scheinbaren Geizhals Opimius sein Arzt ins Leben zurückruft. Wer durch keine Not dazu gedrängt werden kann, aus seinem Geldbesitz Vorteil zu ziehen, der thäte ebenso klug sein Geld in den Abgrund zu schleudern (sat. II, 3, 166). Zwischen dem Wahnsinn des Verschwenders, der prassend sein väterliches Erbteil vergeudet, und jener *ἄλλειψις*, welcher dieser *ὑπερβολή* entspricht, und welche wir Geiz nennen, liegt die vernünftige Denk- und Handelsweise in der Mitte. Wozu etwas sich wünschen, was über unser Bedürfnis hinausgeht?

Quod satis est cui contingit, nihil amplius optet (epist. I, 2, 46).

Der Geizige ist von unersättlichem Hunger. Solche unendliche Gier ist unsinnig: bestimmten, erreichbaren Zielen sollen wir zustreben (epist. I, 2, 56). Mit allen Mitteln suchen die meisten ihren Reichtum zu vergrößern. Sie sehen ihn wachsen; aber stets scheint das Erworbene unvollständig, stets treibt es sie, die Summe abzurunden (carm. III, 24, 63).

Wer das Geld Herr über sich werden läßt, gleicht dem Pferde in jener Fabel, die Stesichorus den Himeräern erzählte.

Aus dem Bundesgenossen, der erst gute Dienste leistet, wird unvermerkt ein Gebieter, und die Gier, die sich an dem Geringen nicht genügen liefs, muß nun durch Verlust der Freiheit gebüßt werden (epist. I, 10, 39). Man hat die Wahl am Gelde einen Diener oder einen Herrn zu haben. Die Vernunft gebietet, daß es der Diener sei (epist. I, 10, 47).

Die Natur, selbst wenn wir nicht blofs die körperlichen Bedürfnisse als natürliche bezeichnen, ist mit so Wenigem zufrieden. Jenes schöne Wort Epikurs: *Εὐπόριστος ὁ τῆς φύσεως πλοῦτος*, das Cicero übersetzt: *Facile parabiles sunt naturae divitiae*, ist dem Horaz ganz aus der Seele gesprochen. Wer besitzt, was den Bedürfnissen seiner Natur genügt, kann nicht für arm gelten. Besitzt er außerdem noch die Gesundheit, so würden selbst königliche Reichtümer nichts Größeres zu dem, was er schon hat, hinzufügen können (epist. I, 12, 4). Wie kann überhaupt jemand, wenn die philosophische Besinnung in ihm erwacht ist, an irgend einen Besitz sich festklammern oder etwas in Wahrheit für sein eigen halten, was im schnellen Wechsel der Stunden auf tausendfältige Art seinen Herrn wechseln kann und wechselt, was niemandem zum dauernden Gebrauche gesichert bleibt? (epist. I, 2, 175) Die einzige Definition des Besitzes ist dem gegenüber: *Qui te pascit ager, tuus est* (epist. II, 2, 160).

Und wie schön versteht er diese Mahnungen zu verdüstern, indem er das Bild des Todes herbeibeschwört. Wozu in atemloser Hast diese tolle Jagd nach irdischem Besitze, *si metit Orcus grandia cum parvis, non exorabilis auro?* (epist. II, 2, 178). Bald wird uns nichts mehr gehören. Nach kurzem Besitze treten wir es einem andern ab. Von all den Bäumen, die wir in unsern Gärten pflanzen, wird uns nur die verhafste Cypresse bleiben, als Hüterin unseres Grabes (carm. II, 14, 22).

Horaz ist nie lebenswerter, als wenn er die Genügsamkeit predigt. Von inneren Kämpfen, fehlgeschlagenen Hoffnungen, welche diese sich bescheidende Weisheit in ihm gezeitigt hätten, ist nirgends eine Spur. Daher fehlt auch ganz jede Beimischung von Bitterkeit¹⁾. Geadelt aber wird das Ganze erst

¹⁾ So sehr ich mich sonst geneigt fühle dem frischgeschriebenen Buche von Rosenberg (Die Lyrik des Horaz, Gotha 1883) Anerkennung zu zollen, kann ich mich doch mit dem Bilde, welches

durch die Erwägung, daß er, der von dem Entbehrlichen in so gleichgültigem Tone redet, für die täglichen großen Wohlthaten der Natur, gegen welche die Gewohnheit so leicht abstumpft, die erregbarste Empfindung besaß. Das führt auf einen andern Punkt, auf sein Naturgefühl und auf seine Schwärmerei für das Landleben.

30.

In den Städten macht sich die Unnatur breit, auf dem Lande dagegen fühlt Horaz das reinste, das menschlichste Glück. Namentlich ist die zehnte Epistel des ersten Buches, die an

dort von Horaz' Charakter und seiner Gemütsverfassung entworfen wird, ganz und gar nicht in Übereinstimmung erklären. Da heißt es (S. 5): „Sein Wunsch des Lebens unschuldige Freuden zu genießen, hat etwas Forciertes, ja, ich würde sagen, etwas Krankhaftes, und seine Frage: „Festo quid potius etc.“ mit dem Refrain: „Trinken und Singen“ würde etwas Albernes haben, wenn wir nicht wüßten, daß zu jenem die trübe Vergangenheit, zu diesem die traurige, so ganz anders geträumte Gegenwart die befriedigendste Erklärung giebt. . . . So aber wurzeln dieselben (die elegischen Anwandlungen) in dem traurigen Lose, das unserem Dichter Körper und Politik zuteilen, in dem Kassandrablick für die Zukunft, in der nutzlosen Erkenntnis der Gegenwart. Schon in seinem 44. Jahre war er vollständig ergraut, sich sehnend nach Wärme und Sonne, und bis zu seinem Tode, welcher bei ihm, wie bei allen jenen Vulkanen, die in kurzer Zeit in sich ausbrennen, frühzeitig eintrat, gingen mit kurzen Pausen seinen Nervenleiden. Weder Bajas Schwefelquellen, noch die Kaltwasserkur im Digentiabach konnten ihn heilen von der Abspannung und Lebensunlust, von der launenhaften Reizbarkeit, die ihm das Leben vergällten.“ S. 6. „Ein größeres Recht noch, elegische Töne erklingen zu lassen, gab ihm sein trauriges persönliches und politisches Schicksal.“ S. 11. „So wird Horaz mit seiner Sisypbosarbeit allen, besonders aber der Jugend eine tragische, des Mitleids würdige, sympathische Persönlichkeit, und seine elegischen Töne werden begriffen und stimmungsvoll aufgenommen.“ Rosenberg redet von dem elegischen Zug in Horaz' Gedichten, „der so berechtigt aus dem gequälten Leben emporquoll.“ (S. 17). In dieser Auffassung erkenne ich den Horaz nicht wieder. Von politischen Schmerzen vermag ich bei Horaz nichts zu erblicken. Ich höre ihn nirgends seufzen, daß ein unnütz Leben ein früher Tod ist, und daß dies Schicksal ihm vor allem das seinige schien. Auch kann ich nicht zugeben, daß er vor Kummer zu früh gealtert ist.

Aristius Fuscus gerichtet ist, voll vom Lobe des Landes. „Urbis amatorem“, ruft er aus, „Fuscum salvere iubemus ruris amatores“. Zunächst ist ihm der Aufenthalt auf dem Lande eine Quelle physischen Behagens: der Winter ist dort am lauesten, die Hitze des Sommers dort gemässigt. Nichts scheint ihm dem Dufte des Grases, dem Rauschen des Baches, dem frischen Wasser der krystallklaren Quelle gleichzukommen. Und sucht nicht der reiche Städter seinen Wohnungen etwas von den Vorzügen des Landaufenthaltes zu geben? So zieht es immer wieder aus der Überkultur mit Gewalt zur Natur zurück. Zu naturgemäsem Leben fordert alles auf dem Lande auf, während Tausenderlei in den Städten von der Natur hinwegzieht. In der Stadt fühlt sich Horaz sich selbst untreu werden, auf dem Lande findet er sich wieder. Er gesteht es offen seinem Verwalter, den es wie die meisten nach den Genüssen der Stadt zieht: „Vilice silvarum et mihi me reddentis agelli“ (epist. I, 14, 1) und v. 10: „Rure ego viventem, tu dicis in urbe beatum“. Doch ist es nicht blofs das körperliche Behagen über die Reinheit der Landluft, über die Abwesenheit jedes Lärms und Geschreis, welches ihm sein Landgut so angenehm macht: Horaz weifs auch diese Empfindung bis zu den Quellen alles Lebens zurückzuführen und in den Zusammenhang höherer Gedanken zu bringen. Auf dem Lande schweigt die neidische Sorge. Dort kann jeder sich leben, während in der unnatürlichen Zusammendrängung der Städte infolge der grofsen Nähe und der sich kreuzenden Interessen fortwährend Haß und Neid erweckt wird. Hier sieht kein neidisches Späherauge auf sein Glück, kein im geheimen schaffender Haß, keine Verleumdung gieft ihm Gift in das Leben, höchstens setzt er sich dem harmlosen Lachen der Landleute aus, wenn sie ihn bei der beschwerlichen Feldarbeit erblicken (epist. I, 14, 37).

Dort lebt er im seligsten Genusse des Augenblicks. Mit noch Geringerem, als was er sein nennt, könnte er dort zufrieden sein. Ob ihm lange zu leben vergönnt sein wird, ist ihm gleichgültig. So ganz geht er in der glücklichen Gegenwart auf, so hoch schätzt er das gegenwärtige Glück, wenn in lieblich friedlicher Umgebung Gedanken ihm ungestört aus der Seele fliefsen können.

Me quotiens reficit gelidus Digentia rivus,
quem Mandela bibit, rugosus frigore pagus,
quid sentire putas, quid credis, amice, precari?
„Sit mihi, quod nunc est, etiam minus, et mihi vivam,
quod superest aevi, si quid superesse volunt di:
sit bona librorum et provisae frugis in annum
copia, neu flitem dubiae spe pendulus horae.

(epist. I, 18, 104).

So gesellig Horaz war, so ging ihm doch noch über den Verkehr mit seinen Freunden der Verkehr mit sich selbst und den großen Geistern der Vergangenheit, die er sich zu Mustern auserkoren hatte, und aus deren Werken ihm wie aus einem Spiegel die Züge der Natur und der Menschheit zurückstrahlten. Diesen Doppelverkehr genoß er besonders auf dem Lande, während in der Stadt ihn seine gefälligen und lieben, aber unbedeutenderen Freunde sich selbst und jenen vornehmen Toten so oft untreu machten. Horaz auf dem Lande ist der eigentliche Horaz. Denn dort begann das eigentümliche Leben seines Geistes und auch seiner Phantasie. Wie Antäus bei der Berührung mit der Erde frische Kräfte gewann, so erfrischte sich auch seine Einbildungskraft, stärkte sich auch sein Geist im einsamen Genusse der Natur nach der Pein und den Verlusten, welche ihm das Leben in Rom bereitet hatte. Am Bache sitzend, auf moosumkleideten Felsen ruhend (epist. I, 10, 7), im Walde herumschweifend, fühlte er die Götter an sich herantreten und ihn immer von neuem zum Dichter weihen (carm. I, 1, 29). Dem Volke war er dann entrückt. Halb Dichterwonne, halb Philosophie im Herzen, neidete er keinem Staatsmann, keinem Feldherrn seine Lorbeern und seine Triumphe (carm. IV, 3, 10). Dort fand er eine finale Befriedigung aller Wünsche. Nichts lockte ihn in die unbestimmte Ferne, weg von diesen Grotten, von diesen Bächen, von diesem Haine (carm. I, 7, 12). Im Besitze dieses Landgutes und sicher der Huld der Musen und sich kräftig fühlend, die hämische Menge zu verachten, glaubte er sich den Reichsten und Mächtigsten gleichstellen zu können, so wenig auch sein Glück nach außen hin blenden mochte (carm. II, 16, 37 u. II, 18, 9 u. 29).

Und die Natur spricht zu ihm. Sie mahnt ihn an die Vergänglichkeit des Lebens. In ihrem Wesen erblickt er das Bild seines Wesens. In ihrem Anschauen kann der Sterbliche, meint er, das schwindende Verständnis für das Angemessene und Vernünftige voll und rein wiedergewinnen. Für das Düstere, Erhabene und Überwältigende im Leben der Natur freilich hat Horaz keine Töne gefunden, wie ja dergleichen bei den Dichtern des Altertums überhaupt eine große Seltenheit ist. Der Regen und der Winter, der Schnee und das Eis sind nicht seine Freunde. Auch die Hochgebirgsnatur würde nicht zu ihm gesprochen haben, wenn er dieses Anblicks teilhaftig geworden wäre. Seinem Charakter fehlte ja die Leidenschaft. Der Grenzen menschlichen Könnens war er sich zu sehr bewußt, als daß er sich je in eine Bahn hätte wagen mögen, auf welcher die Gefahr tragischen Scheiterns auf ihn gelauert hätte. Als ein echter Sohn des Altertums besaß er auch nicht jenes moderne Verständnis für die Poesie des Todes. Aber die harmonische Schönheit des Lebens und Werdens wußte er zu würdigen: seine Lieder atmen Lebenswonne. Vor allem feiert er deshalb den Frühling und zwar in so glücklichen Liedern, daß sie auch heute noch uns Modernen, welche wir jene Kunst, die Natur zu be-seelen und unser Leben sich in ihr spiegeln zu lassen, bis zur Virtuosität ausgebildet haben, von unverwüstlicher Jugend und Wahrheit scheinen. Wenn das Leben nach den Winterstürmen von neuem erwacht, treibt es ihn, sich in Einklang zu setzen mit den Woneschauern des Werdens, welche die Natur durchbeben. Mit der grünen Myrte, mit den Blumen, welche der entfesselten Erde entspriessen, kränzt er sich dann das Haupt und opfert dem Faunus im schattigen Haine (carm. I, 4, 9). Wenn die Frühlingslüfte wehen, wenn klagend wieder die Nachtigall singt, wenn die Hirtenflöte wieder an sein Ohr tönt, wenn die Jahreszeit die Wärme zurückgeführt hat, dann mahnt es ihn, mit seinen Ereunden zu trinken, um neue Hoffnungen in das Herz zu gießen (carm. IV, 12). Lieblicher als alles, was er gesehen, scheint ihm die Gegend um Tibur und um Tarent, (carm. II, 6, 13); wobei zu bemerken ist, daß die alten Dichter in ihren Naturschilderungen nicht leicht die Züge der Fruchtbarkeit mitzuerwähnen vergessen. Zerklüftete Felsen, öde

Alpengipfel, deren Erstorbenheit uns mit Andacht erfüllt, waren nicht nach dem Sinn der Alten. Über die Alpen sind unzählige Römer nach Deutschland gezogen, vergebens aber sucht man nach enthusiastischen Schilderungen so überwältigender Gebirgsnatur. Die bunte Fülle unverkümmerten Lebens im Thal und auf Hügeln schien ihnen schöner. So preist auch Horaz mit seligem Entzücken die freundliche Lage seines Landgutes, die Kascaden von Tibur, die Berge des Sabinerlandes. Das Ringen des Winters mit dem Sommer, dem die moderne Dichtung so weihevollen Lieder gewidmet hat, erregt auch ihm die Phantasie; aber für das Dämonische dieses Übergangs und für die symbolische Tiefe, welche im Winterschlaf liegt, hat seine freundliche, klare, immanente Natur kein volles Verständnis. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht das vielbesprochene vierunddreißigste Gedicht des ersten Buches, in welchem der Dichter die erschütternde Wirkung beschreibt, die ein plötzlicher Donnerschlag auf ihn gemacht hatte. Hier haben wir, so zu sagen, den modernsten Moment aus der Naturempfindung des Horaz, einen Augenblick demutsvollen Zusammenschauens der Übergewalt der natürlichen Kräfte gegenüber. Es sind schöne, ja erhabene Verse, in welchen er den das All erschütternden Donner des Zeus verherrlicht, und schön schildert das Folgende das Unzureichende menschlicher Gröfse und Berechnung solcher Allgewalt gegenüber, indem ihm Zeus, dessen Wege dunkel sind, unvermerkt zur willkürreichen Fortuna wird:

Valet ima summis
mutare et insigne attenuat deus
obscura promens; hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
sustulit, hic posuisse gaudet.

Aber weit wuchtiger dem Gedankengehalte nach, weit glücklicher in der Ausprägung, von einer weit erhabeneren Musik des Klanges sind Schillers Verse in der Braut von Messina: „Wenn Wolken getürmt den Himmel schwärzen“ u. s. w. Was nun vollends Goethes „Grenzen der Menschheit“ betrifft, so reichen sich darin alle guten Geister der alten und der neuen Poesie zu einem wundervollen Bunde die Hände.

Mehr als einmal weist Horaz seine Freunde an die Natur, damit sie in ihr sich erkennen und im Hinblick auf ihr Schicksal das eigene zu gestalten suchen. Vor allem drängt sich ihm die Vergänglichkeit aller Erscheinungsformen auf. Doch stimmt ihn solcher Anblick nicht trübe, treibt ihn nicht „vom Wein in die sinnende Melancholie“. „*Tamquam semper victuri vivimus*“, ruft Seneca aus (*de brevitae vitae* 3). So leichtsinnig vergeuden die meisten ihre Zeit, indem sie in Wirklichkeit zu leben, d. h. der Philosophie gemäß zu leben anfangen, wenn der Augenblick naht, wo sie aufhören müssen. Auch Horaz findet, daß die Menschen im allgemeinen ihr Leben einrichten, als solle es ewig währen; aber die Ermahnungen, die er daran knüpft, zeigen nicht den ungemischten Ernst, mit welchem Seneca die kurzlebenden Sterblichen an das Hauptziel ihres Daseins erinnert. Da Horaz' durch Leichtsinn temperierte Weisheit mißgünstigen Deutungen leicht zugänglich ist, verlohnt es sich um so mehr, einen Augenblick auch hierbei zu verweilen.

Alles in der Natur bietet ihm ein Bild ewigen Wechsels, ewigen Schwindens. Das warnt uns für uns Unsterblichkeit zu hoffen, d. h. eine Unsterblichkeit auf Erden zu hoffen. Wollten die Menschen ihr Leben im Hinblick auf seine Kürze einrichten, so würde es genußreicher, vernünftiger, fruchtbarer sein. So aber tragen sie sich fortwährend mit den weitesten Plänen, sie, die nie auch nur des morgenden Tages gewiß sind:

Immortalia ne speres, monet annus et alium

quae rapit hora diem, (carm. IV, 7, 7)

und einige Verse später:

Quis scit an adiciant hodiernae crastina summae

tempora di superi?

Wie thöricht ist dieser Widerspruch zwischen der Unendlichkeit unseres Strebens und dem Ephemeren unseres Daseins!

Quid aeternis minorem

consiliis animum fatigas? (carm. II, 11, 11).

In den Geheimkulten der Griechen ließ der Anblick ewigen Sterbens und Wiedererstehens der Natur tiefsinnige Ahnungen über die Unsterblichkeit erwachen. Nicht so in Horaz' Seele, die aller Metaphysik abgeneigt war und um die weite däm-

mernde Ferne unbekümmert, mit liebevoller Beschränktheit sich ganz in das Erfassen des Naheliegenden verlor. Er sieht den wandelbaren Mond hinschwinden und sich erneuern, die Jahreszeiten auf einander folgen in unaufhörlichem Wechselstrom, aber der Mensch, einmal hinabgestiegen ins dunkle Reich, wird ewig Staub und Asche bleiben (carm. IV, 7, 13). Das scheint im Widerspruch und ist doch richtig geschlossen. Die pantheistische Betrachtung führt nicht zu der Überzeugung von einer individuellen Unsterblichkeit. Ζῶον γεννᾷ ζῶον, φυτόν φύτον, sagt Aristoteles, ἵνα τοῦ θείου καὶ τοῦ αἰεί μετέχωσιν. Horaz redet nur von dem Einzeldasein, für dessen Fortdauer nach dem Tode er aus der Betrachtung des Naturlebens keine Überzeugung gewinnen konnte. Er sah es entstehen, sich entwickeln, hinschwinden und verlöschen. Der Wald bleibt, sich ewig erneuernd; der einzelne Mensch aber gleicht dem flüchtigen Blatte und ist für den Tod geboren. „Debemur morti nos nostraque“ (epist. II, 3, 63).

Es wäre gewifs im Sinne des poetischen Pantheismus gewesen, das dem Tode geweihte Einzelne mit seinem Fortleben in der Gattung zu trösten; aber Horaz, dessen Freuden, als eines normalen antiken Menschen, ganz aus dieser Erde quollen, hätte sich untreu werden müssen, um sich in diesen Gedankenkreis zu wagen.

Jene aeterna consilia aber, welchen er in der eben angeführten Stelle unseren Geist nicht gewachsen erklärt, sind durchaus nicht jene Hamletischen Gedanken, mit welchen furchbarlich wir unsere Seele quälen, obgleich wir ihnen nicht gewachsen sind. Es sind vielmehr weit aussehende irdische Pläne, die im Widerspruche stehen mit der Kürze unseres Lebens, und abgesehen von dem feierlichen Klange ist es doch derselbe Gedanke, wie in der vierten Ode des ersten Buches (v. 15): „Vitae summa brevis spem nos vetat incohare longam“.

Aus der Kürze des Lebens leitet Horaz die Aufforderung zum Genusse des Gegenwärtigen ab. Bald wird die ewige Nacht uns umfassen (carm. I, 4), bald werden wir sein in dem Lande, aus dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, vor welchem kein Adel der Geburt, keine Frömmigkeit, keinerlei Vorzüge bewahren können (carm. II, 14 u. IV, 7), aus welchem

selbst Götter ihre Lieblinge nicht zu befreien und an das holde Licht zurückzuführen vermögen.

Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Dann wird es aus sein mit der Liebe, mit dem Wein;
drum laßt uns genießen, so lange die Parze es gestattet
(carm. I, 4; II, 3, 15).

Wie leicht lassen sich diese und ähnliche Gedanken des Horaz, herausgerissen aus ihrem Zusammenhange und aus dem tiefen Grunde seiner Weltanschauung in eine frivole Verherrlichung behaglichen, um alles Ewige und Ideenartige unbekümmerten Philisterlebens umdeuten! Was ihnen aber eine höhere Weihe verleiht, ist vor allem dieses, daß in jenen Objekten des Genusses Horaz Gaben der Gottheit erblickt, daß Genießen, dankbares Genießen ihm also als Gottesdienst gilt. Außerdem war seine Sinnlichkeit in der weitesten Bedeutung des Wortes nicht die Sinnlichkeit des modernen Menschen. Dem mit feinem Formsinne begabten Sohne des Altertums ist der Körper mehr als eine Fessel, als ein lästiger Gefährte des Geistes, ist die sinnliche Erscheinungswelt nicht eine über das Wesenhafte geworfene Hülle, sondern dieses Wesenhafte selbst, gewissermaßen das sichtbar gewordene Göttliche¹⁾. Nur wenn man sich die symbolische Tiefe der antiken Sinnlichkeit stets gegenwärtig erhält, wird man die Lehren des Horaz in die gebührende Entfernung von dem groben Realismus und Materialismus moderner Genußverherrlicher setzen. Seine Empfindungsweise ist die jener Zeit, „da der Dichtung zauberische Hülle sich noch lieblich um die Wahrheit wand“, da man höheren Adel der Natur zu geben wufte, da „alles dem eingeweihten Blicke eines Gottes Spur wies“. Seitdem hat das Christentum den Ernst des Lebens offenbart, und niemand kann nun noch mit so holdem Leichtsinn den Genuß predigen, wie Horaz damals durfte, indem er die Götter damit zu ehren glaubte. Die Alten

¹⁾ Die spiritualistische Lehre des Pythagoras und Plato, daß der Körper das Grab der Seele sei, liegt außerhalb des Kreises der eigentlich antiken Weltanschauung.

erzählen von Mysterien, die so schauerlich erhaben waren, daß, wer darin eingeweiht worden, nie wieder habe lachen können. Ein solches Mysterium ist auch das Christentum. Nur durch einen Abfall von seinem ursprünglichen Geiste und indem sie Ströme antiken Blutes, jene Traurigkeit temperierend, in die modernen Volkskörper lenkten, haben die nachgeborenen Geschlechter wieder Lebensfreude und Schaffenslust gewinnen können.

Horaz sprach zu antik gesinnten Menschen, und seine Freude klang jenen wehevoller als uns, die wir mit der Überzeugung aufwachsen, daß traurig sein besser ist als fröhlich sein. Ein moderner Dichter muß, um dieselbe Wirkung einer religiösen und heiligen Lebensfreude hervorzubringen, die Würde des Ausdrucks um einige Grade höher nehmen. Man höre, wie Goethe die Iphigenie am Schlusse des ersten Aktes zur Diana beten läßt:

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschau
Eine Weile gönnen und lassen.

So feierlich klingt die Rede des Horaz nicht; aber wäre er, mit seiner antiken Natur begabt, in christlichen Zeiten geboren worden, so würde er ohne Zweifel nach ebenso feierlichen Worten für die Empfindung, die in ihm lebte, gesucht haben. Dies zur Warnung, damit nicht jeder zechende Student, jeder platte Philister, der an nichts glaubt, als was er mit seinen gemeinen Sinnen und noch gemeinerem Menschenverstande erfassen kann, in Horaz Seinesgleichen zu erkennen glaubt.

Siebentes Kapitel.

. 31.

Ich komme jetzt zur Ästhetik des Horaz. Seine *ars poetica*, d. h. seine *epistula ad Pisones*¹⁾, sowie auch die Poetik des Aristoteles sind Elementarbücher der Ästhetik, so jedoch, daß sie stets mehr sagen, als sie zu sagen scheinen. Nichts lag beiden ferner als der vornehme Ton, den die modernen Ästhetiker so gern anschlagen. Was Jacob Bernays am Schlusse seiner Abhandlung („Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie“) in dieser Hinsicht über Aristoteles sagt, gilt auch von Horaz. Gerade in der Poetik, sagt Bernays, habe Aristoteles, um der schwankenden Natur des Stoffes das Gegengewicht zu halten, noch strenger als sonst es sich zur Pflicht gemacht, nur auf die allereinfachsten und in sich klaren Begriffe seine Regeln zu gründen. Er fährt fort: „Diese haben dadurch ein empirisches Ansehen und für manchen an die Speereien der modernen Spekulationssprache gewöhnten Leser vielleicht einen faden Geschmack bekommen; wer sich jedoch den Sinn für die züchtige Einfalt der alten Denker erhalten hat, wird bald merken, daß, nach Solgers (II, 546) treffendem Ausdruck, alle diese empirischen Regeln unter „stiller Voraussetzung eines höheren Grundes“ entworfen sind, und schwerlich wird man das immerwährende schellenlaute Anschlagen an jenen höheren Grund, wie es die neuere Ästhetik betreibt, ihr als einen wirklichen Vorzug anrechnen dürfen“. Gleichwohl hiefse es dem modernen Geiste sein verdientes Lob vorenthalten, wenn man es leugnen wollte, daß unsere Ästhetik das Wesen der Poesie tiefer erfaßt hat, als es irgend einem der alten Denker möglich war.

Wenn die Poetik des Horaz und Aristoteles in dem Rufe großer Schwierigkeit stehen, so ist das nur den Erklärern zuzuschreiben, welche so viel Staub aufgewirbelt haben, daß man

¹⁾ J. Vahlen: *Neque enim est hic de poetica arte liber neque Horatius credi potest maluisse de ea arte librum componere quam more suo epistolam de rebus poeticis scribere.*

dahinter den Horaz und Aristoteles kaum noch sieht. Im allgemeinen wächst ja die Schwierigkeit eines alten Autors mit der Zahl seiner Erklärer. So „problematisch“ auch beide Schriften sein mögen, so wird doch jeder, der mit leidlicher Kenntniss des Griechischen und Lateinischen ausgerüstet, an Aristoteles und Horaz selbst heranzutreten wagt, alles Wesentliche bei ihnen durchaus klar und verständlich finden. Eben weil ihre Ästhetik die grundlegenden Hauptsachen behandelt und nirgends den sichern Boden des wirklich Diskutierbaren verläßt, eignen sie sich vortrefflich für einen Kursus in der ästhetischen Propädeutik. Als dritter und Ähnlicher muß sich ihnen Lessing zugesellen. Auch bei diesem vermissen wir die Behandlung der höheren Probleme; dafür verliert er sich aber gleichfalls nie ins Phantastische und Mystische. Gewiß hat A. W. v. Schlegel Recht, wenn er in seinem Aufsatz über Schillers Künstler sagt, nicht alles sei Chimäre, hinsichtlich der ästhetischen Urteile, wovon sich nicht in deutlichen Begriffen Rechenschaft ablegen lasse, wenn er sagt, die Begeisterung finde auch Wahrheit und eile oft der Erkenntnis voraus, wenn er es leugnet, daß poetischer über Kunst schreiben weniger wahr und gründlich schreiben hiesse. Man begreift es, wenn die kritischen Meister unserer romantischen Schule von ihrer Höhe gelegentlich mit einem Blicke mitleidiger Nachsicht auf die Kritik selbst eines Lessing herabblickten, welche sich ihnen nur mit Äußerlichkeiten abzulagen schien. Der Anfänger aber kann sich keine besseren Führer auf dem schlüpfrigen Boden der Ästhetik wünschen als diese drei: Aristoteles, Horaz, Lessing. Sie sind kühl, klar und scharf. Wer an ihrer Hand gehen gelernt hat, wird sich nachher auch auf den nebligen und himmelwärts strebenden Pfaden der eigentlich modernen Ästhetik zurechtfinden.

Mit der Antwort, die epistula ad Pisones und die anderen litterarisch-ästhetischen Satiren und Episteln seien zu schwer für Primaner, wird man also die Horazische Ästhetik nicht aus der Schule verweisen dürfen: in den deutschen Stunden muß man den Schülern, falls man nicht flach werden will, fortwährend Schwereres zumuten. Was der philologischen Kritik eine verzweiflungsvolle Schwierigkeit ist, ist nicht immer ein weg-

sperrendes Hindernis für die Schulerklärung. So kommt es auch bei der Erklärung dieser Epistel nicht darauf an, mit den Schülern feine Untersuchungen anzustellen über die Zeit ihrer Abfassung; die geheimnisvollen Pisonen dürfen durchaus in ihrem Versteck gelassen werden, und wo, wie öfters gerade hier, nur dem künstlich geschärften Auge nach langem Hinsehen zwischen zwei Gliedern ein Zusammenhang erkennbar scheint, hat man nicht nötig die aufgestellten Vermutungen mit den Schülern zu prüfen und wo möglich durch eine eigene zu vermehren, sondern wird sich daran genügen lassen, zu erklären, daß hier unvermittelt eine neue Gedankenreihe ansetzt, welche eine andere Seite des vielgestaltigen Stoffes behandelt, womit man übrigens auch, wie mir scheint, in der Mehrzahl der Fälle der Wahrheit am nächsten kommt. Wenn man sich an das hält, was auch in den Augen des Horaz das Wesentliche war und sich aller neugierig spähenden Fragen enthält, werden auch bei dieser Schrift keine Schwierigkeiten übrig bleiben, welche der Schulerklärung unüberwindlich sind. Mag man es z. B. unentschieden lassen, ob die befremdende Ausführlichkeit, mit welcher Horaz das Satyrdrama, eine damals doch tote Dichtgattung, behandelt, aus dem Interesse herzu-leiten ist, welche die eigentümlich temperierte Sprache dieser Form des Dramas ihm einflößte, oder ob er dem älteren Piso, welcher das Satyrdrama auf römischen Boden zu verpflanzen die Absicht gehabt hätte, die Schwierigkeiten dieser Gattung hat zeigen wollen (Fritzsche, Philol. 44, S. 88—105), man wird doch ohne Mühe diesen Abschnitt selbst den Schülern erklären können. Und sollte selbst eine Beziehung auf eine Nebentendenz der Epistel im Dunkel gelassen werden müssen, bietet dieser Abschnitt an sich nicht genug des litterarhistorisch und ästhetisch Interessanten, um reiferen Schülern zugänglich gemacht zu werden?

32.

Man darf auch nicht einwenden, Horaz' Ästhetik könne man nicht erörtern, ohne auf die älteren römischen Dichter, welche doch aus der Schule ausgeschlossen seien, Rücksicht zu nehmen. Ich meine im Gegenteil, daß Schriftsteller wie Horaz,

wo sie sich mit vollem Bewußtsein ihrer Eigenart einer früheren Litteraturperiode gegenüberstellen, in ganz besonders hohem Grade für die Erklärung auf der Schule geeignet sind. Und bedarf es denn übrigens so zeitraubender Erörterungen über Roms älteste Dichter, um jene litterarischen Sermonen zum Verständnis zu bringen? Und ist es denn so bedenklich, dem Schüler einige fertige Urtheile darzubieten über Dichter, welche er weder gelesen hat, noch wahrscheinlich je lesen wird? Was hindert ferner den Lehrer, was Horaz über Lucilius, Plautus u. s. w. sagt, an einigen passend gewählten Proben zu erläutern? Es heißt, wie mir scheint, einen richtigen pädagogischen Grundsatz auf die Spitze treiben und vom Lehrer das Unmögliche verlangen, wenn man ihm nicht gestatten will zur besseren Beleuchtung des behandelten Gegenstandes von außen manches herbeizuziehen und dem Schüler einfach mitzuteilen. So muß alles Historische zunächst mitgeteilt werden, und erst dann darf man daran denken, dem mitgetheilten Stoffe Gedanken zu entlocken und das Gewordene im Verkehr mit dem Schüler in ein Werdendes zu verwandeln. Nichts hindert auch die litterarhistorischen Mittheilungen über Roms älteste Dichter in dieser Weise auszunutzen. Und ist es nicht auch bei der Behandlung der modernen Litteratur aller Orten Brauch, alles dasjenige mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, was auf die vorliegende Erscheinung entweder durch die Ähnlichkeit oder durch den Gegensatz eingewirkt hat? Dazu kommt, daß Horaz selbst in der glücklichsten Weise dem Unkundigen eine Bekanntschaft mit diesen ältesten Litteraturdenkmälern vermittelt. Ich erinnere in dieser Hinsicht an Lessing. Wer wird die Litteraturbriefe und die Hamburgische Dramaturgie für die Schule ungeeignet nennen, weil fortwährend litterarische Erscheinungen darin besprochen werden, welche dem Schüler unbekannt sind? Alle kritischen Erörterungen sind in der Form, wie sie Lessing bietet, der Hauptsache nach für sich verständlich. So gut versteht er zu vermitteln, solches Zutrauen erweckt er zu der Ehrlichkeit seiner Kritik. Darum mahnt uns, während wir ihn hören, keine peinigende Unruhe mit unserer Zustimmung an uns zu halten, bis wir auch den andern Teil gehört hätten. Wäre dem nicht so, so müßten Lessings kritische Schriften zu den

antiquierten Teilen unserer Litteratur gerechnet werden, da sie zum größten Teil an litterarische Erscheinungen anknüpfen, von welchen nur der Litteraturgelehrte noch Kenntniss nimmt.

Wie kann man ferner einen Schüler nach so langer Beschäftigung mit dem Lateinischen ruhigen Gewissens entlassen, ohne ihm zum Schluss die Hauptmomente aus der Entwicklungsgeschichte des römischen Geistes zu bieten! Dieser philosophische Trieb nach Vollständigkeit, dieses Verlangen nach einer Übersicht, und wäre sie auch noch so summarisch, um das aus nächster Nähe betrachtete Einzelne in seinen Zusammenhang einzuordnen, verdient durchaus auch auf der Schule Berücksichtigung. Die einzelnen Stücke der alten Litteratur, welche man mit dem Schüler während so langer Jahre gelesen hat, müssen nunmehr zu einem Gesamtbilde vereinigt werden. Dazu ist zweierlei nötig. Erstens muß man ihnen einen repräsentativen Wert geben durch eine in die Tiefe dringende Interpretation, sodann muß man den in ihnen liegenden Aufforderungen folgend, zur Vervollständigung außerhalb liegende Litteraturepochen in den Bereich ihres Lichtes ziehen.

Horaz nun gerade eignet sich deshalb in hervorragendem Grade dazu, zum Mittelpunkt solcher abschließenden Betrachtungen gemacht zu werden, weil man nicht bloß Gelegenheit findet, derartiges an einem Punkte in der Peripherie seines Wesens ansetzend in Exkursen zu erörtern, wie bei der Interpretation des berühmten zehnten Buchs von Quintilian, sondern weil sich seine litterarischen Urteile bis in den Mittelpunkt seiner eigenartigen Denk- und Empfindungsweise verfolgen lassen. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte, daß die litterarhistorischen und ästhetischen Elemente aus Horaz' Sermonen sämtlich Punkte von höherer Bedeutsamkeit betreffen, und daß ähnliche Erwägungen auch in der Entwicklung der modernen Litteraturen eine große Rolle gespielt haben.

Es ist für eine nachfolgende gebildetere Zeit schwer, den vorhergehenden Perioden gerecht zu werden. Die meisten tadeln alles, was zu ihren eigenen Gewohnheiten nicht stimmt. Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen und objektiv, wie man es nennt, d. h. mit Zurückdrängung seiner modernen Natur und gewissermaßen mit fremdem Auge blickend, die Erzeugnisse

einer fremden Zeit und eines fremden Landes zu beurteilen, ist eine Kunst, welche erst spät gelernt worden ist und als deren Heimat man Deutschland, als deren Entdecker man Herder bezeichnen muß. Um so bewunderungswürdiger ist es, mit einer wie erleuchteten Gerechtigkeit Horaz in dem anders gearteten Zeitalter des Augustus über Roms ältere Litteratur zu Gericht sitzt. Eine zunächst überraschende, aber bei genauerem Nachdenken doch begreifliche Erscheinung ist die entgegengesetzte, daß der Mensch, der doch die Gewohnheit seine Amme nennt, dennoch geringschätzig oft das Gegenwärtige bei Seite schiebt und einen liebevollen Kultus mit dem Vergangenen treibt. Im Dialogus de oratoribus leitet Aper (cap. 18) dieses Lob der Vergangenheit aus einer dem Menschen eigentümlichen Scheelsucht her: „Vitio malignitatis humanae vetera semper in laude, praesentia in fastidio esse“. So richtig dieser Ausspruch an sich ist, so wenig berechtigt freilich ist er in Apers Munde, welcher für die von ihm gepriesene Epoche des Verfalls die Anerkennung des höchsten Wertes beansprucht und in der vorhergehenden klassischen Periode nur ein mattes Vorspiel des gegenwärtigen Glanzes erblickt. Horaz erhebt dieselbe Anklage, aber von einem wesentlich anderen Standpunkte aus. Von der erreichten Höhe der Bildung blickt er auf eine vorklassische Litteraturperiode zurück und zeigt sich dabei offenbar bemüht unparteiisch dem Guten, was er an jenen Dichtern entdeckt, sein Recht zu teil werden zu lassen. Horaz wirft seinen Zeitgenossen vor, mit abergläubischer Verehrung an den älteren römischen Dichtern zu hängen. Nur das Längstentschwundene bewundern sie. Den Ennius glauben sie dem Homer ebenbürtig, Nävius ist in aller Händen und aller Gedächtnis, „adeo sanctum est vetus omne poema“. Er behandelt dieses Thema in der langen Epistel an Augustus (II, 1). Auch in der epistula ad Pisones kommt er darauf zurück. Außerdem berühren sich mit dieser Frage die beiden Satiren, welche über Lucilius handeln (I, 4 und 10).

Horaz will nicht, daß Rom pietätlos seine ältere Litteratur vergesse; aber man gestehe sich doch auch, daß des Veralteten, Harten und unbezeichnend Kraftlosen sich vieles bei jenen Dichtern findet. Wie könne man so blind sein, in jener Poesie beinahe die

absolute Vollendung zu erblicken! Hin und wieder ein passendes Wort, ein gefälliger Vers berechtigen doch nicht das Ganze zu loben. Verzeihung will er gern den alten Dichtern Roms gewähren, aber auf Ehre und Bewunderung scheinen sie ihm keinen Anspruch zu haben. Jene eigensinnigen und übertriebenen Bewunderer der älteren Dichter gehörten vornehmlich der alten Generation an, welche sich unter das Urteil Jüngerer nicht beugen, noch im Alter verwerfen wollte, was die Kost ihrer Jugend gewesen war (epist. II, 1, 80). Manche bewunderten sogar die allerältesten Sprachdenkmäler, die niemand mehr verstand und sie, die Bewunderer, auch nicht. Eine solche Verehrung des Alten war allerdings im Grunde nichts als Haß und Neid gegen das Gegenwärtige. Bei den Griechen sind zufällig die ältesten Dichter auch die besten. Was hätte aber auch aus ihrer Literatur werden sollen, wenn ihnen das Neue in gleichem Grade verhaßt gewesen wäre? Seitdem das besiegte Griechenland den wilden Sieger unterjocht hatte durch seine Bildung, hatte sich der Geschmack der Römer verfeinert; aber auch jetzt zeigten sich noch Spuren der alten Roheit (epist. II, 1, 156).

Horaz wollte gleichwohl den römischen Dichtern, sie nach Griechenland verweisend, nicht alle Selbständigkeit nehmen. Er lobt sie, weil sie auch nationale Stoffe behandelt hätten. Die Römer schienen ihm geschaffen für die Tragödie. Besitzen sie doch Idealität und Leidenschaft, und auch im Ausdruck zeigen jene alten Dichter tragische Gröfse und glückliche Kühnheit (epist. II, 1, 164). Leider verstehen sie sich nicht aufs feine Ausarbeiten und halten die Arbeit des Glättens für schimpflich. Ohne diesen verhängnisvollen Irrtum würde Rom in der Literatur nicht weniger Staunenswerthes geleistet haben als im Kriege (epist. II, 1, 285). Hart tadelt er die Verse der alten Dichter, mag diese Mifsachtung wichtiger metrischer Gesetze nun auf Unkenntnis oder auf Nachlässigkeit zurückzuführen sein (epist. II, 3, 258). Vor allem findet er die Bewunderer des Plautus abgeschmackt, oder er müsse denn selbst weder wissen, was Rhythmus heifst, noch auch die geistreiche Urbanität von dem Plumpen und Possenhaften zu unterscheiden wissen (epist. II, 3, 270).

Man wird diesem Urteil der Hauptsache nach beistimmen müssen, mit dem Zusatze jedoch, dafs die Fessel einer noch

nicht gebildeten Sprache weit schwerer ist, als Horaz glaubt. Allerdings war auch die künstlerische Gewissenhaftigkeit jener Dichter beim Ausarbeiten nicht so groß, als sie hätte sein müssen; aber ein großer Teil von dem Vorwurfe der Nachlässigkeit wird doch auf Rechnung der noch gar zu rebellischen Sprache zu setzen sein. Trotz der höchsten Begabung sind einzelne nicht imstande sämtliche poetische Kräfte einer noch rohen Sprache glücklich zu entfesseln, wohingegen „in einer gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt“, es selbst dem bloß Gewandten oft gelingt, etwas der Poesie zum Verwechseln Ähnliches hervorzubringen. Während die griechische Sprache noch Jahrhunderte hindurch nach ihrer klassischen Periode selbst in der Hand mittelmäßiger Dichter von einer unverlierbaren Anmut war, so blieb die lateinische Sprache während jener ersten Litteraturperiode sogar in der Hand wirklicher Dichter ein sprödes und ungefüges Werkzeug. Wen kann das aber wundern? Aus sich selbst heraus würde diese Sprache gegen Ende des ersten punischen Krieges noch keine Litteratur geboren haben. Vor der Zeit also und gereizt durch den hereinbrechenden Einfluß des Griechentums wurden Dichtungen hervorgelockt, welche weder rein national, noch auch von griechischer Formschönheit sein konnten. Eine klare Vorstellung von der niederziehenden Tendenz einer rohen, von der hebenden Kraft einer gebildeten Sprache konnte ein Kritiker des Altertums nicht haben. Ebensowenig war irgend wer damals imstande das poetische Urgold einer noch sinnlichen und jugendlichen Sprache den geschmacklosen Beimischungen zum Trotz voll zu würdigen. Und ist denn das Geschmacklose im Plautus bloß ein leise trübendes Ingredienz? Horaz würde ihn gewiß ebenso neidlos wie den Homer bewundert haben, wenn er ihn nur der Bewunderung für würdig gehalten hätte. Man muß immerhin an Plautus die frische, sprachbewältigende Kraft rühmen, auch die sichere Richtigkeit seiner Charakteristik, sowie den genialen Übermut seiner Komik, so daß man, was A. W. Schlegel von Schiller sagt, dieser hätte Bürger nicht tadeln sollen, weil er ihn nicht zu loben verstände, auf Plautus und Horaz übertragen könnte. Das Grobkörnige der Plautinischen Scherze und das Fehlerhafte

seiner Metrik wirkten zu stark auf Horaz, als daß er zugleich das Gute und Glückliche an ihm hätte erkennen können. Aber müssen wir, denen das ästhetische Gewissen ausgeweitet ist, heute nicht auch bekennen, daß die Charaktere des Plautus oft mit so breiten Pinselstrichen gemalt sind, daß man das nicht mehr als Kunst und Poesie gelten lassen kann? Finden wir nicht auch, wiewohl wir einen Sprachentfesseler in ihm erkennen, daß er mit den Kräften der Sprache oft genug einen läppischen Mißbrauch treibt? Von herrlicher Wirkung z. B. ist es, wenn Cicero an richtiger Stelle die feierliche *figura etymologica* verwendet; langweilig und geschmacklos hingegen ist das fortwährende Klappern mit dieser Figur in den Lustspielen des Plautus, der an ihrem hohlen Klange eine wahrhaft kindische Freude empfindet. Was die Verse des Plautus ferner betrifft, so ist es unzweifelhaft, daß dem Horaz, wiewohl er darüber nichts Genaueres sagt, nicht bloß die fehlerhafte Behandlung des Jambus in seinen Lustspielen, sondern überhaupt seine gänzlich unwählerische *πολυμετρία* mißfallen hat. Sagt doch Quintilian selbst von dem, was Terenz geschrieben: „Plus adhuc habitura gratiae, si intra versus trimetros stetissent“. Auch das scheint Horaz gefühlt zu haben, daß die römische Sprache mit ihrer eingeborenen Würde in dem Lustspiele ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Wenigstens rühmt er dem Römer Befähigung für das Tragische nach (*natura sublimis et acer, nam spirat tragicum satis et feliciter audet*, epist. II, 1, 165), ohne daß dem an irgend einer andern Stelle eine ebenso unzweideutige Anerkennung der römischen Komödie gegenüberstände. Die Komödie als solche schien eben deshalb, weil sie mitten aus dem Leben schöpft, dem Horaz etwas besonders Schweres: man verzeihe ihr nicht so leicht (epist. II, 168—170), offenbar weil man durch ihre Fehler empfindlicher beleidigt wird als durch die Fehler der Tragödie. Quintilian (inst. orat. X, 1, 99 u. 100) leitet die Mittelmäßigkeit des römischen Lustspiels in deutlichen Worten von dem widerstrebenden Genius der römischen Sprache her: „In comedia maxime claudicamus, licet Varro Musas, Aelii Stilonis sententia, Plautino dicat sermone locuturas fuisse, si Latine loqui vellent Vix levem consequimur umbram, adeo ut mihi

sermo ipse Romanus non recipere videatur illam solis concessam Atticis venerem, cum eam ne Graeci quidem in alio genere linguae obtinuerint“. Einem deutschen Schüler heute Horaz erklärend, darf man auch nicht unterlassen Schillers Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung herbeizuziehen, welcher die tiefsinnigsten Aufschlüsse über die eigentümlichen Schwierigkeiten des Lustspiels bietet: „Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Platttheit ausgesetzt, wie auch das Beispiel des Aristophanes und Plautus und fast all der späteren Dichter lehret, die in die Fufsstapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakespeare zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Molière, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab?“ Und an einer andern Stelle: „In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts und alles durch den Dichter“. Der ästhetische Wert dieser beiden Dichtgattungen scheint ihm also in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit zu stehen. Denn den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Ein Lustspiel, dessen Charaktere nicht bloß richtig, sondern auch fein gezeichnet sind, und dessen Lustigkeit sich in stets glücklicher Mitte fern hält von dem abgemessenen Frostigen und dem zügellos Übermütigen, ist nur auf dem Gipfel einer völlig reifen Litteratur möglich. Wie hätte Plautus den Römern gleich beim Beginne ihrer Litteratur tadellose Lustspiele schreiben sollen!

33.

Doch woher jene übertreibende Bewunderung der alten Litteraturdenkmäler? Es verlohnt sich doppelt, dem nachzudenken, weil sich zu andern Zeiten und bei andern Völkern ein ähnlicher Kultus der Vergangenheit gezeigt hat. Vor dem Tribunale der Ästhetik, vor welches Horaz sie fordert, konnte diese Bewunderung nicht bestehen; aber vielleicht erscheint sie von einer andern Seite betrachtet weniger nichtig. Einen

Hauptgrund führt Horaz selbst an. Er selbst und die anderen Dichter seiner Zeit hatten nur die Herzen der Jugend sich gewinnen können. An den Älteren hatte diese neue Litteraturperiode aus einer leicht erkennbaren Ursache zähe Widersacher: niemand gesteht gern in der zweiten Hälfte des Lebens, daß seine Bewunderung sich während der ersten Hälfte dem Falschen zugewendet hatte. Nicht als ob man mit bewußter Heuchelei weiter bewundert hätte, sondern weil nur privilegierte Naturen imstande sind in Bezug auf wichtige Punkte in vorgerückten Jahren ihre Meinung zu ändern. Dazu kommt, daß nur das Ferne von ehrwürdigem Grau umkleidet scheint. Nur was die Todesgöttin geweiht hat, wird von den meisten bewundert, wie Horaz klagt. So wird das Vergangene zu etwas Heiligem, so entsteht ein Kultus der Vergangenheit. „Ennium“, sagt Quintilian (inst. orat. X, 1, 88), „sicut sacros vetustate lucos adoremus, in quibus grandia et antiqua robora iam non tantam habent speciem, quantam religionem“. Vor allem mächtig aber war das nationale Interesse, welches jene ältere Litteratur einflößte. Ich sehe ab von den ganz alten, der eigentlichen Litteratur vorausliegenden Denkmälern (epist. II, 1, 23 — 27), welche rein römisch waren, aber zum Teil nicht mehr verstanden wurden. Was die nachfolgenden Dichter betrifft, so boten sie zwar auch schon eine griechisch gefärbte Poesie, aber der eigentliche Geist des Griechentums war in ihnen trotz der direkten Herübernahme griechischer Stoffe nicht lebendig geworden. Vor allem liefs sie auch das Rauhe und Schwerfällige ihrer Sprache als ungrisch und national römisch erscheinen. Der Römer war sich aber mit Stolz seiner Eigentümlichkeit bewußt und nahm nicht ohne Widerstreben das Joch des griechischen Geistes auf sich. Ein nicht hinlänglich gewürdigter Grund ist ferner dieser. Aus den alten Litteraturdenkmälern scheinen stets die rührenden Züge der Wahrheit und der Natur entgegenzublicken. Das Ungeschickte und die Abwesenheit des ausgesuchten Schmuckes erwecken die Vorstellung der Ehrlichkeit. Auch in den alten Denkmälern der modernen Litteratur, welche sprachlich stets sehr bemerkenswert, aber ästhetisch oft völlig wertlos sind, erkennen unsere fautores veterum meist herrliche poetische Offenbarungen voll Wahrheit und Weisheit. Nicht erst die Romantiker haben den

Gedanken erweckt, daß auch die Uranfänge des Völkerlebens mit beitragen können das Rätsel des Lebens zu lösen. Schon Plato lauscht an die Weisheit der Alten wie auf tiefsinnige Vorahnungen künftiger Erkenntnis: *Οἱ μὲν παλαιοί*, sagt er im *Philebus* (16 C), *κρείττονες ἡμῶν καὶ ἐγγυτέρω θεῶν οἰκοῦντες, πάντην φήμην παρέδοσαν*. In der bewußter gewordenen Kunst erblickten viele schon damals etwas der Wahrheit Feindliches und der Lüge Verwandtes. „Antiquissimum quemque maxime secundum naturam dixisse contendunt“ (Quintilian, XII, 10, 42). Die Bevorzugung, welche viele damals der älteren Litteratur zu teil werden ließen, ist also nicht mit der eigensinnigen Ausschließlichkeit zu verwechseln, mit welcher man zu anderen Zeiten an den Klassikern festgehalten hat, das Bild der großen Toten mißbrauchend, um alles Streben der nachfolgenden Generation in den Staub zu drücken. Mit Ausnahme des Aelius Stilo und einiger ihm Ähnlicher fühlten wohl alle, daß jene ältere Litteratur keine klassische Kunstvollendung besaß; aber der römische Sinn freute sich des römischen Geistes jener Poesie und trug nach der eigentlichen Kunst, die für etwas Ausländisches gehalten wurde, gar kein Verlangen.

Lucilius als der Begründer der eigentlichen Satire stand von den älteren Dichtern dem Interesse des Horaz am nächsten. Die Schule darf auf die Besprechung des Lucilius nicht verzichten, weil sich aus diesem Gegensatze das Wesen der Horazischen Satire, der Form wie dem Inhalt nach, am besten erkennen läßt. Es kommen dabei in Betracht die vierte und zehnte Satire des ersten Buchs und die erste Satire des zweiten Buchs. Eine von diesen muß man während der zwei Jahre Zeit gewinnen mit seinen Schülern zu lesen. Der Teil muß dann, wie dies von aller Schullektüre gilt, durch die Interpretation zum Ganzen erweitert werden.

Man darf von Lucilius behaupten, daß er populärer war als irgend einer von den römischen Dichtern; ja, die Bewunderung für ihn erstarb selbst nach der Zeit des Horaz und Vergil nicht. Bei Quintilian (X, 1, 93) heißt es so: „*Satira tota nostra est, in qua primus insignem laudem adeptus Lucilius quosdam ita deditos sibi adhuc habet amatores, ut eum non eiusdem modo operis auctoribus, sed omnibus poetis praeferre*

non dubitent“. Quintilian hält diese Bewunderung für übertrieben, aber auch Horaz scheint ihm zu scharf in seinem Tadel. „Nam eruditio in eo mira et libertas atque inde acerbitas et abundantia salis. Multum est tersior et purus magis Horatius et, non labor eius amore, praecipuus“. Auch dem Cicero galt C. Lucilius nicht bloß als ein homo doctus, sondern auch als perurbanus (de orat. II, 25). „Dicere solebat ea, quae scriberet, neque se ab indoctissimis neque a doctissimis legi velle, quod alteri nihil intellegerent, alteri plus fortasse quam ipse“.

Noch aus einem andern Grunde empfiehlt es sich, von jenen dem Lucilius gewidmeten Satiren mit den Schülern eine zu lesen und sie in alle ihre litterarhistorischen Beziehungen zu verfolgen. Will das Gymnasium nicht bloß Vorschule für das philologische Vorstudium auf der Universität sein, sondern wirklich klassische Bildung vermitteln, so muß es auch Gelegenheit finden seinen Schülern alle eigenartigen Seiten des klassischen Altertums vorzuführen. Es ist nicht möglich, in alle tief einzuführen; aber es ist auch nicht oberflächlich, bei der gründlichen Erklärung von Verwandtem aus einem andern Gebiete das Entsprechende zur Ergänzung mit in den Kreis der Besprechung zu ziehen. Zusammen mit der Satire des Lucilius und Horaz muß die Art und Tendenz der griechischen Komödie erläutert werden.

Horaz leitet am Anfange jener vierten Satire in sehr zuversichtlichem Tone die Satire des Lucilius von der alten griechischen Komödie ab. „Hinc omnis pendet Lucilius“. Der Geist seiner Satire sei derselbe, nur der Form nach unterscheide sich Lucilius von Eupolis, Kratinos und Aristophanes. Kühn und ohne Ansehn der Person riß Lucilius dem Laster seine trügerische Hülle ab und zeigte sich nur der Tugend und denen, welche sie pflegen, freundlich. Horaz gesteht ihm beißenden Witz zu, spendet seinem Geiste das höchste Lob, nennt ihn facetus und emunctae naris; ja, er huldigt ihm fast wie einem Größeren und ist weit entfernt ihm die verdiente Krone vom Haupte reißen zu wollen. Neben den andern älteren Dichtern scheint er ihm selbst fein, urban, glatt, zumal wenn man bedenkt, daß Lucilius eine Litteratur-

gattung gepflegt hat, für welche ihm die Griechen kein Vorbild boten. Aber andererseits wirft er ihm sträfliche Schnelligkeit vor und findet ihn einem trüben, schmutzigen Strome vergleichbar. Nicht auf Vielschreiben aber, sondern auf Gutschreiben komme es an (sat. I, 4, 13). Auch genüge es nicht für die Satire, bloß Lachen zu erregen durch beißenden Spott: schnell müsse das Gedankenspiel sein und mannigfaltig die angeschlagenen Töne; bald ernst, bald scherzend müsse die Rede klingen, bald müsse der Redner, bald der Dichter, bald der geistreiche Gebildete zu reden scheinen (sat. I, 10, 9 ff.). Erkennt man nicht in dieser Schilderung die Satire des Horaz? Wer könne ferner, fährt Horaz fort, die Sprachmengerei des Lucilius im Ernste billigen! Vielen schmecke das wie Wein von Chios mit Falerner gemischt (sat. I, 10, 20). Die sich daran schließende Widerlegung kann freilich nicht für geschickt und schlagend gelten, weil nicht sowohl das Unpatriotische als das Geschmacklose solcher Sprachmengerei hätte betont werden müssen. Außerdem wissen wir aus Cicero, daß Lucilius, wiewohl selbst griechisch gebildet und belesen in der griechischen Litteratur, gerade das affectierte Prahlen mit griechischem Wissen und Wesen besonders scharf gegeißelt hat. Das Ideal der Korrektheit, meint Horaz, habe jener Zeit überhaupt nicht vorgeschwebt, und Lucilius selbst, lebte er jetzt, würde viel streichen, würde sorgfältiger sein in der Technik des Dichtens, ja bis zur Selbstquälerei sorgfältig. Sehr schön vergleicht er ferner die Schriftstellerei des Lucilius mit schriftlichen Selbstgesprächen (sat. I, 10, 30 — 34). Und dichtete Horaz selbst nicht auch so? Ist das nicht jene Gelegenheitspoesie, welche Goethen die einzige berechtigte Form der Poesie zu sein schien? Freilich haben die Trümmer von Lucilius Satiren nicht das Aussehen, als sei hier individuellen Erlebnissen durch die Kunst der Erzählung der typische Charakter, welchen jede edlere Schriftstellerei trägt, aufgedrückt worden. Da wir nur einzelne Verse oder Versteile von ihm haben und auch diese Fragmente kein reines Bild gewähren, weil sie meist „das Unschöne, Unregelmäßige, Exceptionelle“¹⁾

¹⁾ Leben und Werke des Gaius Lucilius von Lucian Müller.

hervorheben, müssen wir schon in betreff dieses Dichters mit Vertrauen auf das Urtheil des Horaz hören, was wir um so unbedenklicher dürfen, als das Bild, welches dieser von ihm entwirft, klare Züge zeigt. Neben bestimmtem Lobe findet sich hier bestimmter Tadel. Mag auch die übertriebene Bewunderung, mit welcher Lucilius damals gefeiert wurde, den Horaz gereizt haben, so hat er darum doch nicht diesem Übermaß des Lobes ein Karikaturbild des Lucilius gegenübergestellt; denn daß dieser breit und hart und reich an kunstlosen Anhäufungen und griechischen Wendungen war, gestatten auch seine Fragmente zu sehen.

Horaz ist deshalb vornehmlich für die Schule von höchster Bedeutung, weil er bei aller Originalität ein resumierender Schriftsteller ist. Dies ist er auch in Bezug auf Roms ältere Dichter. Seine Korrektheit und seine ästhetischen Grundsätze verdankt er nicht allein der Betrachtung griechischer Vorbilder, sondern auch der Formlosigkeit der älteren römischen Dichter. Seine Zeit schenkte jenen zur wahren Schönheit nicht durchgedrungenen Dichtern ein übertriebenes Interesse. Dem widersprechend hat Horaz seine Ansichten über die Bedingungen der Kunstvollendung zu einem höheren Grade von Klarheit gebracht, als es in bloßer Nachahmung der Griechen geschehen sein würde. Außerdem ist die Satire eine echt römische Dichtart, welcher Horaz griechischen Geist eingepflanzt und sie so des Interesses einer fernen Nachwelt würdig gemacht hat. Wiewohl griechisch gesinnt, hängt er also mit der alten Litteratur eng zusammen. Indem er ohne gelehrte Pedanterie die römische Litteratur in die Bahnen des klassischen Griechentums weist, erlöst er sie gewissermaßen aus ihrer nationalen Enge und Härte. Wer also die Sermonen nicht überhaupt von der Schule ausschließt, muß auch das Bedürfnis fühlen auf jene älteren Dichter hinzuweisen. Dabei wird Horaz selbst der beste Führer sein. Seine Kritik des Lucilius und der älteren Litteratur zielt auf die Hauptfrage. Zwar erklärt er, daß wer so unsinnig übertreibend jene früheren lobe, dadurch vielmehr hämischen Haß gegen das Gegenwärtige verrate (*nos nostraque lividus edit.*) Wer aber deshalb glaubt, aus Horaz' litterarischen Satiren spreche die Empfindlichkeit eines modernen Dich-

ters, dem grofse Vorgänger das Licht nehmen, kennt den Horaz nicht. Vor allem bekämpft er das Einseitige und Gedankenlose dieser nationalen Verherrlichung des alten Roms, dessen Kunstleistungen ihm so blaß erschienen neben dem Glanze der Griechen. Es ist in diesen Satiren durchaus nicht in erster Linie auf geistreichen Spott, sondern auf Belehrung und Verbreitung vernünftiger Grundsätze abgesehen.

Ohne Zweifel ist in dem Lucilius etwas von dem Geiste des Aristophanes. Nur will die Begründung des Horaz im Anfange der vierten Satire nicht richtig erscheinen.

Siquis erat dignus describi, quod malus ac fur,
quod moechus foret aut sicarius aut alioqui
famosus, multa cum libertate notabant.

Man kann nicht sagen, dafs es die alte attische Komödie in erster Linie auf die individuellen sittlichen Verkehrtheiten abgesehen hatte, aber andererseits war die Komödie des Aristophanes auch nicht rein politisch. Wir unterscheiden heute scharf zwischen politischer und moralischer Satire. Es verlohnt sich an dieser Stelle, die antike Auffassung des Staates mit der modernen zu vergleichen. Den Alten war der Staat eben nicht blofs eine juristische Person, es genügte ihnen nicht, das Unrecht zu verhüten, welches das Bestehen des gesellschaftlichen Körpers gefährden mußte: die Bildung der Staatsangehörigen zur Sittlichkeit und Humanität war ihnen die Hauptaufgabe des Staates. Das war nicht blofs die Ansicht Platos, sondern auch die des Aristoteles, welcher den Ursprung des Staates aus dem Bedürfnis herleitet, dem bestehenden aber jenes höhere moralische Ziel setzt (*γιννομένη μὲν τοῦ ζῆν ἕνεκα, οὕσα δὲ τοῦ εὖ ζῆν*). Die moralische Verkehrtheit einzener also wurde auch in der politischen Komödie des Aristophanes wohl geißelt; denn sie war eine Gefahr für den Staat. Aber vor allem galten seine Angriffe den Verkehrtheiten seiner Zeit, welche in grober Weise die Existenz und das Gedeihen des Staates gefährdeten. Diesen Charakter trug auch die Satire des Lucilius.

Im übrigen war die Verschiedenheit zwischen beiden in allem, was die Form und Behandlung betrifft, eine so grofse, dafs Quintilian wohl behaupten durfte, die Satire gehöre ganz

den Römern an. Es erweckt auch falsche Vorstellungen, wenn Horaz von der *prisca comoedia* redet. Lucilius war ein *priscus poeta*, er gehörte der vorklassischen Periode, der Zeit der noch nicht gereiften Sprache an; aber Aristophanes ist klassisch, in seiner Art vollendet und doppelt bewunderungswürdig, weil er trotz der grundverkehrten Tendenz seiner Dichtung so Bedeutendes zustande gebracht hat.

In demselben Verwandtschaftsverhältnisse, wie Lucilius zur alten attischen Komödie, steht Horaz zur neueren attischen Komödie des Menander. Ästhetisierende Historiker pflegen in dieser, weil sie „blofs“ sittliche Stoffe, nicht politische Zeitfragen behandelt, eine Verflachung der Aristophanischen Komödie zu erblicken; Goethe erklärte, dafs er nächst dem Sophokles keinen kenne, der ihm so lieb wäre. Er sei durchaus rein, edel, grofs und heiter. Seine Anmut sei unerreichbar (Eckermann, Gespräche mit Goethe, I, S. 150). Auch die wenigen Bruchstücke, welche er von ihm kenne, gäben ihm die höchste Idee (a. a. O. III, S. 93). Nicht politische Leidenschaftlichkeit, sondern philosophische Beschaulichkeit war die Seele von Menanders Poesie. Darin ähnelt ihm Horaz; was sie jedoch wesentlich unterscheidet, ist dieses, dafs Horaz nicht die ruhige gleichmäfsige Milde besitzt, welche die Fragmente Menanders kennzeichnet, sondern, wie dies im Wesen der Satire liegt, gelegentlich vor lustig karikierenden Ausmalungen nicht zurückschreckt.

Befäfsen wir die Satiren des Lucilius vollständig, so würde auch heute, unter dem dominierenden Einflusse der Geschichte, vielleicht das offizielle Urtheil so lauten, Lucilius sei gröfser als Horaz, weil sich in seinen Satiren klar und deutlich seine Zeit spiegele, und weil er trotz seiner Belesenheit in den Schriften der Griechen doch ein Römer seines Jahrhunderts geblieben sei, wohingegen Horaz seinem römischen Wesen vielfach untreu geworden sei und zahlreichere Berührungspunkte mit der Litteratur und Philosophie der Griechen als mit seiner Zeit und dem politischen Leben seines Jahrhunderts zeige. Wer aber über das Wesen der Poesie so denkt, wie die Gröfsten, als da sind Lessing, Herder, Goethe und Schiller, darüber gedacht haben, und wie voraussichtlich bald wieder viele darüber

denken werden, der wird ohne Zweifel dem Horaz den Vorzug geben, eben weil er weniger zeitgemäfs war als Lucilius. Des Horaz Satire gehört allen Zeiten, ohne dafs sie deshalb jemals in unbestimmte Allgemeinheit verfielen. In Lucilius würden wir uns heute nicht wiedererkennen; die Verkehrtheiten hingegen, welche Horaz bekämpft, sind nur selten auf der Oberfläche des damaligen Lebens aufgelesen und reichen vielmehr meist bis zur Wurzel aller Verkehrtheiten zurück. Dazu kommt, dafs er Naivetät und Frische mit Bildung und Gelehrsamkeit zu vereinigen versteht. Seine Satiren, wiewohl durchtränkt mit Philosophie, werden doch nie pedantisch und zeigen, wiewohl stets dem Höheren und Allgemeinen zustrebend, doch stets die glücklichste Anschaulichkeit im Einzelnen und Besondern.

34.

Vor allem aber ziemt es uns, den Gedankengehalt der *epistula ad Pisones* dem Schüler der obersten Klasse zum festen Besitztum zu machen. Es ist das nicht eine Schrift, welche man der Schule, falls Zeit übrig ist, zur Zulassung empfehlen muß, sondern sie gehört dem engsten Kreise des in erster Linie zu Berücksichtigenden an. Dem Geiste des Schülers ist ihr Inhalt durchaus zugänglich; denn es handelt sich überall darin nur um verstandesmäfsig erkennbare Hauptsachen der Ästhetik. An die Kunst des Lehrers freilich stellt ihre Interpretation nicht geringe Schwierigkeiten.

Man hat diese Epistel ein problematisches Werk genannt. Freilich sind darin die Grenzen der dieser Gattung zu gestattenden Zwanglosigkeit überschritten (vgl. § 15); jedoch läfst sich mancherlei zur Entschuldigung des Dichters anführen, auch wenn die andern Eigenschaften nicht genügen sollten, ihm für das lockere Gefüge des Ganzen Verzeihung auszuwirken. Selbst wer so gering urteilte über diese Anordnung des Stoffes, dafs er nichts in unserer Epistel erblickte als eine Sammlung von *pensées détachées*, die auf die Kunst als auf ihr gemeinschaftliches Centrum zielen, sonst aber nicht zu einander in Beziehung gesetzt sind, dürfte darum den Horaz doch nicht der Nachlässigkeit anklagen. Denn nicht nur verrät alles Einzelne das reinste und gebildetste Kunsturteil, sondern es

zeichnen sich auch alle Urtheile durch die glücklichste Proprietät des Ausdrucks aus. So kann nur schreiben, wer langsam gereifte Gedanken mittheilt, die lange Gegenstand seines Interesses und stillen Nachdenkens gewesen sind.

Jene einem klaren Kopfe, selbst wenn er eines Dichters ist, unverlierbare Ordnung muß man auch bei Horaz voraussetzen, dabei jedoch bedenken, daß der Dichter stärker durch das Einzelne, stärker durch das, was zu seinen Sinnen spricht, beeinflusst wird als durch die Gesetze der strengen Logik. Darum wird er in einem lehrhaften Gedichte den Stoff nicht bis ins kleinste nach abstrakten Gesichtspunkten gliedern, sondern durch Einzelheiten stets angezogen, durch Einzelheiten stets zum Verweilen eingeladen werden. Durchaus also muß man sich hüten ihm ausgeklügelte Partitionen unterzulegen. Das würde sowohl dem Dichtervermögen widersprechen, als auch mit dem heiteren Geiste seines Werkes im Widerspruch stehen. Dem geheimen Plane und der natürlichen, aus der Sache sich mit Notwendigkeit ergebenden Disposition eines bedeutenden, aber in seinem Baue anscheinend verworrenen Werkes nachzudenken, bringt Gewinn; doch muß man sich hüten mit übermächtig angestregtem Auge nach langem Hinblicken Verbindungen zu sehen, von denen ein gesunder, unbefangener Blick, dem die res integra vorgeführt wird, durchaus nichts zu entdecken vermag.

Bei der Beurteilung einer umfangreicheren Epistel muß ferner dies in Anschlag gebracht werden, daß das eben über das instinktive Disponieren aller klaren Köpfe Gesagte nur von dem gilt, was unter dem treibenden Impulse einer einheitlichen Gedankenerregung geschrieben ist. Sobald der Faden des Denkens durch ein heterogenes Mittelglied zerrissen worden ist, muß durch Absicht der Zusammenhang zwischen dem Nachfolgenden und jenem Vorhergehenden hergestellt werden. Dies aber ist das Geschäft des reinen Verstandes, und oft widerstrebt es der freigeborenen Phantasie, genau in jenes verlassene Geleise zurückzukehren.

Zu einem ganz tadellosen Baue würde auch dies gehören, daß bei einem jeden Punkte nur so lange verweilt würde, als er es mit den andern verglichen beanspruchen darf, mit andern Worten, daß die Länge der einzelnen Teile untereinander in

dem richtigen Verhältnisse stehe. In Bezug auf diese Epistel kann man aber jedenfalls nicht sagen, daß die Ausdehnung, welche Horaz den einzelnen Abschnitten gewährt, auf die größere oder geringere Wichtigkeit, die er ihnen selbst beilegt, einen sichern Schluß gestattet: auf den Dichter — und auch in den Satiren und Episteln ist er doch immer zu einem Teile Dichter — wirkt das Gegenwärtige stets mit unberechenbarer Stärke.

An andern Stellen läßt sich der Mangel an Zusammenhang aus der eigentümlichen Natur des Gegenstandes herleiten, welcher bei der Vielheit der möglichen Gesichtspunkte in Teilchen zu zerstißen Neigung hatte, und den systematisch zu behandeln, zumal in der damaligen Zeit, wo die Hauptprobleme der Ästhetik noch nicht in so scharfer Abgrenzung einander gegenüber gestellt waren, außerordentlich schwer gewesen wäre. Was es mit dem „in artem redigere“ auf sich hat, wie große Anstrengungen nötig sind, um in die chaotische Vielheit Einheit und Ordnung zu bringen, müssen wir heute in einer Zeit, wo wir die präcisierten Resultate so vieler Vorgänger schnell und mühelos herübernehmen, uns erst ins Gedächtnis zurückrufen. Wie schwerfällig und weitschweifig erscheint uns oft die Dialektik des Plato! Oft dreht sich alles um einen grammatischen Terminus, um ein Verhältnis, für welches damals noch nicht ein gangbarer Ausdruck gefunden war, welches heute aber so elementar ist, daß es kaum auch nur dem Anfänger ernstliche Schwierigkeiten bereiten könnte. Dergleichen will mit den Augen der Zeit, in welcher es entstanden ist, betrachtet sein. So allein findet es seine Entschuldigung, so allein findet es seine Erklärung.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Horaz manche von jenen Vorschriften, namentlich im zweiten Teile der Epistel, völlig gesondert von einander und einzeln in Verse gebracht hat, wie ihn die Lust anwandelte, in Augenblicken, wo gerade dieser Gedanke in seiner Bedeutung und in seinen Konsequenzen seinem Geiste besonders gegenwärtig war. Nachher, so denke ich mir, ist es ihm selbst oft trotz aller dieser Gattung gestatteten Freiheiten recht schwer geworden, das Einzelne in einen passenden Zusammenhang einzureihen. Diese *epistula ad*

Pisones hat demnach ihr eigenes Kompositionsgesetz. Sie setzt sich aus einigen längeren Abschnitten und vielen kleinen, ja sehr kleinen Teilen zusammen, von welchen manche etwas so Besonderes sagen, daß es sich unter keinen allgemeinen Titel ohne Zwang fügen will.

Das unvermittelte Ansetzen des Neuen mit apophthegmatischem Abschlusse ist in dieser Epistel das Gewöhnliche. Meistens läßt sich das unausgesprochene Verbindungsglied leicht und sicher ergänzen. Wer wird da mit dem Dichter zürnen, wenn er die etwas zu gewissenhaften und umständlichen Übergangswendungen des Lateinischen für seine Zwecke nicht brauchbar erachtet? Diese Auslassungen sind, wenn die notwendige Ergänzung sich dem aufmerksamen Sinne mit Sicherheit bietet, von schöner, erfrischender Wirkung. Wäre anzunehmen, daß diese Vorschriften eine nach der andern in dieser Reihenfolge im Kopfe des Dichters entstanden und niedergeschrieben seien, so dürfte man nicht eher ruhen, ehe nicht die im geheimen wirkende Kraft der Ideenassociation gefunden wäre, unter deren Einflusse Horaz auch die kleinste jener Vorschriften an diese und nicht an eine andere Stelle gesetzt hätte. Am schwierigsten zu rechtfertigen sind einige episodische Ausführungen in dieser Epistel, welche überraschend und unvermittelt anheben und in behaglicher Breite ihren befremdenden Inhalt ausspinnen. Meist sind diese Episoden üppige Schöslinge, die an einem besonders lebensfähigen und saftreichen, d. h., um ohne Bild zu reden, interessanten Punkte ansetzen. Was diese betrifft, so sind sie dem Dichter nicht zum Vorwurfe zu machen. Für einige andere Stellen aber, z. B. für die Digression über die begleitende Flöte und Lyra (V. 202 — 219), weiß ich keine andere Erklärung, als die oben gegebene, daß sie nämlich auf eine nicht nachweisbare Veranlassung hin gesondert für sich entstanden und nachher vom Dichter in diesen Zusammenhang, wo sie allenfalls erträglich schienen, eingereiht worden sind.

Ist Horaz also auch weit entfernt kompaßlos im Meere der Ästhetik hier umherzutreiben, und ist die Willkür seiner Anordnung hier auch nicht so groß, wie es nach den fast überall ausgelassenen Bindegliedern scheinen könnte, so finden

sich doch klaffende Stellen in der epistula ad Pisones, und man könnte manches Stück herausnehmen, ohne daß eine Einsturz drohende Lücke dadurch in dem Ganzen entstehen würde, wie man anderes mit demselben Rechte an die leer gewordene Stelle setzen könnte. Alles Einzelne aber zeigt die Reife der klassischen Form. Die Schilderung der Lebensalter und so manches andere daraus loslösbare Ganze ist ein Musterstück von Geschmack und Laune und um so bewunderungswürdiger, als man nirgends einen würdigen und reichen Gedankengehalt vermißt. Jedenfalls steht dieses fest, daß Dispositionslosigkeit kein ästhetisches Kapitalverbrechen ist, und daß die größte Regelmäßigkeit des Baus für den Mangel an den höheren Eigenschaften der *inventio* und *elocutio*, durch welche Horaz glänzt, keinen Ersatz würde bieten können. Über die Abwesenheit des *lucidus ordo* kann man sich allenfalls trösten, wenn an jeder Stelle so Vortreffliches geboten wird, daß Geist und Phantasie voll beschäftigt sind und im Genusse des Augenblicklichen zum Überschauen sich wenig getrieben fühlen.

Als zu schwierig sind von der Schulinterpretation fern zu halten alle Erörterungen über den vermutlichen Zusammenhang der einzelnen, äußerlich zusammenhangslosen Teile, erstens weil diese Erörterungen nicht ohne eine spezifisch philologische Akribie gegeben werden können, sodann weil so häufig hier die *grammatici certant et adhuc sub iudice lis est*. Der Gedankengehalt dieser Epistel selbst jedoch muß auf Schulen, welche sich klassische Bildung zu übermitteln rühmen, den Schülern zum festen Besitze werden. Wer auch das für zu schwierig erklärt, den verweise ich wieder darauf, daß der deutsche Unterricht auf der obersten Stufe, wenn anders er in einer würdigen Weise erteilt wird, den Schülern weit Schwierigeres zumutet. Horaz behandelt weder ästhetische Trivialitäten, noch ästhetische Subtilitäten. Was er sagt, hat stets so viel Bedeutsamkeit, daß auch der reife Mann, der über Kunst und Poesie nachgedacht hat, ihm gern das Ohr leihen wird, andererseits bietet er doch fast überall Hauptsachen von solcher Größe, daß auch der ungeübte Blick der Jugend sie erkennen muß, und daß nicht zu fürchten ist, der Schüler werde sich erfolglos daran müde arbeiten.

35.

Ehe ich die Hauptpunkte heraushebe, welchen die Interpretation sich zuneigen muß, so wie sich die Radian dem Centrum zuneigen, scheint es nicht überflüssig bei der Behandlung einer für so schwierig geltenden Epistel, eine Analyse zu bieten und nach Abstreifung des poetischen Beiwerks mit möglichster Klarheit überall den Gedankenkern bloß zu legen.

Zunächst verlangt Horaz von dem Kunstwerke Einheit. Zwar ist zu allen Zeiten dem Dichter, wie dem Maler, große Freiheit gewährt worden, aber von der Freiheit sehr verschieden ist die Willkür unmöglicher Vereinigungen. Die Gebilde der Phantasie dürfen nicht bizarren Fiebertvisionen ähneln. V. 1-13.

Ebenso verfehlt scheint es ihm, wenn ein würdiger und vielversprechender Anfang durch anmutige Zierrate, wie durch bunte Lappen, entweiht wird. Zierliche Schilderungen stimmen schlecht zur einfachen Größe, welche dem heroischen oder tragischen Stoffe ziemt. V. 14—23.

Wo es dem Dichter an dem wahren Kunstverstande fehlt („qui caret arte“ nach Vahlens Erklärung), lassen Trugbilder ihn in Verkehrtheiten verfallen. Kurz wollen sie sein und werden dunkel; im Streben nach Glätte geht ihnen die Kraft verloren; Erhabenheit verwandelt sich ihnen in Bombast; ängstliches Streben nach ruhiger Gleichmäßigkeit und Abneigung gegen übertriebenes Leidenschaftspathos läßt gewöhnlich und platt werden, die Begierde nach Mannigfaltigkeit aber verführt sie zu Zusammenstellungen, die wie Wunder der Natur zuwiderlaufen. Vor einem Fehler fliehend, geraten sie in den entgegengesetzten. V. 24—31.

Zu jener Einheit des Kunstwerkes, die immerhin kunstvoll durch Mannigfaltigkeit belebt sein mag, soll sich eine gleichmäßige Vollendung aller Teile gesellen. Vortreffliche Einzelheiten aber geben noch lange kein Ganzes. V. 32—37.

Der Dichter wähle seinen Kräften gemäße Stoffe. Mühe-los werden ihm dann die Worte zuströmen, und lichtvoll wird sich ihm alles bei der Ausführung ordnen. V. 38—44.

In Bezug auf die elocutio verlangt Horaz auch vom Dichter zunächst eine haarscharfe Angemessenheit. Doch hat dieser außer-

dem nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, die Grenzen des Sprachgebietes zu erweitern und die abgenutzten Elemente zu verjüngen. Dem Vielgebrauchten kann durch die Eigentümlichkeit der Zusammenstellung der Reiz der Neuheit gegeben werden. Die Sprache hat überdies die Vorstellungen ihrer Zeit zum Ausdruck zu bringen. Daher das Recht zum Neuern, wiewohl die Kühnheit nicht zu weit gehen darf (V. 45—59)¹⁾.

Die Wörter vergleicht Horaz mit den Blättern des Waldes. Die alten fallen ab, und die neuen sprießen hervor: ein ewiges Vergehen und Neuentstehen. Es ist der herrschende Gebrauch, dessen höchstem und uneingeschränktem Richterspruche diese Schicksale anheimgestellt sind. Horaz tritt hier für das Recht seiner Zeit ein und will sich nicht der litterarischen Autorität einer früheren Periode unterwerfen. Die Sprache ist ihm ein Werden und sich Wandelndes. Er erblickt in ihr einen lebendigen Organismus, der gesetzliche und notwendige Veränderungen zu durchlaufen hat, so jedoch, daß dieser Prozeß oft unberechenbar und capriciös erscheint (*usus, quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi*). Der Sprachgebrauch trifft eine keiner Rechenschaft unterworfenen Entscheidung und scheint oft Gunst und Ungunst, bevorzugte Ehre und Gleich-

¹⁾ Was die sich daran schließende Empfehlung betrifft, die Sprache durch Entlehnungen aus dem Griechischen zu bereichern, so bedarf sie einer eingehenden Erörterung. Man wird erklären müssen, daß man ihr nicht zustimmen kann. Gewiß ziemt es dem Dichter, die Schätze seiner Sprache zu heben und diese zu einem feinen und für alle in der Ideenwelt seiner Zeit liegenden Bedürfnisse brauchbaren Instrumente zu machen. Aber sind nicht Entlehnungen aus einer fremden Sprache, wenn sie nur äußerlich in den Endungen dem vaterländischen Idiom angeähnet werden, in der Poesie immer anstößig, so wenig sie auch in der Prosa entbehrt werden können? Was der Dichter als Dichter zu sagen hat, muß sich ohne Fremdwörter sagen lassen. Jedenfalls sind diese für alle Vorgänge des inneren Lebens ganz unzulässig, falls nicht etwa eine komische Wirkung bezweckt wird. Das wahre Bereichern einer Sprache besteht darin, daß alle in ihr der *δύναμις* nach liegenden Kräfte entfaltet werden. Hier öffnet sich ein endloses Feld für die Sprachschöpfungen des Dichters. Andern Sprachen hingegen Ausdrücke zu entlehnen für noch nicht benannte Konkreta, bedarf es nicht der Kraft eines Dichters.

gültigkeit oder schimpfliche Vergessenheit den Wörtern nach Laune zu verteilen. V. 60—72.

Wie für jede Gattung der Poesie ein bestimmtes Versmaß das gemäße ist, so soll der Dichter auch die seinem Gegenstande ziemende Stilfärbung zu treffen wissen. Wie man einen komischen Stoff nicht in tragische Würde kleiden darf, so soll man auch einen tragischen Stoff, wie das Gastmahl des Thyestes, nicht im familiären Tone der Komödie behandeln. Aus dem Folgenden wird nicht klar, ob Horaz der Komödie das Recht einräumt ihrer Rede in den Situationen des gesteigerten Affektes einen Anflug tragischer Größe zu geben, und ob er umgekehrt der Tragödie gestattet in den tragisch indifferenten Teilen, wie sich solche auch bei dem erhabensten Stoffe einstellen, sich dem Tone der Prosa und der gebildeten Umgangssprache zu nähern. V. 73—98.

Die gleichmäßig vornehme Idealität der Rede muß sich der Vielheit der dargestellten Affekte und Leidenschaften gemäß vielfach nuancieren. So verliert sie ihre unbelebte Korrektheit, gewinnt Wärme und einschmeichelnde Kraft, wird *dulcis*. Man glaube auch nicht, daß das Verständnis für jene Übereinstimmung der Situation und der Rede nur bei denen zu finden sei, die selbst in solchen Situationen irgendwann gewesen sind. Der *δύραμις* nach liegt in allen die Empfindung der Freude, des Zorns, der Trauer. Treibt auch nicht jedem sein Schicksal alle diese Keime zur Entwicklung, und besitzt auch nicht jeder die Beredsamkeit der Leidenschaft und Empfindung, so genügt doch jene natürliche, ihm eingebildete Anlage, um ihn das Falsche im Ausdruck der vom Dichter geschilderten Leidenschaft deutlich empfinden zu lassen. V. 99—114.

Und wie für die einzelnen Empfindungen ein Ton getroffen werden muß, der durch seine Wahrheit in der verständnisfähigen und für Ähnliches prädestinierten Brust des Zuschauers ein Echo erweckt, so muß auch der Lebensstellung, dem Alter, der Herkunft des Sprechenden die Rede gemäß sein. V. 115—118.

Die Charaktere bietet entweder die Tradition dem Dichter, oder er erfindet sie selbst. Der zweite Fall war im Altertum höchst selten, wie er zu allen Zeiten der weitaus seltenere ge-

blieben ist. Die Tradition bietet dem Dichter Charaktere von bestimmt ausgeprägter Individualität (*proprie descriptos*). Für jenen anderen Dichter, welcher aus sich schöpft, hält es schwer, zu dieser individuellen Bestimmtheit zu gelangen. Horaz stellt sich vor, daß die schaffende Thätigkeit des Dichters von einem allgemeinen Satze — Idee würde es die heutige Ästhetik nennen — ausgeht und diesen dann in einer Dichtung zu verkörpern strebt. Dieser Weg ist länger und beschwerlicher, als von der Tradition schon zum Körper Gestaltetes nachzuzeichnen. Aber auch diese für alle bereit liegenden Stoffe können mit Originalität und Selbständigkeit behandelt werden. Man hüte sich nur wörtlich zu übersetzen, wenn man griechische Stoffe lateinisch behandelt, noch ahme man überhaupt sklavisch nach. Weder die Worte brauchen dieselben zu sein, noch der Plan des Werkes. V. 119—135.

Man hüte sich vor viel versprechenden Anfängen, gegen welche das Folgende abfällt. Auch in diesem Punkte soll man sich die klassische und geschmackvolle Bescheidenheit Homers zum Muster nehmen. Nicht mit Glänzendem fängt dieser an, um dann Farbloses folgen zu lassen. Auch weiß er an der richtigen Stelle seine Erzählung zu beginnen und den Anfang so zu wählen, daß der Strom seiner Poesie mit starkem Gefälle dem Ausgange zueilt. Sodann verweilt seine Erzählung nicht bei gleichgültigen, für die poetische Behandlung undankbaren Zwischengliedern, wie sie sich in jedem Vorgange der Wirklichkeit finden. Drittens versteht er Wahres und Erdichtetes so zusammenzuschmelzen, daß Anfang, Mitte und Ende wohl zusammenstimmt. V. 136—152.

Nur wer jedem Lebensalter charakterisierend das Seine zu geben versteht, kann auf Beifall rechnen. V. 153 — 178.

Auch der dramatische Dichter muß es oft beim Berichte bewenden lassen. Ist die griechische Sagenlehre doch reich an Verwandlungen und an gräßlichen Thaten, die jenseits der menschlichen Natur zu liegen scheinen. Gegen das bloß Gehörte ist der Geist gefälliger; dem Gesehenen gegenüber ist er skeptischer und empfindlicher, eben weil es ihn stärker erregt. V. 179—188.

Ich übergehe den seltsamen Abschnitt über die Fünzfahl der Akte, über den *deus ex machina*, über die Dreizahl der

interlocuteurs (V. 189 — 192), über den Chor (V. 193 — 201), über die Flöte (V. 202 — 219).

Das Satyrdrama, meint Horaz, braucht nicht die Kühnheit des figürlichen Ausdrucks zu scheuen. Silenus selbst wird immer noch eine potenzierte Sprache führen als Davus und Pythias in der Komödie. Um wie viel mehr (dies scheint das unausgesprochene Verbindungsglied) werden die Helden und Götter des Satyrdramas sich über die schlichte Sprache des Lustspiels erheben dürfen! Als Dichter von Satyrdramen würde er selbst sich aus dem allen zugänglichen Wortvorrat eine poetische Sprache schaffen, durch Stellung und Verbindung das Alltägliche adelnd (V. 220 — 250).

Der Jambus ist der Vers der Tragödie. Auf die Periode des reinen und darum schnelleren Jambus folgte der mit Spondeen in sedibus imparibus vermischte Jambus. So wurde seine Lebhaftigkeit gemildert. Die älteren römischen Dramatiker aber beschwerten den Trimeter mit zu viel Spondeen, so daß der Jambus darin die Ausnahme war. Ob das Unkenntnis der Metrik, ob es Nachlässigkeit war, mag dahingestellt bleiben. Mit Nachdruck empfiehlt Horaz darauf die Musterbeispiele der Griechen zum fortwährenden Studium, indem er sich zugleich im zuversichtlichsten Tone gegen die Metrik des Plautus und nebenbei gegen seine ganze Komik erklärt. Dieser Dichter scheint ihm offenbar gegen die Gesetze des guten Geschmacks zu verstossen (V. 251 — 274).

Die Erwähnung der *exemplaria graeca* veranlaßt den Horaz zu einer litterarhistorischen Skizze. Auf allen Gebieten haben sich auch die römischen Dichter versucht, indem nämlich an die Stelle der alten Komödie bei ihnen die dieser nach Horaz' Auffassung nahe verwandte Satire getreten ist. Mit Glück haben sie auch selbständige Bahnen eingeschlagen und römisches Leben und römische Thaten in Lustspielen wie in Trauerspielen vorgeführt. Die Fähigkeit spricht Horaz den Römern keineswegs ab (vergl. auch epist. II, 1, 165); aber nur an der Hand der Griechen können sie einer höheren Vollkommenheit in der Litteratur zustreben. Nicht minder berühmt würde Rom durch seine Litteratur dastehen als durch seine Waffen, wenn seine Dichter nicht mit solcher Hast arbeiteten

und weniger die Mühe des Feilens scheuten. Diese Worte sind oft falsch gedeutet worden. Einzelne indecente Späße würde Horaz dem Plautus verziehen haben (V. 275—284).

Es ist ein Wahn zu glauben, daß vernünftige Besonnenheit zum Dichten unfähig mache. Niemand soll im beglückenden Bewußtsein hoher Begabung auf theoretische Vorschriften wie auf Armseligkeiten stolz herabsehen. V. 285—308.

Ohne würdige Gedanken scheint dem Horaz keine Poesie möglich. Ist aber für Inhalt gesorgt, so werden die Worte sich von selbst einstellen. Vor allem empfiehlt er dem Dichter das Studium der Moralphilosophie. So ausgerüstet, wird dieser jedem Charakter das Gebührende zu teil werden lassen. Der Dichter, welcher seinen Naturtrieb zu einem künstlerischen Bewußtsein potenziert hat (so etwa möchte ich *doctum imitatorem* erklären), soll seinen Blick auf das „sittliche Ideal“ (*exemplar vitae morumque*) richten und das dort geistig Geschaute in individuellen, lebensvollen Gestalten verkörpern. So wird das in den Büchern der Philosophen oder in der Seele des Dichters verschlossene Ideal in die wirkliche und sinnliche Erscheinungswelt hervorgezogen. Ein gedankenreiches Stück, in welchem außerdem die Charaktere richtig gezeichnet sind, ist, selbst wenn es jeder Anmut in der Form entbehrt und nichts von der energievollen Schönheit des wahren Kunstwerks besitzt, doch von größerer Wirkung als gedankenleere Verse, welche durch anmutigen Klang dem Ohre schmeicheln. V. 309—322.

Ihren angeborenen Schönheitssinn haben die Griechen unermüdlich gepflegt; die Römer hingegen, von frühester Jugend zum Gelderwerb angehalten, waren von je auf das Nützliche vielmehr als auf das Schöne gerichtet. V. 323—332.

Entweder Nutzen bezweckt die Poesie, oder Vergnügen, oder sie sucht auch beiden Zwecken zu gleicher Zeit gerecht zu werden. Schnell und zum Aufnehmen bereit öffnet sich der Sinn den heilsamen Lehren des Dichters und bewahrt sie treu. Doch kurz sollen sie sein. Alles überflüssig Weitschweifige läßt das Herz voll Verdrufs abfließen. V. 333—346.

Bei der Schwierigkeit der Aufgabe darf man für gewisse Fehler, wenn sie nicht zu zahlreich sind, dem Dichter Verzeihung gewähren. Auch Homer schläft bisweilen, wobei nicht

an bloße Versehen im Ausdruck und Verse zu denken ist, sondern an Widersprüche, wie sie bei Dichtungen von der Ausdehnung der Ilias und Odyssee dem Horaz wohl verzeihlich scheinen. Das Werk manches Dichters gleicht Gemälden, die aus der Ferne gesehen erst eine volle Wirkung ausüben, wogegen der volle Wert anderer nur bei einer Betrachtung aus der Nähe erkannt wird. Ist dem ersten nur bei der ersten Betrachtung seine Wirkung sicher, so wird das zweite immer wieder gefallen. V. 347—365.

Man unternehme nichts gegen den Willen der Minerva, lege sein Werk auch Urteilsfähigen vor und behalte es lange zurück, ehe man durch die Veröffentlichung sich die Möglichkeit nimmt es zu vernichten. V. 366—390.

Hierauf schildert er in feierlicher Sprache die Segnungen der Poesie. Durch den Mund des Dichters sprachen einst die Götter. Er war es, der die Menschen zu Menschen machte. Selbst über die wilden Tiere hatte Orpheus, wie die Sage meldet, Gewalt, und Steine fügten sich zu Mauern zusammen, dem schmeichlerischen Klange von Amphions Leier gehorsam. Die Poesie vertrat in jenen Zeiten die Stelle der Weisheit. Vgl. Schillers Künstler. Städte wurden gegründet, das Eigentum und die Ehe geschützt. Gesetze wurden auf Tafeln geschrieben. Alle diese Segnungen rühmt Cicero der Beredsamkeit nach. Dann traten Homer und Tyrtaios auf mit ihrer männlichen Poesie voll Thatenlust und Kampfesbegeisterung. In Versen ertönten Orakel, in Versen ertönten Lehren der Weisheit, die Bahn des wahren Lebens zu zeigen. Die Dichtkunst gewann die Gunst der Könige und wurde zum erheiternden Spiel nach den Mühen des Lebens. V. 391—407.

Keines, weder die Begabung, noch die Theorie, genügt für sich. Zur Vollkommenheit ist die innigste Durchdringung beider nötig. V. 408—418.

Doch auch vor Schmeichlern hüte sich, wer nach der Kunststreife strebt. Die Münze, in der sie zahlen, ist das Lob, und Vorteile wollen sie dafür einhandeln. Namentlich ist es für den reichen und einflußreichen Dichter schwer, den wahren vom falschen Freunde zu unterscheiden. Freude über Empfangenes oder Hoffnung auf zu Empfangendes macht ein

objektives Urteil unmöglich. Ja, die Äußerungen des erheuchelten Enthusiasmus sind stärker als die Töne der wahren Zufriedenheit, sowie die gemieteten Klageweiber ungestümer sind in ihrem erheuchelten Schmerze als die Leidtragenden selbst. Der ehrliche Kritiker, wenn er die Verse anderer beurteilt, merkt alles Harte und Rauhe an, schneidet üppige Auswüchse weg, mahnt dringend Mattes, Unklares, Zweideutiges zu ändern und wegzuschaffen. — Man bemerke, wie auch hier Horaz nur formelle Eigenschaften eines Dichtwerks zu kennen scheint. V. 419—452.

Zum Schluß folgt eine übermütige Schilderung genialer Tollheiten. Wer sich selbst überlassen, unbekümmert um die Theorie und den Einspruch Urteilsfähiger losstürmt, bei dem wird sich der Anflug von Genialität, der ihn in diese Bahn getrieben, bald zur höheren, aber fehlerhaften Potenz der Begeisterung, zur überspannten Tollheit entwickeln. V. 453—476.

36.

Wer ein Lehrgedicht über die Poesie schreibt, hält natürlich die Poesie für lehrbar, wenigstens in einem gewissen Sinne für lehrbar. Auch in Rom gab es damals Kraftgenies, welche auf die Urkraft in ihrem Innern vertrauend die Regeln glaubten entbehren zu können. Mit dem Behagen des Satirikers beschreibt Horaz das tolle Gebahren dieser Wütigen und um Vernunft und Herkommen völlig Unbekümmerten. Da er selbst vernünftig, besonnen und ein denkender Dichter war, hatte er Neigung den lehrbaren Teil der Poesie für ziemlich groß zu halten. Die Meinung zumal, es sei die Vernunft etwas der Poesie Feindliches, und es könne dem Talente schaden, den Armseligkeiten der Theorie einige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, erregte zugleich seinen Zorn und seine Spottlust. Er ist vielmehr überzeugt, daß sich über alle Teile der dichterischen Thätigkeit klare und beherzigenswerte Regeln aufstellen lassen, über welche man sich nicht ungestraft hinwegsetzen darf. Auch das aber weiß er, daß die Theorie die natürliche Begabung nur stärken, bilden und vor Verirrungen bewahren, nicht aber ersetzen kann. „Wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft“, sagt Lessing, „sich von einem Orte zum andern

zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik“. Ähnliches sagt Cicero an mehr als einer Stelle seiner rhetorischen Schriften. Damit stimmt auch das Urteil Quintilians überein. Zur Vollkommenheit schien den alten Ästhetikern und Rhetorikern nötig, daß die angeborene Kraft durch die Theorie discipliniert würde. Dem Horaz scheint eine reiche natürliche Begabung und die sorgfältige Kultur dieser Anlage gleich notwendig:

Ego nec studium sine divite vena,
nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
altera poscit opem res et coniurat amice.

Eine besondere Beachtung verdient es, daß Horaz das Genie und die Regel nicht als der Vereinigung widerstrebend, sondern als sich der Vereinigung entgegensehend darstellt. Ich glaube nicht, daß man ihm einen fremden Gedanken unterschiebt, wenn man ihn die Theorie als das bezeichnen läßt, wodurch das Genie instand gesetzt wird die Tendenz seines Wesens zu erfüllen. So löst sich der Zwiespalt in eine willige Einheit auf (*coniurat amice*) und ein Bund zum Zwecke der Ergänzung scheint zwischen beiden Mächten geschlossen (*alterius altera poscit opem res*). Wie kann die Theorie als etwas dem Genie Feindseliges gelten, da sie den dunkeln Trieb ja nur vor Verirrungen bewahrt, die ihn sich selbst untreu machen würden, und ihn zu Zielen lockt, in welchen er freudig das mit unbestimmter Sehnsucht Gesuchte und seiner Natur durchaus Gemäße erkennen muß. Ein Genie also, welches durch solche Theorie sich gehemmt fühlt, ist kein wahres Genie. Horaz ist demnach ebensowenig ein Lobredner wüster und geschmackloser Natürlichkeit (*rude ingenium*), als ein pedantischer Verherrlicher willkürlicher Schulregeln. Wer aber wird leugnen, daß auch das herrlichste Talent zur Vollkommenheit der wahren Kultur bedarf? Mag man nun aber auch mit Lessing im Genie den Urquell aller Regeln erblicken, als eine ganz lautere Quelle der Regeln wird man nur das Idealgenie betrachten dürfen, welches wie der Weise der Stoiker *tamquam phoenix semel anno quingentesimo nascitur*. Zumal in Zeiten, wo auch dem begabtesten Dichter ein unschuldiger Gebrauch seiner Kräfte, wie Goethe sagt, unmöglich gemacht ist, d. h. das

reine und sichere Walten des Naturtriebes durch die von außen hereintönenden Stimmen der Reflexion getrübt wird, ist die Theorie nicht zu entbehren. Mit Recht durfte außerdem Horaz glauben, daß die Ausschreitungen wüster Willkür von Seiten derer, welchen die Natur einen Anflug von Genialität gegeben hatte, sich in keiner wirkungsvolleren Weise bekämpfen lassen als durch das Schreckgespenst der Theorie. Nur von dem Idealgenie gilt, was Schiller über diesen Punkt sagt: „Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen“. „Zwar begegnet Letzteres“, fügt er einschränkend hinzu, „auch den größten Genies, aber nur weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet“.

Freilich das lange und nachdrückliche Verweilen bei dem discere erweckt die Vorstellung, als ob Übung und Studium dem Horaz doch noch höher anzuschlagen scheinen als die *natura und dives vena*. Während er den lehr- und lernbaren Teil der Kunstübung erörtert, scheint etwas von dem Geiste rationalistischer Nüchternheit über ihn zu kommen, welche so gern das Wunder der Kunstschöpfung hinwegleugnen möchte. Und in der Epistel an den Augustus sagt er es mit dürren Worten (II, 1, 115—117), daß das Dichten wie jedes andere Geschäft gelernt werden müsse:

Quod medicorum est,
promittunt medici, tractant fabrilis fabri,
scribimus indocti doctique poemata passim.

An so vielen andern Stellen jedoch spricht Horaz von der Gunst der Musen, welche für den Dichterberuf weiht und gleichgültig macht gegen alles andere, wonach sonst Menschen

mit Eifer und Leidenschaft zu jagen pflegen. So hoch er die Technik des Dichtens ferner schätzt, Verse machen und Dichten gilt ihm nicht als dasselbe, wie umgekehrt die wahre Poesie, selbst wenn man durch Umstellung der Wörter den Rhythmus auflöst, darum nicht aufhört Poesie zu sein. Auf den Namen eines Dichters hat nur der Anspruch, in welchem des Gottes eigene Kraft lebt:

Ingenium cui sit, cui mens diviniore atque os
magna sonaturum, des nominis huius honorem.

(sat. I, 4, 43. 44.)

Dafs dieser wahre Dichter ebenso wie der gute Mensch nach Goethe in seinem dunkeln Drange sich des wahren Weges wohl bewußt ist, sagt Horaz nirgends ausdrücklich; aber auch das Gegenteil behauptet er nicht, dafs die Naturanlage ohne den Zügel der Theorie und der Kritik, ihrem eigenen Triebe folgend, sich aus einer inneren Notwendigkeit stets ins Formlose, Wüste, Lächerliche, Überspannte verirrt, kurz sich ins Tolle potenziert. Was er am Schlusse der *ars poetica* von den affektierten Tollheiten originalsüchtiger Narren sagt, darf man nicht auf den Dichter überhaupt beziehen. Dafs nur ein Teil der Kunst lehrbar ist, während der Künstler sie ganz braucht, ist auch wohl die Überzeugung des Horaz. Man begreift aber, dafs in einem Lehrgedichte über die Poesie dem Lehrbaren ein gröfserer Raum gewährt werden mußte als den eigentlichen, weder mitteilbaren noch lernbaren Geheimnissen der Kunst. Außerdem darf man die ganze *epistula ad Pisones* als eine Reaktion gegen die einseitige Verherrlichung pseudogenialer Natürlichkeit auffassen.

Hauptsächlich wird die Frage, ob Horaz die Poesie der Hauptsache nach für etwas Lehrbares oder für eine Gabe der Götter gehalten habe, durch den zweideutigen Begriff der *doctrina* erschwert. Er nennt den Dichter oft *doctus*, welches Epitheton uns so frostig klingt, dafs es wie eine *contradictio in adiecto* mit Poesie und Dichter verbunden erscheint. Vor allem erwäge man, dafs Kunst und Wissenschaft während der ganzen Periode des reinen Altertums nicht streng von einander gesonderte Gebiete waren. Die Alten bezeichneten manches als Wissenschaft, was wir als Kunst bezeichnen, wie sie auch umgekehrt

manches Kunst nannten, was wir den Wissenschaften zurechnen. Allmählich erst haben sich die einzelnen Wissensgebiete von der ursprünglich einheitlichen Kunst losgelöst, und noch lange nachher bestand zwischen den beiden, heute so scharf gesonderten Gebieten ein freundliches Verhältniß, woraus sich auch die liebevolle Pflege erklärt, welche die Alten der didaktischen Poesie zu teil werden ließen. Wir dürfen uns also das Wissen, welches vom Dichter verlangt wird, nicht als eine von den Zielen höherer Menschenbildung losgelöste Gelehrsamkeit vorstellen. Die Wissenschaft hatte bei den Alten noch nicht den illiberalen Beigeschmack öder und eitler Schulpedanterie. Denn die Subtilitäten streitender Rhetoren und Philosophen beehrten sie nicht leicht mit diesem Namen. Ihre Wissenschaft ähnelte also der Weisheit selbst, und die Weisheit stammt von den Göttern. Auch der Dichter ist ihnen ein Diener der Musen, ein Gefäß göttlichen Geistes (*divinae mentis vas et receptaculum*), er pflegt mit den Göttern geheimen Verkehr, wie Minos, *Διὸς μεγάλου ὁαριστής*. Ein solches Wissen scheint auch uns heute des Dichters nicht unwürdig, auch wir erblicken in ihm einen Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, einen Propheten und Dolmetscher der Natur.

Man muß gleichwohl einräumen, daß die *doctrina* des Dichters, den Alten überhaupt und dem Horaz im besonderen, aufser jenem geheimen Wissen, welches er gewissermaßen im Auftrage der Götter den Menschen übermittelt, auch die bestimmte Kenntnis für die dichterische Technik wesentlicher Dinge zu umfassen schien. In Horaz' Zeit erfand man sich nicht mehr dichterische Formen: man handhabte von anderen längst erfundene Formen. Ziemte es sich da nicht für den Dichter, sich diese Form zu eigen zu machen? Zur *doctrina* des Dichters gehört also vor allem die Metrik. Diese lernte man aber nicht aus Lehrbüchern, sondern aus den Beispielen berühmter Vorgänger. Zur *doctrina* des Dichters gehört also auch, belesen zu sein in der Litteratur, um sich für seine eigenen Schöpfungen passende Vorbilder wählen zu können¹⁾.

¹⁾ Q. Horatius Flaccus, eine litterarhistorische Biographie von L. Müller, S. 107—110.

Die Poesie trug ferner damals einen resumierenden Charakter: was irgend echt menschliches Interesse bot, wollte man in ihren Strom leiten, ja selbst die frischen Früchte der jungen Wissenschaft ordnete man ihr gern zum Schmucke ein. Ein Dichter mußte also auch Kunde haben von der Vergangenheit, als Diener der Götter mußte er auch von den Göttern zu erzählen wissen, auch dem phantastischen Zuge in die Ferne mußte er ein Führer werden können: er mußte mythologisches, historisches, ja geographisches Wissen besitzen.

Was das spezielle Wissen um die dichterische Technik betrifft, so kann man dem Horaz nachrühmen, daß seine Forderungen auf das Innerliche der Poesie zielen, so äußerlich sie uns auch oft heute nach den großen ästhetischen Lehrmeistern des vorigen Jahrhunderts scheinen mögen. Er weiß zwischen Versen und Poesie zu unterscheiden. Tadellos in der Form zu sein, ist in seinen Augen eine Ehrensache für den Dichter; aber damit ist erst der allerunumgänglichsten Forderung genügt.

Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunt
et, quocumque volent, animum auditoris agunto.

Nicht bloß schön soll die Poesie sein, sie soll auch wahr sein. Diese Wahrheit aber zeigt sich zunächst in der Form. Diese muß dem Inhalte gemäß sein. Wo die Rede mit der geschilderten Situation und dem Charakter der agierenden Personen nicht im Einklange ist, fehlt ihr wegen dieses Mangels an Wahrheit die höhere Schönheit. Darum warnt er schön klingenden Worten nachzujagen und versichert, daß eine schmucklose, aber gehaltvolle Poesie viel mehr Eindruck macht als Verse, die klangvoll, aber sinnleer sind.

In offenbarem Widerspruch mit dieser Verachtung der auf das Ohr berechneten Wirkungen scheint es zu stehen, wenn er so nachdrücklich die Arbeit des Feilens empfiehlt. Dieser *limae labor* (V. 291) ist sprichwörtlich geworden, nicht minder als die Mahnung, man solle neun Jahre lang, was man geschrieben, zurückbehalten, ehe man es der Öffentlichkeit übergebe (V. 388). Rom würde ebenso viel Ruhm in der Litteratur als im Kriege erworben haben (V. 289, 290), wenn seine Dichter diese Arbeit des Feilens nicht gescheut hätten. Ebenso rühmt er in

der Epistel an den Augustus dem römischen Charakter Idealität und Leidenschaft nach (*natura sublimis et acer*), klagt aber zugleich über dieses Nationalunglück des nachlässig schnellen Schreibens:

Nam spirat tragicum satis et feliciter audet,
sed turpem putat inscite metuitque lituram.

(epist. II, 1, 167.)

Dieser *limae labor* bedarf der Erklärung. Man darf den Begriff des Feilens im Figürlichen nicht zu eng fassen, sonst läuft man Gefahr dem Horaz fremde und engherzige Gedanken unterzulegen. Tadellose Glätte und Süfsigkeit der Verse, die dem Ohre durch gleichmäßigen Wohl laut schmeichelten und nie und nirgends durch die leiseste Härte beleidigten, entsprachen nicht Horaz' Ideal von der Poesie. Und zeigt er etwa selbst diese ebenmäßige Eleganz? Gehört nicht die kunstvoll abgestufte Mannigfaltigkeit mit zu den Hauptvorzügen seiner Sermonen? Er wufste, daß es eine höhere Kunst ist, die Kunst zu verbergen als zur Schau zu tragen. Vor allem auf Horaz' Sermonen paßt das Wort Ciceros: „*Quaedam etiam neglegentia est diligens*“ und jenes andere: „*Indicant haec non ingratham neglegentiam de re hominis magis quam de verbis laborantis*“.

Die Feile nimmt weg und glättet das Rauhe, macht es zarter und gleichmäßiger. Nicht so einfach ist das Werk der dichterischen Feile, wenn aus dem ersten rohen Entwurfe etwas den höheren Anforderungen der Kunst Entsprechendes gestaltet werden soll. Das Wegnehmen spielt zwar auch bei diesem Feilen eine Hauptrolle; aber damit ist doch nicht die Arbeit des künstlerischen Formens erschöpft. Hören wir den Horaz selbst:

Qui legitimum cupiet fecisse poema,
cum tabulis animum censoris sumet honesti;
audebit, quaecumque parum splendoris habebunt
et sine pondere erunt et honore indigna ferentur,
verba movere loco

Proferet in lucem speciosa vocabula rerum,
quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis

nunc situs informis premit et deserta vetustas;
adsciscet nova, quae genitor produxerit usus.
Vemens et liquidus puroque simillimus amni
fundet opes Latiumque beabit divite lingua;
luxuriantia compescet, nimis aspera sano
levabit cultu, virtute carentia tollet. (epist. II, 2, 109—123.)

Er glättet also nicht blofs, er entfernt auch alles Matte und Gewöhnliche, beschneidet die üppigen Auswüchse seines Werkes, erweckt hingeschwundene Wörter zu neuem Leben, macht sich das Neue, was der Sprachgebrauch geschaffen, dienstbar, ja bereichert selbst die Sprache und hebt ihre Schätze. Das Feilen, welches Horaz empfiehlt, ist also nicht blofs jene einzelne und letzte Manipulation des Gestaltens, welche der glättenden und kleinlichen Arbeit der wirklichen Feile entspricht, sondern es ist das dichterische Gestalten überhaupt. Man hat kein Recht den Horaz für einen von jenen Pedanten der Reinheit, des Glatten, Üblichen, Harmlosen, durchaus Unanstößigen in der Schreibart zu machen, zu einem Vertreter jenes reingewässerten, nüchternen und überregelmäßigen Klassizismus, gegen welchen Herder mit so zornigem Eifer in den „Fragmenten“ zu Felde zieht. Gleichwohl war Horaz der Ansicht, daß es eine mühevollen und verwickelte Arbeit ist, selbst die glücklichen Gaben der Phantasie aus dem unvollkommenen Zustande einer ersten Skizze in etwas der Idee der Kunst Entsprechendes umzuwandeln, so daß mit Sicherheit die volle Empfindung des Dichters in verständnisfähigen Lesern erweckt wird. Vielleicht traute er dem Studium der Theorie eine zu große Kraft zu dieses Ziel erreichen zu helfen; vielleicht verdankt der Dichter auch beim Formgeben viel mehr der Eingebung seiner glücklichen Natur, als Horaz glaubte; aber jedenfalls ist bei der Ausarbeitung aller poetischen Werke von einiger Ausdehnung auch viel bewusste und verstandesmäßige Arbeit. Für diese kann sich der Dichter geschickt machen durch Vorstudien. Eine Schande vollends ist es, wenn er, wie die älteren Dichter Roms, die von andern erfundenen Rhythmen mit wahlloser Abwechselung gebraucht, ohne ihrem psychologischen Charakter Rechnung zu tragen und ohne auch nur ihre äußerlich erkennbaren Gesetze zu befolgen. Wer so dichtet,

übt allerdings eine Kunst, die er nicht gelernt hat, und Horaz hat solchem Treiben gegenüber ein Recht auszurufen:

Scribimus indocti doctique poemata passim.

Es verlohnt sich zur Erläuterung des Feilens das vierte Kapitel aus dem zehnten Buche Quintilians herbeizuziehen. Dreifach, sagt dieser, sei das Geschäft des Emendierens: es gälte dabei, hinzuzufügen, wegzunehmen, zu ändern. Am meisten Schwierigkeiten biete das dritte, welches er zum Teil mit Horaz' Worten so beschreibt: „*Premere tumentia, humilia extollere, luxuriantia adstringere, inordinata digerere, soluta componere, exsultantia coercere*“. Wie Horaz, empfiehlt er das Geschriebene bei Seite zu legen, um es sich fremd werden zu lassen, „*ne nobis scripta nostra tamquam recentes fetus blandiantur*“. Er fügt aber warnend hinzu: „*Sunt qui ad omnia scripta tamquam vitiosa redeant et quasi nihil fas sit rectum esse, quod primum est, melius existiment, quidquid est aliud, idque faciant, quotiens librum in manus resumpserunt, similes medicis etiam integra secantibus. Accidit itaque, ut cicatricosa sint et exsanguia et cura peiora. Sit ergo aliquando quod placeat aut certe quod sufficiat, ut opus poliat lima, non exerat*“. Vor dieser zu ängstlichen Sorgfalt, welche rastlos glättend das Werk schwächt und entnervt, hatte Horaz nicht nötig seine Zeitgenossen zu warnen.

Die äußerliche Korrektheit im Sprachlichen und Metrischen hielt Horaz allerdings für eine unabweisbare Hauptpflicht des Dichters; was die höheren Eigenschaften der Darstellung aber betrifft, so ist es ihm nicht sowohl um ebenmäßige Eleganz und Anmut, als um charakteristische und demgemäß mannigfaltige Schönheit des Ausdrucks zu thun (epist. II, 3, 99—118 und 225—250). Seine eigene Sprache in den Sermonen ist ja rauh und zerhackt und hat nichts von dem glatten Flusse Ovids, nichts von dem majestätischen Rhythmus Vergils. Ebenmäßige Schönheit und monotoner Wohlklang wären hier eben im höheren Sinne unschön gewesen. Wer mit solcher Meisterschaft wie Horaz in den Sermonen bald den leichten, plaudernden Ton des Scherzes und der heitern Laune, bald den ernstesten Ton des über die Pflichten Belehrenden anschlagen, bald spotten, bald lachen und gelegentlich auch ganz ebenso

glücklich wie Aristophanes parodierend die Würde des Tragikers annehmen kann, dem schwebt sicher ein höheres poetisches Ideal vor als ängstliche Formglätte.

37.

Aber man kann der Ästhetik des Horaz vielleicht den Vorwurf machen, daß sie nicht die wahren und letzten Quellen der Poesie aufdeckt, wenn sie sich begnügt auf die Nachahmung der Griechen und auf das Studium der Moralphilosophie zu verweisen. Zunächst ist zu bedenken, daß Horaz nicht wie ein Philosoph das Wesen der Poesie erörtern, sondern vielmehr das den Dichtern seiner Zeit Förderliche vor allem hat sagen wollen. Man kann es in der neunzehnten Epistel des ersten Buches (19—40) zwischen den Zeilen lesen, daß manche und sicherlich vor allem jene, welche in ihrem patriotischen Eifer den Wert der älteren römischen Dichter überschätzten, den Horaz spottend einen Nachahmer der Griechen nannten. Der sklavischen Nachahmung stellt Horaz in jener Epistel die berechtigte, freie Nachahmung gegenüber. Ohne Zweifel hätte er seine Sache viel besser führen können, als er an jener Stelle thut. Was er über seine Nachahmung des Archilochus sagt, trifft genau die Sache: „Seine Rhythmen und den Geist seiner Poesie habe ich mir zu eigen gemacht, nicht seine Worte. In Rhythmen fremder Erfindung zu dichten hat von jeher für erlaubt gegolten. So einem Vorbilde gefolgt zu sein, schmälert nicht den Ruhm eines Dichters“. Was er aber über seine Nachahmung des Alcäus hinzufügt: „hunc ego, non alio dictum prius ore, Latinus volgavi fidicen“ ist nicht sehr kräftig und bezeichnend ausgedrückt, so daß man sich nicht wundern darf, wenn andere auf dieser Stelle fußend gesagt haben, Horaz' ganzer litterarischer Ehrgeiz wäre nur der gewesen, ein römischer Alcäus zu werden. Als ob aber Horaz auch nur als Lyriker sich mit der Dichterindividualität des Alcäus deckte. Alcäus war sein Lieblingsdichter (carm. I, 32; II, 13). Er hat mit der Freiheit, welche sich die alten Dichter gegen einander nahmen, ihm manchen Vers, manche poetische Blume entlehnt; er hat, wie jener, die Liebe, den Wein, bisweilen das Kampfesgewühl besungen; aber dennoch ist er ein

Dichter von ausgeprägt eigenartiger Physiognomie und kann selbst den Besten unter den Griechen mit Selbstbewußtsein gegenübertreten. Weder Alcäus, noch Anakreon, noch Sappho haben ihr Lob des Weins und der Liebe mit Würde und Philosophie so glücklich wie Horaz zu vermischen verstanden. Dessen hätte er sich vor allem rühmen können. Man ist erstaunt, daß er nicht Bezeichnenderes auf den Vorwurf der Nachahmung zu antworten wußte. „Nacheifern“, sagt Herder, „sei die Losung, nicht nachahmen. Man sei kopierendes Original. An einem griechischen Nationalautor schaffe man sich zum Schriftsteller seiner Sprache und Nation“.

Aber auch wenn man auf dieses höhere Ziel der Nacheiferung verzichtet, hat die Nachahmung hoher Vollkommenheiten, die eine fremde Litteratur aufweist, für eine werdende Litteratur nichts Beschämendes. Horaz will ja nicht den nationalen Geist und die nationalen Stoffe aus der römischen Litteratur entfernen (epist. II, 3, 285—288), sondern nur die nationale Geschmacklosigkeit. Den feinen Geist der Poesie sollen die römischen Dichter bei den Griechen kennen lernen, an den Meisterwerken der griechischen Litteratur, in welchen er gewissermaßen den Niederschlag eines Jahrhunderts lang mit bevorzugender Liebe getriebenen Kultus des Schönen erblickt, sollen sie ihren Geschmack bilden und kräftigen. Dahin zielt das berühmte Wort:

Vos exemplaria Graeca
nocturna versate manu, versate diurna.

Die Nachahmung als solche ist aber nicht schimpflich. „Neque enim dubitari potest“, sagt Quintilian (institut. orat. X, 2, 1), „quin artis pars magna contineatur imitatione. Nam ut invenire primum fuit estque praecipuum: sic ea, quae bene inventa sunt, utile sequi“. Nachzuahmen und sich nach denen, die weiter vorgeschritten sind, zu bilden, ist dem Menschen natürlich. Derselbe Quintilian sagt aber mit Recht: „Imitatio per se ipsa non sufficit, vel quia pigri est ingenii contentum esse eis, quae sint ab aliis inventa. Nihil crescit sola imitatione“. Für eine noch unentwickelte Litteratur, in deren Gesichtskreis eine andere, glücklich entwickelte getreten ist, wird das Nachahmen zur Notwendigkeit. Es ist ein be-

schränkter Patriotismus, die unvollkommenen Anfänge der eigenen nationalen Kultur durch eine übertriebene und affektierte Bewunderung aufzubauschen und sich voll Haß und Eigensinn dem Fremdländischen zu verschließen. Inmitten dieser Nachahmung ist Urteil und Selbständigkeit möglich, und daß eine Litteratur, welche die Bahnen fremder Vollkommenheiten betritt, darum nicht aufzuhören braucht, national zu sein, d. h. der Seele ihres Volkes, deren Sehnen sie einen Ausdruck geben will, nicht untreu zu werden braucht, haben die Römer selbst bewiesen. Wie hat sich Horaz bei all seiner Bewunderung für die Griechen seine Selbständigkeit zu wahren gewußt! Auch waren es nicht die zierlichen und gelehrten Alexandriner, die er seinen Zeitgenossen zum Studium empfahl, sondern die klassischen Dichter der Griechen, welche auch jetzt noch, soweit uns heute die dürftigen Fragmente ein Urteil gestatten, wegen ihrer ureigenen Schönheit, Kraft und Wahrheit als Schöpfer und Begründer der Poesie gefeiert werden. Einem falschen Götzen zu dienen und der bloßen Modenachahmung zu huldigen, gereicht zur Unehre; sich an dem Beispiele fremder Vollkommenheit aber zu stärken, hat stets bei allen, die eigensinnigen nationalen Heißsporne ausgenommen, für erlaubt und für klug gegolten. Auch Lessing, der doch vor allem die Deutschen zum Bewußtsein der in ihnen schlummernden Kräfte bringen wollte, erklärte sich nur gegen die Nachahmung eines trügerischen und schwächlichen Ideals, und sie aus Frankreich zurückrufend, verwies er sie zugleich nach Griechenland und England. Herder sogar, der feierlichst erklärt, kein größerer Schaden könne einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr ihren Nationalcharakter, d. h. die Eigenheit ihres Geistes, ihrer Sprache raube, will doch gestatten, daß wir Nacheiferer der Griechen seien. „Wer in fremden Gegenden ohne Vaterland und Hausgötter irrt, kann kein Originalschriftsteller werden. Wer über den Ausdruck herrschen will, muß seinem Boden getreu bleiben.“ Und doch sagt er von sich selbst, er habe seinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache zu bilden gesucht, und doch „geht er durch fremde Gärten, um für seine Sprache, als eine Verlobte seiner Denkart Blumen zu suchen.“ Gewiß darf man der Meinung sein, daß die römische

Litteratur durch den Einfluß der griechischen in ihrem natürlichen Laufe gehindert und zu früh in die Höhe getrieben ist; aber daß der römische Geist durch die Nachahmung der Griechen erstickt sei, kann man nicht zugeben. Sich selbst überlassen, könnte man einwenden, würde die römische Litteratur lange arm zwar, aber ein treues Abbild des römischen Geistes geblieben sein. So, wie sie jetzt vorliege, sei sie ein unorganisches, künstliches Gebilde ohne einheitliche Seele. Daß sie nicht einen ungetrübten Racencharakter trägt, muß zugegeben werden. Solch ein Glück ward eben nur den Griechen zu teil, fremde Einflüsse ihrer eigenen kräftigeren Natur durchaus assimilieren und Vollendetes von ganz reinem nationalen Gepräge gestalten zu können. Wie aber, frage ich, war es ohne den allergrößten patriotischen Eigensinn den römischen Dichtern möglich, nachdem ihnen die Tragödien des Sophokles und Euripides bekannt geworden waren, ruhig und langsam, wie der Gang der Natur ist, die volkstümlichen Anfänge des römischen Dramas zu der Blüte, welche in ihrem Keime angelegt war, weiter zu entwickeln? Sie mußten ja doch das von der Seite hereinfallende Licht sehen, und ohne ein absichtliches Verschließen, wie es in so einfachen Zeiten unmöglich ist, konnten sie sich diesem Einflusse nicht entziehen. So verkehrt also auch zu Augustus' Zeiten die Bewunderung alter, kaum noch verständlicher Sprachdenkmäler war, welche Horaz, der Griechenfreundliche und das Recht seiner Zeit Verteidigende, bekämpft, es liegt ihr trotz ihrer Übertreibungen ein Motiv zu Grunde, welches wir heute erst recht zu erkennen vermögen, nachdem Herder und die Romantiker uns das Wehen ferner und fremder Zeiten verstehen und dem ewigen, menschlichen Liede lauschen gelehrt haben, „das tausendquellig durch die Länder klingt“. Mit Ehrfurcht vernehmen auch wir heute das erste kindliche Stammeln der erwachenden Volksseele, und auch heute gehen viele in ihrer Bewunderung für ärmere, aber in nationaler Hinsicht reinere Litteraturperioden so weit, sie bei aller Rauheit an eigentlichem poetischem Golde für reicher zu erklären, als die gefälligeren und fließenderen Produkte der nachfolgenden Perioden.

38.

Eine ärgere Verkennung des Wesens der Poesie könnte man vielleicht aber darin erblicken, daß Horaz die Dichter seiner Zeit auf das Studium der Moralphilosophie verweist:

Scribendi recte sapere est et principium et fons.

Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae,

verbaque provisam rem non invita sequentur.

(epist. II, 3, 309—311)

Mit Philosophie ausgerüstet, wird der Dichter jedem Charakter das Gebührende zu teil werden lassen. „Sapere“ zielt in der angeführten Stelle nicht auf die Klarheit und Vernünftigkeit des Denkens, sondern auf das Vorhandensein der Mitteilung werter Gedanken und auf die Kenntniss der menschlichen Pflichten. Nicht also sagt Horaz, vor allem müsse der Kopf des Dichters klar sein, sondern vor allem dürfe der Kopf des Dichters nicht leer sein. Denn die Poesie ist kein leerer Schall. Woher aber den Stoff der Dichtung nehmen? Wir würden heute mit unserem Dichter antworten:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!

Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,

Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Bei der Antwort des Horaz hingegen, Inhalt für seine Poesie könne man bei der Moralphilosophie suchen, wird uns kühl bis ans Herz hinan. Man erwäge aber zunächst, daß die Philosophie bei den Alten selbst später nicht so scharf wie heute von der Poesie getrennt wurde. Daß lange Zeit sich alle Philosophie in der Gestalt der Poesie, nicht bloß in Versen darbot, ist bekannt. Man muß also alle Vorstellungen von scholastischer Spitzfindigkeit, von Dürre und Trockenheit zurückdrängen, um den Sinn der Stelle nicht zu verfehlen. Dies aber ist der Philosophie mit der Poesie gemein, daß beide Offenbarerinnen vor allem der menschlichen Eigentümlichkeit sind. Nur verwenden sie verschiedene Mittel. Aber wie es unter den wirklichen Philosophen nur wenige ganz reine gegeben hat, die nie mit den Mitteln der Poesie gearbeitet haben, so sind auch unter den wirklichen Dichtern die ganz reinen selten gewesen, die nie, mit den Mitteln der Philo-

sophie arbeitend, Reflexion ihrer Darstellung beigemischt haben. Horaz selbst war halb Dichter, halb Philosoph und verkehrte ganz ebenso gern mit den einen wie mit den andern. Das Studium der Moralphilosophie vor allem, meinte er, würde den Dichter vor Unwahrheit, Platttheit, Ideenlosigkeit bewahren.

Gleichwohl sagt er nicht, daß die Moralphilosophie die einzige oder auch nur die hauptsächlichste Quelle der Poesie sei. „Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae“ d. h. den Stoff kann dir zum Beispiel die Moralphilosophie bieten. Horaz, der seine Freude daran fand, das Treiben anderer zu beobachten und in der Einsamkeit in sein eigenes Innere herabzusteigen und sich selbst zu erziehen, wußte sicherlich, daß Selbstbeobachtung und selbständige Vertiefung in fremde Naturen den zukünftigen Dichter dieselben Kenntnisse erwerben lassen können. Die sich daran schließenden Verse:

Respicere exemplar vitae morumque iubebo
doctum imitorem et vivas hinc ducere voces.

verlangen eine sehr subtile Erklärung und enthalten einen Gedanken von der größten Wichtigkeit. Wer ist der doctus imitator? Es ist nicht einfach der gelehrte Dichter in unserem Sinne (vergl. das oben über doctus und doctrina Gesagte), wiewohl in dem Begriffe des doctus hier auch die Bekanntschaft mit der Philosophie und der Litteratur liegt. Es ist der Dichter, welcher im Gegensatz zu dem Sänger einfacher Zeiten seinen Naturtrieb zu einem künstlerischen Bewußtsein hinaufentwickelt hat, so daß er nicht bloß einer inneren Notwendigkeit gehorchend dichtet, sondern planvoll und mit Einsicht in sein Thun schafft. Jene Sänger süßser Naturlaute konnte freilich zu Horaz' Zeiten niemand nach Gebühr würdigen; ja, was den Homer selbst betrifft, so ist auch Horaz vielleicht der Meinung gewesen (epist. I, 2), daß dieser nicht bloß Charaktertypen geschaffen hat, sondern bestimmte Charaktereigenschaften hat personifizieren wollen, mit andern Worten, daß er aus moralphilosophischen Gedanken mit Bewußtsein und Absicht Poesie gestaltet hat. Was die Poesie von der gemeinen Wirklichkeit unterscheidet, ist eben dieser Charakter der Allgemeingültigkeit und symbolischen Bedeutsamkeit, den sie auch in ihren individuellsten Schilderungen bewahrt. An dieser Stelle

berührt sie sich in der That mit der Philosophie. Kann man sich da wundern, wenn selbst die Einsichtigsten unter den alten Kritikern der eigentlichen Philosophie zu viel Gewalt über die Poesie einräumten? Und nennt diese nicht auch Aristoteles eben wegen ihrer typischen Bedeutsamkeit etwas Würdigeres und Philosophischeres als die Geschichte, welche es stets nur mit dem Einzelnen zu thun habe? Im Grunde fehlte den Alten an dieser Stelle das richtige Wort, und man darf wohl behaupten, daß ihr Gefühl oft richtiger war als ihr Räsonnement. Sehr viel genauer, aber auch viel weniger einfach drückt sich Schiller in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung also aus: „Der Inhalt der dichterischen Klage kann niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand sein; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äußere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde giebt. . . . Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert.“

Daß exemplar vitae morumque das sittliche Ideal ist, ist klar. Auf dieses gebietet Horaz dem Dichter, der einem höheren und würdigeren Ziele zustrebt (*doctus imitator*) und seine Poesie gehaltvoll machen will, den Blick zu richten. Was zwingt uns aber anzunehmen, daß dieses sittliche Ideal nur in der Philosophie zu finden sei? Cicero sagt vom Phidias: „*Insidebat perfecta pulchritudinis species, quam intuens in eaque defixus manum dirigebat*“. Weshalb soll der Dichter nicht auch in seiner Seele ein sittliches Ideal tragen, welches ihn leitet, wie den Phidias sein Schönheitsideal? Das freilich ist das Philosophische in der Natur des Dichters, daß auch er ein Träger jenes Ideals ist. Er kann jenes Ideal, ohne welches seine Poesie nichtig bleibt, aus den Büchern der Philosophen schöpfen (*Socraticae poterunt ostendere chartae*); aber auch

aus sich kann er es entstehen lassen. Die lebendigen Stimmen aber, welche er diesem Ideale entlocken soll (*vivas hinc ducere voces*), sind nicht etwa bloß moralische Sentenzen, sondern lebensvolle Verkörperungen des in den Büchern der Philosophen oder in der Seele des Dichters verschlossenen Ideals, welches durch die eindringliche Kraft der poetischen Rede in die wirkliche und sinnliche Erscheinungswelt hervorgezogen wird. Das philosophiefreundliche Altertum liebte allerdings die eingestreuten Sentenzen, auch erwecken die Worte „*speciosa locis*“ zunächst die Vorstellung eines aufgesetzten philosophischen Zierrates, aber der erklärende Zusatz „*morataque recte fabula*“ erlaubt uns nicht das Ideale und Philosophische der Poesie nur an die Oberfläche zu verlegen. Bekannt ist es, daß Euripides sich unter den alten Dichtern durch seinen Reichtum an Sentenzen den Ruf tiefsinniger Weisheit erworben hat. Die heutige Zeit ist wohl noch ebenso sentenzenfreundlich, aber die Kritik urteilt jetzt minder günstig über eine solche Poesie im Philosophenmantel. Lessing z. B. bezeichnet die Sittensprüche und allgemeinen Betrachtungen als langweilige Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, freilich indem er gesteht, daß er gefärbtes Glas und Edelsteine, geistreiche Antithesen und gesunden Verstand zu unterscheiden wisse. Um gerecht zu sein, wird man gestehen müssen, daß eine dem Charakter und der Situation angemessene Sentenz, welche von innen hervorgewachsen ist und dem Chore in der griechischen Tragödie vergleichbar, den geistigen Reflex des besonderen Vorgangs und der individuellen Empfindung zeigt, ein ebenso edler und weihevoll stimmender Schmuck ist, als bloß äußerlich aufgesetzte Sprüche frostig und langweilig sind. Jener Sentenzenschmuck also, dem Horaz hier das Wort redet, ist die Blüte einer richtigen Charakterzeichnung. Solche Poesie, sagt er, sei, selbst wenn sie jeder Anmut in der Form entbehre und nichts von der energievollen Schönheit des wahren Kunstwerks besitze, doch wirkungsvoller als gedankenleere Verse, welche nur durch gefälligen Klang dem Ohre schmeicheln.

Gleichwohl braucht die Poesie nach Horaz keinen moralischen lehrhaften Zweck zu haben. Auch wenn sie nur ergötzt, kann es wahre Poesie sein:

Aut prodesse volunt aut delectare poetae
aut simul et iucunda et idonea dicere vitae.

(epist. II, 3, 333 334)

Es leuchtet also ein, daß ein freies poetisches Spiel ohne zur Schau getragene moralische Nutzenanwendung dem Horaz darum nicht eine nichtige Poesie (*nugae canorae*, V. 322) zu sein scheint. So verherrlichten Alcäus, Sappho, Anakreon den Wein und die Liebe. Horaz selbst gehört, auch wenn er solche Stoffe behandelt, fast immer jener dritten Gattung von Dichtern an, welche beiden Zwecken zugleich dienen. Lebt doch meist selbst in seinen kleinsten Gedichten eine philosophische Seele. Diese Art der Poesie erklärt er in den folgenden, berühmt gewordenen Versen als die wirkungsvollste:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
lectorem delectando pariterque monendo.

Der eigentliche Zweck der Poesie jedoch scheint ihm ein moralischer. Die Moralphilosophie aber hatte in den Augen der Alten nicht die Aufgabe einem intellektuellen Bedürfnisse zu genügen, sondern Besserung zu bewirken und dem schwankenden Leben Stützen zu bieten. Sie war ein *studium virtutis*, *corrigendae mentis*. Gut und vernünftig zu sein, galt ihnen als die *τελείωσις σοφίας*. Die moralische Wirkung der Poesie ist nach Horaz aber eine doppelte. Erstens enthüllt sie dem Menschen das wahre Wesen menschlicher Eigentümlichkeit, zeigt ihm, wie in einem Spiegel, die Fehler und Tugenden, denen seine Natur zugänglich ist, weist ihn zugleich auf seine Pflichten und die Ziele seiner Entwicklung hin. Aber zu dieser ausgesprochenen philosophischen Wirkung gesellt sich noch eine andere moralische Wirkung: die Poesie bändigt mit sanfter Gewalt die Leidenschaft. So lehrt auch Plato, daß das wahrhaft Schöne nicht bloß angenehm berühre, sondern stets zugleich die geheime Kraft besitze zu erheben und besser zu machen. Von dieser Seite betrachtet, ist die Poesie in keiner ihrer Formen ein müßiges Spiel zum bloßen Schmucke des Lebens, sondern eine Kulturmacht. Denn sie zähmt die Wildheit des Menschen. Ihre Stimme ertönt, und „die rohen Seelen zerfließen in der Menschlichkeit erstem Gefühl.“ Zweck der

wahren Poesie, sagt Plato, die Dichter bekämpfend, sei die Leidenschaften zu beruhigen, nicht sie aufzuregen. So beschreibt Horaz die Poesie des Orpheus (epist. II, 3, 391—401). Freilich würdigt er auch hier nicht genugsam die innerliche und, so zu sagen, elementare Wirkung der Poesie: auch hier scheint sie ihre einschmeichelnde Kraft nur zu benutzen, um die Menschen zu überreden das ihnen Ersprießliche zu thun. Auch in der Epistel an Augustus (II, 1, 119—138) redet er in diesem Sinne von der bildenden Kraft der Poesie und sucht so zu beweisen, daß auch der Dichter für ein nützliches Glied des Staates gelten muß. Wie segensreich wirkt sie nicht auf die Bildung der Jugend! Sie lenkt das Ohr ab von dem Häßlichen, lenkt hin zu dem Schönen, mit treuen Ratschlägen bildet sie den Charakter, bekämpft das Harte und Leidenschaftliche in uns und verscheucht alle niederen Regungen (*invidiae corrector*). Sie zeigt der werdenden Generation die leuchtenden Musterbeispiele der Vergangenheit. Sie ist ein Trost dem Armen und Schwachen. Vor allem stellt Horaz sie auch als eine heilige Kunst hin. Sind die Dichter es nicht, durch deren Mund (*docta prece*, epist. II, 1, 135) das Volk an heiligen Tagen Segen von den Göttern erfleht? So wird sie eine Vermittlerin zwischen den Göttern und Menschen. In den Oden freilich sagt es Horaz an mehr als einer Stelle, daß die Poesie auch als solche, d. h. als bloß darstellende Kunst, ohne Rücksicht auf die heilsamen, moralischen Lehren, die sie darreicht, eine beseligende, Grämlichkeit und Düsterei von der Seele verscheuchende, ja heiligende Wirkung ausübt. Der Dichter und mit ihm doch wohl auch der, welcher sich ihm treu hingiebt, wird über die unruhschaffende Begehrlichkeit der gewöhnlichen Menschen emporgehoben und verbringt sein Leben in heiterer und dankbarer Genügsamkeit. Ich erinnere nur an das Gebet, welches Horaz an Apollo richtet (I, 31), womit man epist. I, 18, 106—112 vergleichen möge. Jenem Worte Ovids: „*Ingenuas didicisse fideliter artes emollit mentes nec sinit esse feras*“ würde Horaz auch beigestimmt haben.

An einigen Stellen weist Horaz der Poesie noch eine andere, so zu sagen, nationale Aufgabe zu, welche freilich sich

mit ihrer moralischen Wirkung berührt. „Recte facta refert, orientia tempora notis instruit exemplis“ (epist. II, 1, 130). Aber nicht minder als der gegenwärtigen Generation, welche sie bilden soll, ist sie es den großen Männern der Vergangenheit selbst schuldig, daß sie die Erinnerung an ihr leuchtendes Verdienst nicht untergehen lasse. („Caelo Musa beat“, carm. IV, 8, 29). Die Poesie verleiht Unsterblichkeit (carm. IV. 9). Aufgabe der Dichter ist es, den Ruhm zu hüten (epist. II, 1, 230). Deutlicher ausgeprägt, als der Skulptor das körperliche Bild großer Männer verewigt, hinterläßt der Dichter der Nachwelt die Geisteszüge großer Männer (epist. II, 1, 248—250; carm. IV, 8, 13—34). Galten doch die Musen als Töchter des Gedächtnisses. Es ist dies eine kindliche Vorstellung, der man übrigens gelegentlich auch bei unseren Dichtern begegnet. Die Geschichte ist allerdings der epischen Poesie entsprungen, ja Quintilian nennt sie ein Gedicht in Prosa (inst. orat. X, 1, 31: „*Historia est proxima poetis et quodammodo carmen solutum*“). Zu den eigentümlichen Aufgaben der Geschichte mag man es rechnen, über die Vergangenheit zu Gericht zu sitzen und dem öffentlichen Verdienst seinen Lohn, der öffentlichen Schande ihre Strafe zu erteilen, was Tacitus in klaren Worten so ausdrückt: „*Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur atque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia et metus sit*“. Die Poesie jedoch strebt in ihren Schöpfungen über das Einzelne und Vergängliche weit hinaus. Sie schöpft gern aus der Geschichte, gestaltet aber das Überlieferte frei ihren eigenen Gesetzen und Zielen gemäß. Über der historischen Wahrheit steht die poetische Wahrheit. Nur zu dieser ist die Poesie verpflichtet. Der historischen Wahrheit bleibt die Poesie nur treu, wenn diese zufällig zu ihrer Absicht stimmt. Im ganzen kann man die Poesie als eine edle Fälscherin der Geschichte bezeichnen; wer sie zu einer Dienerin der Geschichte machen will, erniedrigt sie und mutet ihr überdies Unmögliches zu. Denn es ist ein großer Zufall, wenn sie einen historischen Vorgang oder einen historischen Charakter ihren eigenen Gesetzen gemäß ohne Auslassungen, Zusätze und Änderungen behandeln kann. Lessing gestattet dem dramatischen Dichter mit den historischen Fakten zu

machen, was er wolle, nur die Charaktere sollen ihm heilig sein (Hamburgische Dramaturgie, Stücke 11, 19, 23, 24). Selbst das aber ist noch eine zu enge Grenze. Nicht einmal das poetische Ideal des wahren Charakters zeigt immer der Dichter. Zahlreiche berühmte Beispiele beweisen, daß er frei auch mit den Charaktern der Geschichte schaltet, und daß diese ihm im ganzen nicht mehr als ein Anlaß und Ausgangspunkt sind. Nur wo die Phantasie des Volkes einen historischen Charakter selbst schon poetisch bearbeitet und einen bestimmten Typus daraus gestaltet hat, ist er diesem Bewußtsein, falls er sich nicht die Wirkung mutwillig erschweren will, einige Rücksicht schuldig. Gegen jene Meinung aber, die Poesie sei die Thürhüterin am Tempel des Ruhms, erklärt sich Lessing mit dem größten Nachdruck. „Es heißt die Poesie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie gar den Nationalstolz zu nähren, mißbraucht“ (Hamb. Dram. Stück 19). Auch heute noch ist diese Ansicht von dem Zwecke der Poesie weit verbreitet, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich durch äußere Würde empfiehlt. Im Namen der Nachwelt gewissermaßen würde der Dichter den wohlverdienten Männern eines Volkes den schuldigen Dank abstaten. Nur ungern verzichten wir auf eine so anheimelnde Auffassung der Poesie; aber das tiefe Nachdenken unserer großen Dichter belehrt uns eines Besseren und zwingt uns noch höher zu steigen, um die Poesie würdig zu ehren. Das wahrhaft Schöne ist vollendet in sich, durch die Rücksicht auf keinen äußern Zweck darf es unreinigt werden. In seinem Gewordensein hat das Kunstwerk seinen höchsten Zweck erreicht, selbst unser Nachgenuß ist nur die unbeabsichtigte Folge seines Daseins. Dies etwa ist der leitende Gedanke der unter Goethes eigenen Auspicien entstandenen Schrift von Karl Philipp Moritz „Über die bildende Nachahmung des Schönen“.

39.

Vor allem verdient darauf hingewiesen zu werden, daß Horaz, hinsichtlich der Form wie hinsichtlich des Inhaltes der Poesie, die Wahrheit über die Schönheit stellt, ja daß ihm

allein die mit den Mitteln der Kunst ausgedrückte und dargestellte Wahrheit die Schönheit ist. Dichten ist gestalten (*ποιεῖν*), dies Gestalten aber muß dem zu gestaltenden Stoffe gemäß sein. Vor allem also gilt es sich seines Objekts zu bemächtigen. „*Verbaque provisam rem non invita sequentur*“. Das ewige Objekt der Poesie aber ist der Mensch. Der Schiller'schen Definition, der Begriff der Poesie sei kein anderer, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, würde Horaz freudig zugestimmt haben. Eine Poesie ohne psychologische Wahrheit gilt dem Horaz als nichtig. Mit den nachdrücklichsten Worten empfiehlt er dem Dichter sich diese Menschenkenntnis zu erwerben, für deren Mangel keine Formgewandtheit Ersatz bieten könne. Auch warnt er, nicht leichtsinnig auf die Urteilslosigkeit des Publikums zu rechnen. Ist es auch nicht jedermanns Sache, für jede Seelenregung das richtige Wort zu finden, so ist doch die Kenntnis des Menschen dem Menschen angeboren, und wirklich zu gefallen kann deshalb kein Dichter hoffen, dessen Darstellung zu dem natürlich entstandenen Bilde menschlicher Gefühls- und Leidenschaftszustände, welches sich in den Seelen seiner Zuschauer findet, nicht stimmen will. Deshalb rät er dem Dichter nicht bloß die menschliche Natur im allgemeinen zu studieren, sondern auch ihre Unterschiede nach Geschlecht, Alter, Nation wohl zu beobachten. Wer einen überlieferten Stoff behandelt, hat leichteres Spiel. Er braucht nur nachzudichten und die wirklich charakteristischen Züge scharf zu erfassen. Für schimpflich gilt es dem Horaz nicht, in den Bahnen anderer zu wandeln, falls man sich vor sklavischer Abhängigkeit hütet und wirklich von neuem aus sich den Stoff entstehen läßt.

Die besten Abschnitte der *epistula ad Piones* sind ohne Zweifel diejenigen, welche von der *elocutio* handeln. Der Wahrheit des Inhaltes, d. h. der mit der Wahrheit übereinstimmenden Charakterzeichnung muß die Wahrheit des Ausdrucks entsprechen. Es gilt die richtige Färbung der Rede zu treffen. Das Äußere muß der Widerschein des Innern sein.

Tristia maestum

*voltum verba decent, iratum plena minarum,
ludentem lasciva, severum seria dictu.*

Nur so gewinnt die Poesie eine seelenerregende Kraft. „Ut ridentibus adrident, ita flentibus adflent humani voltus.“ Wo diese Eigenschaft fehlt, entsteht in dem Leser oder Zuschauer Spott oder Langeweile. Und zwar gilt dies von der gesamten Poesie, wiewohl Horaz nach Erledigung einiger allgemeinen Hauptsachen sich speziell der dramatischen Poesie zuzuwenden scheint. Der Teil steht hier für das Ganze. Keine Gattung der Poesie aber eignet sich in so hohem Grade als Repräsentantin für die ganze Dichtkunst aufgestellt zu werden, wie die dramatische Poesie. Zeigt sie doch die Eigentümlichkeiten und Gegensätze der übrigen Gattungen in einer höheren Einheit verschmolzen und versöhnt. Was er unter Angemessenheit und individueller Färbung der Rede versteht, glaubt er an der Diktion des Satyrdramas¹⁾ am besten erörtern zu können. Die Satyrn dürfen weder in die schmutzigen Obscönitäten der gemeinen Volksrede verfallen, noch in die süßlichen Geziertheiten der höheren Stände. Das Satyrdrama läßt etwas nach von der Vornehmheit der Tragödie, ohne jedoch deshalb sogleich zur schlichten Sprache der Komödie herabzusinken. Auch im Satyrdrama agieren ja Götter und Helden, selbst Silenus aber wird immer noch feierlicher reden als Davus und Pythias in der Komödie.

¹⁾ V. 220—250. Hinter einander hat Horaz diese drei Teile gewiß nicht gedichtet. Die verschiedenen Seiten desselben Themas werden betrachtet, aber die Betrachtung gleicht drei von Anfang an parallel neben einander herlaufenden Linien, während es doch natürlicher gewesen wäre, sie einer Linie gleichen zu lassen, die sich an der Spitze in drei Ausläufer gespalten hätte. Drei unabhängig von einander gemachte Bemerkungen hat Horaz, weil er sah, daß sie sich ergänzten und zusammen das ausmachten, was er über das Satyrdrama auf dem Herzen hatte, an einander geschoben, ohne die zu einer tadellosen Einheit notwendigen Umänderungen vorzunehmen. Weder Teuffel (Rhein. Museum XXVIII, p. 494), der in diesen Versen eine dreimalige Wiederholung desselben Gedankens fast mit denselben Worten erblickt, noch Spengel (Philologus XXXIII, p. 575), der ihm erwidert, Horaz rede hier von den verschiedenen im Satyrdrama auftretenden Personen, scheinen mir diese für die Entstehung dieser Epistel so verräterische Stelle hinlänglich beleuchtet zu haben.

Aus eben diesem feinen Gefühle für die poetische Wahrheit erklärt sich der Spott, mit welchem Horaz von jenen Dichtern redet, welche ihre armseligen Erfindungen durch einzelne Blümchen und konventionelle Schilderungen herauszustaffieren suchen. Alle Schönheit der Darstellung muß aus dem Gegenstande herausgewachsen sein und wirkt als Schönheit nur, wenn sie an richtiger Stelle erscheint. In ähnlicher Weise hegrenzt er die Erfindung des Dichters. Viel Freiheit wird ihm bereitwilligst gewährt; aber wenn er der Wahrheit und Wirklichkeit zuwider das Unmögliche ersinnt und das der Vereinigung Widerstrebende zusammenzwingt, bietet er nicht mehr Gebilde der dichterischen Phantasie, sondern bizarre Fiebervisionen.

Das Thema, welches Horaz in dieser letzten und längsten Epistel behandelt, war ihm durch ein langes und unerzwungenes Nachdenken geläufig worden. Auf eine uns durchaus unbekannte Veranlassung richtete er diese Epistel an die Pisonen; jedoch darf man dreist behaupten, daß er auch ohne diese Veranlassung eine Epistel dieses Inhaltes geschrieben haben würde. Denn reif gewordene Gedanken verlangen gebieterisch ausgesprochen zu werden. Nur ein jäher, unerwartet frühzeitiger Tod hätte den Horaz verhindern können, der Nachwelt sein ästhetisches Testament zu hinterlassen. Allerdings war das hier behandelte Thema zugleich ein zeitgemäßes. Darauf verlohnt es sich um so mehr hinzuweisen, als sich daraus eine gewisse Einseitigkeit dieser Horazischen Ästhetik erklärt. Nachdem die poetischen Darstellungsmittel eben entfaltet worden waren, brach eine förmliche Wut zu dichten aus. Namentlich die Jugend war bereit, dieser Aufforderung, welche in der Zeit lag, zu folgen. Um Unberufene zu warnen, dem idealen Funken, welchen sie in sich fühlten, zu sehr zu trauen, zeigte ihnen hier Horaz das Schreckgespenst der Theorie. Doch ist dies weder der einzige Zweck der langen Epistel, noch hat er sie allein der Pisonen wegen geschrieben.

Daß Horaz für die Mitteilung seiner Gedanken die Sermonenform gewählt hat, erklärt sich auch hier zur Hälfte aus dem Zwecke, den er sich gesetzt hatte, zur andern Hälfte aus der Eigentümlichkeit seiner Begabung. Ernsten, teils die Moral-

philosophie, teils die Ästhetik betreffenden Gedanken hat er durch die temperierte Art seiner Behandlung das Grämliche genommen und dadurch auch solche für sie gewonnen, welche, wiewohl zum Erfassen fähig, doch streng schulmäßigen Erörterungen über ein solches Thema kein williges Ohr geliehen haben würden. In Horaz selbst war andererseits der Hang zum Reflektieren innigst vereint mit der idealen Sinnlichkeit des Dichters, welche ihm das farblos Allgemeine in ein anschauliches Einzelnes verwandelt. Was Wunder, daß er sich von dieser zwanglosen Form, welche ihm mit allgemeinen Betrachtungen und Beispielen, mit Räsonnements und Erzählungen, mit Ernst und Scherz abzuwechseln gestattete, eine gröfsere Wirkung versprach?

Eine Theorie der Dichtkunst konnte demnach Horaz in dieser Epistel nicht bieten wollen. Lange Teile daraus sind zwar, auch wenn man sie mit nüchterner Logik prüft, als wohl zusammenhängend zu bezeichnen; aber an vielen Stellen setzt unvermittelt ein neuer Gedanke ein, an andern übertreibt der satirische Übermut den Gedanken, den er umspielt und führt gelegentlich sogar irre leitende und offenbar nicht ernst gemeinte Argumente ins Feld. Auch soll man nicht glauben, daß diese Epistel in einer stets vorwärtsstrebenden und das Vorhergehende immer sorgfältig weiterführenden Bewegung entstanden sei, daß man das Ganze als die organische Entwicklung eines einfachen Gedankenkerns betrachten müsse: es ist vielmehr klar, daß mancher Abschnitt daraus für sich entstanden und später von Horaz an einer leidlich passend scheinenden Stelle eingefügt worden ist. Manches Befremdliche schwindet, wenn man der Behandlung die Freiheiten gewährt, auf welche die gewählte Form ihr ein Anrecht giebt; auch da jedoch, wo der Faden geradezu abreißt, ist durch kritische Gewaltmittel nichts zu erreichen. Man hüte sich aber auch die *epistula ad Pisones* wegen dieser grofsen Freiheiten der Disposition für ein Werk zu halten, dem die letzte Feile fehlt: wir dürfen in ihr vielmehr ein reifes Werk erblicken, welches keiner andern Satire oder Epistel des Horaz nachsteht und durch die glückliche und geistreiche Ausprägung alles Einzelnen für den Mangel einer systematischen Behandlung, welche sich

übrigens für diese Litteraturgattung gar nicht ziemte, reichen Ersatz bietet. Der erste Abschnitt ist mit mustergültiger Feinheit und Schärfe von Vahlen erörtert worden (Zeitschrift f. d. österreichischen Gymnasien, 18. Jahrgang).

Achtes Kapitel.

40.

Es ist sehr wesentlich, daß der Gymnasiallehrer sich stets klar bewußt ist, worin sein Ideal von Gründlichkeit von der auf Universitäten gepflegten und gelehrten Gründlichkeit abweicht. So hat die Gymnasialerklärung z. B. nichts mit den codices zu thun. Welchen Zufälligkeiten wir es verdanken, daß wir den Text dieses Schriftstellers haben, und daß wir einen Text dieser Qualität haben, ist für die Ziele, denen wir hier zustreben sollen, gleichgültig. Es wird den Schüler freilich interessieren, gelegentlich, vielleicht am Ende der Stunde, wenn das eigentliche Pensum absolviert ist, und es sich bei der Kürze der übrig bleibenden Zeit nicht mehr verlohnt, ein neues zu beginnen, etwas über die Art, wie die Werke der alten Schriftsteller auf unsere Zeit gekommen ist, zu erfahren, wobei es natürlich ist, auch über die verschiedenen Arten von Verderbnis zu reden, welche das im Gefolge gehabt hat, und wie das Bestreben, in möglichster Reinheit den Text so wertvoller Schriftsteller, welche der Menschheit eine Leuchte angezündet haben, wiederherzustellen, eine Wissenschaft von beispielloser Peinlichkeit im kleinsten hat entstehen lassen. Solche Auseinandersetzungen mögen gelegentlich am Platze sein; aber von der eigentlichen Interpretation soll man sie fern halten. Sie bieten ein kleines Ergänzungsstück für den Geschichtsunterricht, aber für die eigentliche Erklärung des Autors ist von dieser Seite für uns nichts zu gewinnen. Es kann deshalb dem Schüler auch nur frommen, über codices im allgemeinen gelegentlich etwas zu erfahren, nicht aber über die codices des Horaz. Es mag ihn auch interessieren, über den verschiedenen Wert, über

Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse von codices etwas zu vernehmen: wie die einzelnen codices des Horaz gerade heißen und welches ihre Wertunterschiede sind, ihm zu sagen, wäre die ärgste Verkehrtheit, nicht als ob er das nicht verstehen könnte, sondern damit seine Aufmerksamkeit nicht auf etwas Fremdartiges abgelenkt werde. So lange ihm keine Auswege eröffnet werden, die ihn zum Entwischen einladen, wird er sich für die fruchtbare und genufsreiche Mühe des Eindringens williger finden lassen.

Wie aber steht es mit den abweichenden Lesarten? Ist es möglich, gründlich den Text eines Schriftstellers zu erklären, ohne die Lesarten wenigstens an streitigen Punkten gegen einander abzuwägen? Darauf ist zunächst dieses zu erwidern, daß wir auf der Schule solche Autoren gar nicht zulassen müssen, deren Text nicht, der Hauptsache nach wenigstens, als ein fest stehender betrachtet werden kann, und welche ohne fein abwägende Erörterungen über die verschiedenen Lesarten nicht verstanden werden können. Man könnte freilich einwenden, daß es auch ein vortreffliches formales Bildungsmittel ist, zwischen solchen Texteschwankungen nach den Regeln der Kunst eine Entscheidung zu treffen. Gewiß, wenn dergleichen Übungen von einem sehr klar und scharf denkenden Lehrer geleitet werden. Aber der „formalen“ Bildung wird schon genugsam auf dem Gymnasium gedient. Außerdem gälte es hier, zu einer mikroskopischen Feinheit der Betrachtungsweise zu bilden. Das widerstrebt wiederum unserem Unterrichtsideal. Lassen wir uns daran genügen, die Köpfe unserer Schüler zu der normalen Klarheit zu bilden, ohne welche ein sicheres Erfassen individueller, staatlicher, wissenschaftlicher und litterarischer Verhältnisse nicht möglich ist; was darüber hinausgeht und für die raffiniert feine Methode erzieht, welche eine einzelne Wissenschaft nötig hat, um den eigenartigen Schwierigkeiten ihrer Objekte sicher zu begegnen, gehört nicht auf das Gymnasium. Dazu kommt, daß spezifisch philologische Textesuntersuchungen auf Schüler dieses Alters einen geradezu ausdörrenden Einfluß ausüben müssen. Welchen Zeitaufwand braucht man ferner dazu? Mit vieler Mühe und mit einem überfein zugespitzten Raisonement, welchem sich

nur der Sinn der ganz Wenigen, denen bei ihrer Geburt die Muse der Philologie gelächelt, willig hingiebt, gelangt man zu Resultaten, welche dem Schüler meist sehr klein und bedeutungslos scheinen werden. Und was ist mit dieser mühevollen Arbeit erreicht? Man hat den Schüler mit seiner ersten, frischen Kraft den Schutt wegräumen lassen, der ihm an dieser Stelle den Zugang versperrte. Weit besser scheint es mir, wenn der Lehrer ihn mit sicherer Hand über den Schutthaufen hinüberhebt und gleich zu einer Stelle trägt, von wo aus er mit herzinnigem Behagen und ohne sich an fremdartigen Schwierigkeiten erst müde gearbeitet zu haben, an den Autor selbst herantreten kann. Dafs das oberflächlich ist, kann ich nicht zugeben. Der ernstesten Schwierigkeiten warten auf diesem Wege die Menge. Jene philologischen Textesprüfungen hingegen gelangen, weil eben jedes Ding seine Zeit hat, nur bis zu dem Punkte, wo die Fahrt in die Tiefe erst beginnen soll¹⁾. Gründ-

¹⁾ Man höre nur, in welchem Tone ein offenbar sehr geistvoller Ungenannter („Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen“, Leipzig bei Abel, 1881. S. 27) von den Bemühungen der philologischen Texteskritik redet: „Was die moderne klassische Philologie als ihr vornehmstes Geschäft betrachtet und mit ebensoviel Fleifs als Wichtigthuerei betreibt, nämlich die Herstellung des angeblich ältesten und echten Textes eines alten Schriftstellers durch vergleichende Betrachtung aller vorhandenen Handschriften und Klassificierung derselben — dieses Geschäft ist eigentlich eine vollständige Nebensache, wenn man die Altertumswissenschaft von grofsen Gesichtspunkten aus betrachtet. Im grofsen und ganzen ist auch die schlechteste Handschrift imstande, uns in Geist und Wesen des Autors einzuführen und, wem bei der schlechtesten Handschrift der Sinn des Geschriebenen nicht aufgeht, dem bleibt er auch verschlossen bei der besten Ausgabe. Haben etwa die neuen, genauen, mit Varianten und Konjekturen gespickten Ausgaben der alten Schriftsteller im grofsen und ganzen das Verständnis derselben gefördert? Die Humanisten und die würdigen holländischen Gelehrten haben ihre alten Schriftsteller in Ausgaben gelesen, die jetzt für vollständig unbrauchbar und unkritisch erklärt werden, und doch haben jene Männer in den Schriften der Alten gelebt, wie wir jetzt in Schillers und Goethes Werken leben, während die fruchtbare Arbeit der Textkritik, welche seit einem halben Jahrhundert an den alten Schriftstellern geübt

lich sollen wir also auch auf dem Gymnasium die Autoren lesen und bis ins einzelne genau erklären, aber nicht mit der Gründlichkeit der philologischen Fachwissenschaft. Wir lesen langsam genug, um gründlich sein zu können. Die Universitätsphilologie verfolgt das Ziel ihre Jünger mit der zuverlässigsten Methode bekannt zu machen, damit sie, jeder an der Stelle, die er sich gewählt, brauchbare Arbeiter werden im Bereiche dieser Wissenschaft; wir aber im Gymnasium, die wir unsere Zöglinge zur Humanität bilden wollen, müssen vor allem den Autor selbst auf sie wirken lassen und sollen uns ängstlich vor Subtilitäten hüten, deren Wirkung nicht auf alle normalen Intelligenzen eine gleichmäfsig wohlthätige ist, und welche für ihren bildenden Ertrag einen unverhältnismäfsigen Zeitaufwand beanspruchen. Die Oden des Horaz gerade bieten, trotzdem er, wie Sueton schon bemerkt, durchaus nicht an dem Fehler der Dunkelheit leidet, einer gründlichen Worterklärung ungewöhnlich grofse Schwierigkeiten. Dafs diese durch die vielköpfige Pflege, welche diesem Dichter zu teil geworden, hinweggeräumt sind, kann man ganz und gar nicht behaupten. Im Gegenteil hat der stets sich erneuernde Eifer des Forschens stets neue Schwierigkeiten erstehen lassen. Uns erscheint Horaz heute viel schwerer, als er auch aufmerksam Lesenden zu Lessings Zeiten erschien. Der Sinn für Inkonvenienzen in Wortverbindungen und Gedankenentwicklungen hat sich seitdem zu einer überaus feinen, fast möchte man sagen krank-

„wird, zwar einige verdorbene Stellen im Texte wieder hergestellt, „aber den Rückgang der lebendigen Erkenntnis der alten Schriftsteller sowohl bei den Gebildeten als bei den Fachphilologen sogar „selbst herbeigeführt hat. — Wer nicht gepackt wird, wenn er in „einer schlechten, von Druckfehlern wimmelnden Ausgabe zum „ersten Male Schillers Räuber oder Goethes Werther und Faust zu „lesen bekommt, dem kann auch die prachtvolle historisch-kritische „Ausgabe Schillers von Goedeke nichts nützen oder eine ebensolche „Ausgabe der Werke Goethes, die von den deutschen Litterarhistorikern als dringendes Bedürfnis hingestellt wird.“ Daran schließt sich ein Citat aus Teuffels Studien und Charakteristiken (S. 470): „Wäre mit der Grammatik und Kritik die Aufgabe der klassischen „Philologie erschöpft, so liefse sich ihre weitere Lebensdauer nach „Jahren schätzen oder doch Jahrzehnten.“

haften Empfindlichkeit gesteigert. Die Regeln werden zu streng formuliert, das Ungewöhnliche im Sprachgebrauch zu schnell als unmöglich und unsinnig angefeindet, jede logische Inkongruenz, welche sich in der Gedankenentwicklung zeigt, zu keck gegen Verse ausgebeutet, die in jeder Hinsicht offenbar Horazisch sind. Wie soll sich die Erklärung auf der Schule zu diesen Schwierigkeiten stellen? Soll sie alle die zahlreichen Emendationen berühmter Stellen erwähnen, soll sie auf alle Athetesen Rücksicht nehmen, die mit zornigem Eifer vorgebracht sind? Die Aufgabe ist weniger verwickelt, als sie scheint. Natürlich muß, wer einen Autor ändern erklären will, seines Autors hinlänglich mächtig sein, um ihn gegen unverdiente Angriffe zu schützen, oder falls der überlieferte Text nicht mehr geschützt werden kann, aus den Verbesserungsvorschlägen mit Urteil zu wählen. Von einem umständlichen Abwägen der verschiedenen Lesarten kann aber auf der Schule keine Rede sein. In der knappsten Kürze muß das Bedenken und die Lösung des Bedenkens vorgetragen werden. Die Zahl der Fälle aber, wo man ernsten Schwierigkeiten begegnet, wird erstaunlich gering sein. Denn es ziemt dem Philologen des Gymnasiums, konservativ zu sein in der Textkritik. Was irgend sich rechtfertigen läßt, wird er rechtfertigen müssen. Ein großer Teil der eingebildeten Schwierigkeiten, welche z. B. die Oden des Horaz in der neuesten Zeit zu bieten schienen, hat sich überdies schon wieder aufgelöst. Betrachtet man die neue, von J. Vahlen besorgte Revision des Horazischen Textes, so kann man sich eines satirischen Lächelns über unsere emendationswütige Philologie nicht erwehren. Ein Meister der Philologie, ebenso geübt im scharfsinnigen Gebrauch des philologischen Handwerkszeuges, als fein im Nachempfinden des poetisch Schönen und im Erkennen des sprachlich Zulässigen, zieht hier gewissermaßen das Facit aus den emendierenden Bemühungen einer ganzen Philologengeneration. Wie wenige Textesänderungen haben da Gnade gefunden! Wie oft hat selbst eine seiner Zeit mit Jubel begrüßte und seit langem allgemein für richtig gehaltene Änderung der angefeindeten und verworfenen Überlieferung wieder weichen müssen! Und wie findet man so vieles darin in integrum restituiert, was „um Horaz wohl verdiente Männer“ im

zuversichtlichsten Tone und mit Zornesausbrüchen über die unleidliche Unsinnigkeit für unecht erklärt hatten!

Es scheint demnach unabweisbar, daß der Lehrer für den Schüler die Auswahl zwischen den streitenden Lesarten übernehmen muß. Auch er freilich thut besser, wenn er sich seinem Autor hingiebt, anstatt mit jenem spähenden und künstlich eingepfachten Mißtrauen die harmlosesten Wendungen zu umlauern, ob sich nichts Anstößiges und Sprachwidriges darin entdecken liefse. Gleichwohl bin ich nicht der Meinung, daß die Interpretation auf dem Gymnasium aus Prinzip auf jede Betrachtung handschriftlicher Schwierigkeiten verzichten müsse. Aber die Gründe müssen dann eine gewisse Größe der zwingenden Kraft haben, so daß sie auch ohne die Brille der Philologie von dem unbewaffneten Schülerauge erkannt werden können. Außerdem muß die Sache durch eine kurze und scharfe Gegenüberstellung erledigt werden können. Als dritte Einschränkung füge ich diese hinzu, daß dergleichen vom Lehrer im Tone einer harmlosen Zwischenbetrachtung, nicht aber in so verblüffend feierlichem Tone vorgebracht werde, daß dem Schüler die falsche und verwirrende Vorstellung entstehen muß, als würde ihm hier plötzlich ein Einblick in höhere Welten eröffnet. Gerade der Horaztext zeigt ziemlich viel solcher Stellen, wo man die tadellose beste Überlieferung durch ein scharfes und dem Schülersinne durchaus zugängliches Wort gegen hypersubtile Angriffe schützen kann, z. B. *carm. I, 6, 18: sectis in iuvenes unguibus*; *epist. II, 1, 198: ut sibi praebentem nimio spectacula plura*. Mitunter kann man sogar eines Änderungsvorschlages Erwähnung thun, der in keiner der heutigen Ausgaben Aufnahme gefunden hat, wenn nämlich die Widerlegung erwünschte Veranlassung giebt das glücklich Bezeichnende der angefeindeten Überlieferung in ein helleres Licht zu setzen, z. B. *epist. II, 3, 113: Romani tollent equites peditesque cachinnum*, wo es sich recht verlohnt, Bentleys *equitesque patresque* zu widerlegen. Aber auch unter den Konjekturen giebt es welche von so zwingender Kraft, daß sie wohl auch auf der Schule mit einem kurzen Wort begründet werden dürfen, z. B. *epist. II, 3, 101: ut ridentibus adrident, ita flentibus adflent humani voltus*, zumal wenn, wie an dieser Stelle,

die fehlerhafte Überlieferung immer noch nicht aus den Ausgaben weichen will.

41.

Auch aus der Besprechung der *personae Horatianae* ist aus den oben (vgl. 16) angeführten Gründen nicht viel für die Erklärung des Horaz selbst zu gewinnen. Überdies wissen die Interpreten über den Charakter von Horaz' Freunden im allgemeinen nichts anderes anzuführen, als was sie in der meist falschen Voraussetzung, daß zwischen dem Inhalt einer Ode oder einer Epistel und dem Charakter des Angeredeten eine enge Beziehung bestehen muß, aus Horaz selbst herausgelesen haben. Die Äusserlichkeiten aus jener Leben sind aber nicht bloß unentbehrlich für das Verstehen des Gedichtes, sondern bringen etwas Fremdartiges und Verfinsterndes in die Erklärung. Daß einige individuelle Beziehungen in den Gedichten und Sermonen sich finden, ist unleugbar; aber sie sind selten, und man darf im allgemeinen annehmen, daß Horaz selbst sie, so weit sie ihm bedeutsam schienen, in ein helles Licht gesetzt hat. Nun kann es zwar ein historisches Interesse haben, auch das zusammenzusuchen, was er selbst als gleichgiltig hat fallen lassen; aber für ein gründlicheres Erfassen der Situationen seiner Gedichte und ihres Ideengehaltes darf man sich von dieser Seite keine Förderungen versprechen. Was frommt es z. B. zum Verständnis von *carm.* I, 4 zu erfahren, daß dieser L. Sestius, dem das Gedicht gewidmet ist, wahrscheinlich der Sohn des von Cicero verteidigten P. Sestius und ein früherer Anhänger und Quästor des Brutus war, daß er 23 v. Chr. *consul suffectus* für Augustus wurde u. s. w.? Heißt es den Schüler aufklären oder vielmehr ihm Steine in den Weg werfen, wenn ich ihn bei Gelegenheit von *carm.* I, 7 zu notieren und nachher auswendig zu lernen zwingen, daß der hier angeredete L. Munatius Plancus in Gallien und im Bürgerkriege gedient hatte, dann nach Cäsars Tode die Partei Ciceros ergriff, später zum Antonius überging, 42 Consul war, 35 Stadthalter von Syrien, 32 auf die Seite Oktavians trat und für ihn 27 den Beinamen Augustus beantragte? Selbst von denen, welche im Vordergrund und im vollen Lichte der Geschichte wandeln, wissen

wir ja überdies kaum je viel mehr als die innerlich bedeutungslosen Äußerlichkeiten ihres Lebens. Ein Dichter, für dessen Verständnis man aus solchen Armseligkeiten etwas Erhebliches gewönne, würde überhaupt nicht verdienen gelesen zu werden. Wer bei solchen Mitteilungen über die *personae Horatianae* verweilt, raubt nicht nur Wichtigerem die Zeit, sondern erweckt seinen Schülern zugleich falsche Vorstellungen über das Wesen der Poesie im allgemeinen sowohl, als über die des Horaz im besonderen. Sache der Historiker und der Universitätsphilologie ist es, auch nach dieser Seite hin die Dichter für die Rekonstruktion des Altertums auszunutzen; aber auf der Schule muß eine eingehende Behandlung dieser Dinge geradezu schädlich wirken.

Ein Hauptsatz der Ästhetik, aus welchem sich die wichtigsten Folgen für jede Interpretation, die nicht wissenschaftlichen Nebenzwecken zu dienen hat, herleiten lassen, ist dieser, daß jedes wahre und reife Geistesprodukt und vor allem jedes Kunstwerk, gehöre es den bildenden, oder den durch den Laut wirkenden Künsten an, den Schlüssel zu seiner Erklärung und alle Hauptbedingungen seines Verständnisses in sich selbst tragen müsse. Wir dürfen also z. B. sicher sein, daß Horaz, was er für das Verständnis eines Gedichtes oder einer Epistel aus dem Charakter dessen, an den er es gerichtet, für notwendig oder auch nur für förderlich hielt, an passender Stelle direkt oder indirekt mitgeteilt hat. Wer diese eigenen Mitteilungen nicht für ausreichend erklärt und aufsen anderes Material sucht, klagt den Dichter damit der Ungeschicklichkeit an. Ich gestehe, daß es echt menschlich ist, über den Charakter von Horaz' besten Freunden, wie z. B. über den Mäcenat, Genaueres wissen zu wollen, als jener selbst mit Rücksicht auf seine Zwecke zu sagen nötig hatte. Was aber die zahllosen Personen betrifft, die er gelegentlich kurz erwähnt, aber offenbar ohne für die anderen Seiten ihrer Individualität als die an der betreffenden Stelle selbst bezeichnete Interesse erwecken zu wollen, so soll man doch nicht glauben, durch Herbeiziehung anderer Zeugnisse etwas Erklekliches für die Erklärung geleistet zu haben.

Freilich voll und ganz hat wohl noch nie ein Dichter jenem Gesetze, daß das reife Kunstwerk aus sich müsse erklär-

bar sein, genügt. Zu stark beeinflusst ihn das Nahe und ihm durchaus Bekannte. Es können deshalb für die Fernerstehenden und namentlich für die Nachwelt Schwierigkeiten entstehen, welche sich nicht durch Vertiefung in das Werk allein ganz heben lassen. Da muß denn die gelehrte Interpretation herbeieilen, um Hülfe zu spenden. So hat auch Horaz oft mehr, als ihm selbst bewußt war, aus der Eigentümlichkeit seiner Lage und seiner Zeit und aus den Verhältnissen seiner Freunde als bekannt vorausgesetzt. Auch seine Poesie läßt sich also nicht ganz, ohne einen Rest zu lassen, aus sich selbst erklären. Die reinsten und schönsten Offenbarungen der Kunst und Litteratur werden aber diejenigen sein, über welche die gelehrte Interpretation am wenigsten zu sagen findet. Was freilich die Ereignisse der römischen Geschichte und die Schöpfungen der römischen Litteratur betrifft, auf welche Horaz das Licht seiner Dichtung fallen läßt, so kann vieles dahin Zielende nicht mit naivem Sinne und ohne gelehrte Hülfe verstanden werden. Allerdings auch da z. B., wo er den August verherrlicht, hat er, was ihm der Verherrlichung wert erschien, selbst in seine Gedichte aufzunehmen verstanden. Weil er aber mitten aus bekannten und seinen römischen Lesern nicht minder als ihm vertrauten Verhältnissen heraus sprach, erscheint uns heute ohne die Beihülfe gelehrter historischer Kenntniss manches dunkel. An solchen Stellen vor allem „braucht man Erklärung, braucht man Noten“. Doch darf auch hier die gelehrte Interpretation die Bedeutung ihrer Hülfsleistung nicht überschätzen. Den Dichter interessiert nämlich nur das Ideenhafte an der Geschichte, welche ihm nicht mehr als eine zweite alltägliche Wirklichkeit ist, reich an Material, aber der Bearbeitung bedürftig. Eine Dichtung hat nie den Wert einer authentischen Geschichtsquelle, und man verwirrt die Erklärung also nur, wenn man tausend geschichtliche Einzelheiten, welche der Dichter als bloß materiell hat fallen lassen, nun zu ihrer ausführenden Erläuterung heranbringt. Leider nur zu oft wird mehr Verwirrung, als Aufklärung geschaffen. Von dem historischen Drama wissen heute wohl alle, daß es die weite und von Zufälligkeiten aller Art durchkreuzte Zufälligkeit des Ereignisses zusammenziehen und gestalten muß, um die geschichtliche Materie in dramatische

Form zu gießen. Aber auch der lyrische Dichter ist, wo er Geschichtliches verherrlicht, nicht an die Körperlichkeit des historischen Ereignisses gebunden. Was zu jener Idee, welche der Keim seiner Dichtung ist, nicht stimmt, behandelt er mit Gleichgültigkeit oder ändert es, wenn es ihr widerstrebt. So fälscht er die Geschichte ihrem Körper nach, um desto heller ihre Seele strahlen zu lassen. Man betrachte z. B. nur, was Horaz in jener bekannten Ode (*Nunc est bibendum*) aus der Schlacht bei Aktium gemacht hat. Er rückt, ganz wie der dramatische Dichter zu thun pflegt, zusammen, was in Wirklichkeit auseinander lag und läßt das Ereignis, um die Idee desselben hervorzukehren, sich schneller entwickeln. Wer das bemäkelte, der verkennt die Absicht der Poesie. Zu gleicher Zeit aber wird so klar, von wie untergeordneter Bedeutung das Detail der politischen Ereignisse selbst für das Erfassen eines in das politische Leben hineinragenden Dichters ist.

Auch hinsichtlich der Römeroden des Horaz muß man sich hüten ihre Andeutungen zu weit in das Materielle und, so zu sagen, Körperhafte der Geschichte zu verfolgen. Horaz soll nicht ein Vorwand zu Geschichtsrepetitionen sein. Man vergesse nicht, daß den Dichter nur Thatsachen interessieren, welche ethisch und psychologisch bedeutsam sind. Auch mit den historischen Charakteren verfährt er nicht gewissenhaft im Sinne des Historikers. Er schafft sie meistens um. Wenn man diesen Römertypen nun die historischen Realitäten, welche ihnen entsprechen, voll beleuchtet an die Seite setzt, so wird dadurch das Verständnis des Dichters wiederum nicht gefördert, sondern erschwert. Es gilt nicht, möglichst zahlreiche, sondern möglichst fruchtbare Verbindungen zu knüpfen. Auch die Interpretation muß trotz aller Mannigfaltigkeit einen einheitlichen Charakter tragen. Nichts ist wohlfeiler und leichter, zumal bei der bequemen Einrichtung unserer heutigen wissenschaftlichen Hilfsmittel, als auf die Veranlassung eines Wortes, eines Namens hin Einzelnes zur Vervollständigung hinzuzufügen, und namentlich sind die historischen Werke, im weitesten Umfange des Begriffes, ein unerschöpfliches Reservoir für entbehrliche erklärende Randbemerkungen. Läßt sich derartiges aber nicht dem einheitlichen Hauptzwecke der Erklärung unter-

ordnen, so bleibt es besser ungesagt: die ganze Erklärung wird nichtig und unbezeichnend, wenn sie ohne höheres Ziel sich eigentlich aus lauter Nebenbemerkungen zusammensetzt.

Zum Schluß noch ein Wort über die *fasti Horatiani*. Gehören Erwägungen über die Abfassungszeit der einzelnen Oden und Sermonen in die Schulinterpretation? Ich muß auch dies verneinen. In welcher Reihenfolge Horaz die einzelnen Dichtgattungen betrieben hat, läßt sich ganz kurz mitteilen. Genaueres über die Abfassungszeit läßt sich in einigen Fällen mit voller Sicherheit bestimmen; dann verlohnt es sich aber nicht, es dem Schüler mitzuteilen, weil für das Verständnis des Horaz damit nichts gewonnen wird. In den meisten Fällen aber läßt sich nur durch einen ungewöhnlichen Aufwand von Scharfsinn etwas leidlich Wahrscheinliches über die Abfassungszeit zu Tage fördern; dann verlohnt es sich erst recht nicht, sich auf der Schule mit so wenig fruchtbaren und so viel Zeit raubenden Untersuchungen zu befassen. Da Horaz uns übrigens, wenn man von einigen sehr jugendlichen Epoden absieht, als ein Gewordener und Fertiger gegenübertritt, kann man die Herbeiziehung solcher chronologischen Fragen auch nicht damit begründen, weil es wichtig wäre, die Entwicklung des Horaz zu beleuchten. Für die Fachphilologie werden solche chronologische Untersuchungen immer Lieblingsprobleme bleiben. An dergleichen läßt sich die Kunst einer methodischen Behandlung zeigen, dergleichen bringt Bewegung in die Wissenschaft. Für die bessere Erkenntnis des Horaz fällt aber so gut wie nichts dabei ab. Es muß das also der gelehrten Litteraturforschung überlassen bleiben, welche sich ihrerseits auch hüten muß bei der Behandlung solcher Dinge nicht in Litteraturkrämerei auszuarten. Was der Schüler aus der weiten subtilen Litteratur der *fasti Horatiani* zu wissen braucht, ist dieses, daß die Epoden und Satiren vor den Oden verfaßt sind, daß die drei ersten Bücher der Oden, wie das aus dem Anfangs- und aus dem Schlufsgedichte klar hervorgeht, zusammen veröffentlicht sind, daß nach langem Zwischenraume erst Horaz, nachdem er inzwischen von der lyrischen Poesie Abschied genommen, das vierte Buch hingefügt hat, daß er mit den Episteln milder und gereifter zu der in der Jugend gepflegten Gattung der Satire

zurückkehrt. Eine eingehendere Behandlung des Chronologischen führt vom Zwecke der Gymnasiallektüre ab, welcher darin besteht, die Eigentümlichkeit des Schriftstellers und seiner Werke tief und sicher zu erfassen. Der geringfügige Beitrag, welchen weitere Erörterungen der Zeitfragen für diesen Hauptzweck liefern können, wird mit der Zerstreuung, die sie dem Schüler bereiten, zu teuer bezahlt, und wird überdies dadurch wieder zunichte gemacht, daß so leicht die Saat ästhetischer Irrtümer in die Seele der Jugend gestreut und es ihnen erschwert wird, Kunstwerke und Geistesprodukte aus dem allein richtigen Gesichtspunkte zu betrachten. Jünglinge sind stets geneigt, nach dem Grade von Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit der eine Frage behandelt wird, auch ihre Bedeutsamkeit für die höchsten Ziele der Erkenntnis zu bestimmen. Da nun über die chronologischen Probleme oft kaum mit höchster methodischer Subtilität eine Entscheidung zu erlangen ist, muß ihrem sich verwirrenden Sinne von höchster Wichtigkeit scheinen, was in Wahrheit nur ein Parergon ist und ungestraft kurz behandelt werden darf.

Es ist selbstverständlich, daß es nicht Aufgabe der Schulinterpretation ist, alle die Anfechtungen zu widerlegen, welchen der Horazische Text ausgesetzt gewesen ist. Mit der Geschichte der Beschäftigung mit den Autoren hat es das Gymnasium nicht zu thun. Es gilt hier vielmehr tief in den Sinn des Gelesenen hinabzusteigen. Durch die Fülle des Beiwerks aber kann für eine flache Behandlung des eigentlich Substanziellen kein Ersatz geboten werden. Nichts aber wäre verkehrter als den Horaz hinter seinen Interpreten verschwinden zu lassen. Bekämpft man deshalb die Meinung eines Gelehrten oder stimmt man ihm bei, so soll man auf dem Gymnasium ihn nicht beim Namen nennen. „Man erklärt diese Stelle“, „von anderer Seite wird dagegen geltend gemacht“, „zwei Auffassungen scheinen hier möglich“, nur solche Wendungen ziemen sich für die Interpretation auf dem Gymnasium. Auf der Universität hingegen müssen die Gelehrten mit Namen genannt werden: dort tritt der Schüler bei dem heutigen Stande der Wissenschaft in eine Arena streitender Meinungen. Gleichwohl ziemt es auch dem Gymnasiallehrer zu diesen Streitfragen Stellung zu nehmen. Es bringt nicht bloß allgemeinen geistigen

Gewinn, sondern verschafft auch eine gründlichere Einsicht in das Wesen der Horazischen Poesie, wenn man sich darin übt, was Männer wie Peerlkamp und Lehrs gegen so viele offenbar Horazische Verse vorgebracht haben, zu widerlegen. Doch gilt es dann Entsagung zu üben und den fachwissenschaftlichen Teil seines Wissens und Erkennens vor dem Schüler zurückzudrängen.

Neuntes Kapitel.

42.

Ein jeder antike Schriftsteller weckt eine Menge der verschiedenartigsten Probleme. Tausenderlei, was bei einem heutigen Dichter als bedeutungslos keiner Beachtung gewürdigt werden würde, wird bei ihm bedeutend, weil auch die kleinsten Stücke alten Lebens und alter Litteratur bei der relativen Geringfügigkeit der erhaltenen Reste für die Wiederbelebung des Ganzen fruchtbar gemacht werden müssen. Außerdem bewahrt es die Wissenschaft vor Stagnation, wenn nach stets etwas sich ändernden Gesichtspunkten immer von neuem auch das Kleinste durchforscht wird. Das führt zu tausend Berichtigungen, und man kann a priori nie sagen, ob nicht früher oder später auch das winzigste Resultat in irgend einem höheren Zusammenhange selbst auf Hauptsachen ein überraschendes Licht werfen kann.

Die Schulinterpretation hat das Recht und die Pflicht zugleich von diesem Nebenzwecke der philologischen Wissenschaft abzusehen. Sie braucht nicht, in der Erwartung eines möglichen Gewinnes für andere Punkte der Altertumswissenschaft, mit einer Stelle des behandelten Autors sich ausführlicher zu beschäftigen, als die Rücksicht auf das Ganze, dem das einzelne fragliche Wort oder die erwähnte Person oder Thatsache angehören, gebieterisch fordert. Wie viele mehr neugierige, als wissenschaftliche Fragen ferner lassen sich einem alten Schriftsteller gegenüber aufwerfen! Die meisten Arbeiten, welche nach derartigem forschen, sind offenbar nicht sowohl der echten Wurzel

der Erkenntnis entsprossen, dem staunenden Verlangen etwas Eigenartiges recht zu begreifen und sich mit einer tief gefühlten Schwierigkeit auseinanderzusetzen, sondern die Absicht irgend etwas wissenschaftlich zu behandeln stand zunächst fest, und um sie ausführen zu können, lugte man nach einem passenden Objekte aus, dem sich noch etwas abgewinnen liefse. Das ist der Ursprung manches trefflichen Buches, durch welches die philologische Wissenschaft um eine Fülle zuverlässigen Materials bereichert worden ist. Es pflegt eine Schrift heute schon als bedeutend begrüßt zu werden, welche zwar für die tiefere Erfassung des behandelten Schriftstellers kaum etwas leistet, aber der Altertumswissenschaft doch einige wohlbehauene Bausteine hinzufügt. Leider schafft die große Menge der schaffensfreudigen Arbeiter so viele künstliche Schwierigkeiten, welche das an sich Einfache und Klare verwirren und verfinstern. Andere widerlegen das dann mit scharfsinniger Umständlichkeit. Neu entdeckte philologische Manipulationen, welche an einer anderen Stelle mit überraschendem Erfolge waren gehandhabt worden, werden mit Eifer in Nachahmung eines Meisters auf andere Texte und auf Schriftsteller übertragen, die sich ihnen nicht gefügig zeigen. Auf diese Weise kommt ein frisches, frohes Leben in die Wissenschaft. Es geschieht täglich viel, rührige Hände sind überall thätig, des Forschens und Findens ist kein Ende. Im einzelnen wird fortwährend vieles sicher gestellt; aber wie das Auge, wenn man es stets nur in der Nähe gebraucht, für die Ferne schwach wird, so scheint auch in dem Maße, als der Geist der fleissigen und gewissenhaften Detailforschung zur Herrschaft gelangt, das tiefe Erfassen schriftstellerischer und dichterischer Individualitäten seltener zu werden. Die zur spezialisierenden Fachwissenschaft in ihrer natürlichen Entwicklung gelangte Wissenschaft trägt den Charakter einer alt gewordenen Gelehrsamkeit, und in der Forschungslust selbst unserer heutigen jungen Gelehrten lodert doch nicht das eigentliche heilige Feuer. Die Jugend der Gymnasien aber ist philosophischer gesinnt, als man nach der Unbedeutenheit, namentlich ihrer schriftlichen Leistungen glauben sollte. Sie streben dem Höchsten und Wesentlichen zu. Diese Neigung gilt es zu leiten, ja retardierend zu wirken; aber es

hiefse den Gott in ihnen ertöten, wollte man ihr naives, die hemmenden Schranken überfliegendes, zwar haschendes, aber dem edelsten Erkenntnistriebe entsprungenes Vorwegnehmen des Höchsten als etwas absolut Verkehrtes bekämpfen und sie, um solches Unheil kräftig zu hindern, fortwährend an Einzelheiten festnageln, welche ihnen losgelöst von dem Höheren doch nur Quisquilien scheinen, falls die Muse sie nicht schon bei ihrer Geburt zu Arbeitern im Weinberge der Fachwissenschaft geweiht hat.

Von Seiten dieser, auf unser Unterrichtsziel nicht berechneten Gründlichkeit droht dem Gymnasium die größte Gefahr. Der klassische Unterricht wird unfehlbar in nicht zu langer Zeit den siegreich andringenden Vertretern der modernen Sprachen und exakten Wissenschaften unterliegen, wenn gerade die höherstrebenden Lehrer der Gymnasien, nach deren Beispiele sich die andern richten, fortfahren ihren Stolz darin zu setzen, in den oberen Klassen des Gymnasiums im Sinne des fachwissenschaftlichen Universitätsideals zu unterrichten und zu interpretieren. Ohne Zweifel sollen die Kräfte des Schülers durch Nötigungen zu scharfem Nachdenken gestärkt werden; aber es ist nicht Zweck der Schule, ihn für diese besondere Form des Scharfsinns zu bilden, welche zu einer geschickten Handhabung der historischen und philologischen Untersuchungsmethode erforderlich ist. Dem Gymnasium bleibe vielmehr die Beschäftigung mit dem Altertum das Humanitätsstudium; jedoch mit diesem Unterschiede gegen früher, daß auch dem modernen Geiste und auf dem deutschen Gymnasium vor allem den Hauptwerken unserer zweiten klassischen Litteraturperiode die Thüren weit geöffnet werden. Läßt sich der Unterricht angelegen sein, vielmehr in die Tiefe als in die Breite zu dringen, so wird er den hochgesteigerten Forderungen unserer Zeit genügen können, ohne die Kräfte der Schüler durch Überanstrengung zu schwächen.

Es ist ein unheilvoller Irrtum, wenn der Philologe von der Universität kommend nur diesen einen Gedanken hat, daß er nunmehr am Gymnasium unterrichtend, von der Höhe der Wissenschaft herabsteigen müsse. Man sage ihm zum Troste und zur Aufklärung, daß er fortan sogar ein höheres Ziel

verfolgen solle, die wahre und echte Bildung für sich zu erwerben und andern auf diesem Wege ein sicherer Führer zu werden. Dafs diese aber etwas Edleres ist als die *πολυμαθία*, zumal wenn sie nicht im Bunde mit der *πολυνοΐη* erscheint, ist etwas, was in einem Zeitalter der mannigfaltigsten gelehrten Bestrebungen leicht vergessen wird, und was sich die Bildner der heutigen Jugend deshalb stets im läuternden Verkehre mit Lessing, Herder, Goethe und Schiller gegenwärtig erhalten müssen.

Von allen Hilfsmitteln der Erklärung ist für den klassischen Unterricht der obern Klassen keines so wichtig als eine Kenntnis der alten Philosophie und vor allem der ethischen Prinzipien des Altertums. Nur von dieser Seite aus kann man auch zu einer fruchtbaren Erklärung des Horaz gelangen. Es läßt sich bei diesem Dichter viel Interessantes anmerken über den damaligen Zustand der alten Gesellschaft¹⁾, über die politischen Ereignisse, auf die er anspielt, über Augustus, über die Segnungen seines Regiments, über seine Siege und über die seiner Stiefsöhne, auch lassen sich viel litterarhistorische Erörterungen über die ältere griechische und römische Litteratur daran knüpfen; aber das Wesentlichste ist doch, die heiter-ernste Weisheit des Horaz in ihrem richtigen Lichte zu zeigen und den eigenen Charakter des Dichters, den er sich durch Selbsterziehung unter Verwertung der edelsten Bildungselemente des Altertums erworben hatte, erfassen zu lehren. Hat die Interpretation dies erreicht, so ist damit dem Schüler ein Gewinn geworden, welcher der gierigen Zeit nimmer zum Opfer fallen wird.

Der Hauptgrund, weshalb das Altertum keine recht nachhaltige Wirkung mehr auf die Gestaltung der Denk- und Empfindungsweise hervorbringt, trotzdem es an die Lebensjahre herantritt, welche nach Eindrücken gierig verlangen und dankbar das Gebotene festzuhalten pflegen, scheint mir demnach der,

¹⁾ Derartiges bietet das neulich erschienene Buch von Detto, „Horaz und seine Zeit“. (Berlin, Gärtner.) Es nennt sich einen Beitrag zur Belebung und Ergänzung der altklassischen Studien auf höheren Lehranstalten. Die vorliegende Schrift sucht dasselbe Ziel auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen.

dafs man es im allgemeinen von einer Seite zeigt, welche dem jugendlichen Sinne nicht sympathisch ist und von welcher betrachtet es nicht einmal im Glanze seiner eigentümlichen Vorzüge erscheint. Der wahre Geist des Altertums ist für die jetzt in der Blüte ihrer Kraft stehende Generation begraben und wird begraben bleiben, sollte man auch noch so geschäftig fortfahren Trümmer antiker Skulpturen auszugraben, so lange man dem Schüler in Prima vornehmlich in den lateinischen Stunden nichts Besseres und tiefere Wirkungen Schaffendes vorträgt, als die Äußerlichkeiten der alten Geschichte. Ewig jung bleibt das griechische Heroentum; der Glanz der eigentlichen historischen Zeit aber mufs erblassen neben den wichtigen Momenten der modernen Geschichte und vor allem neben den ebenso glänzenden als herzerhebenden Thaten unserer vaterländischen Geschichte. Hätte das Altertum weiter nichts aufzuweisen als seine militärische und politische Geschichte, so hätte es wahrlich dem Mittelalter und der Neuzeit nicht so oft eine Leuchte werden können. Wo fänden wir einen Zeitraum im römischen oder griechischen Staatsleben, welchen wir ernstlich wünschen könnten wieder aufleben zu sehen? Und wie viele militärische Großthaten und Einrichtungen der Alten giebt es denn, welche neben den Leistungen der modernen Kriegführung überhaupt genannt zu werden verdienen? Wahrlich wir könnten abschließen mit dem Altertum, wenn es nichts Besseres und Lehrreicherer hätte als seine Kriege und seine staatlichen Einrichtungen¹⁾.

1) Über die politische und militärische Geschichte des Altertums äußert sich Goethe folgendermaßen zu seinem treuen Eckermann (24 Nov. 1824): „Die römische Geschichte ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als dafs uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, dafs jene von Marathon und ähnliche nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen

Was die vergänglichen Erscheinungsformen des Altertums betrifft, so braucht man wahrlich nicht mehr davon zu sagen, als durchaus zum Verständnis einer vorliegenden Stelle nötig ist: gewisse Lehren ihrer Philosophie und ihrer Rhetorik aber haben unter allen Umständen ein Anrecht auf eingehende, wenn auch immerhin dem jugendlichen Geiste sich anbequemende Erklärung, weil sie die reifen Früchte der antiken Kultur sind. Es kann jemand sich die klassische Bildung erwerben, ohne daß man ihm von den jetzt so liebevoll bevorzugten Kriegsaltertümern der Römer das Geringste mitgeteilt hat, ohne daß er etwas vom römischen Lager weiß, noch von ihrer Truppeneinteilung, ihrem Marsch, ihrer Belagerung und Verteidigung, ihren Dankfesten und Triumphen. Dasselbe gilt von dem ganzen Staatsrecht und dem antiken Gerichtswesen. Nur gezwungen durch die besonderen Schwierigkeiten der einzelnen Stellen soll man dergleichen mitteilen und sich dabei stets der untergeordneten Bedeutung solches Wissens bewußt bleiben. Leider zeigt es sich auch wieder an dieser Stelle, daß alle menschliche Entwicklung sich in übertreibenden Gegensätzen vorwärts bewegt: nachdem so lange die äußere Gestalt des Altertums und die sogenannten Realien fast ganz vernachlässigt und dadurch ein genaues Verständnis mancher einzelnen Stelle aus der prosaischen und poetischen Litteratur unmöglich gemacht war, scheint man heute alles, was aus dem Altertum dem körperlichen Auge nicht sichtbar gemacht werden kann, für eitel Dunst und Einbildung zu halten. So phrasenhaft es auch klingen mag, so bleibt es doch unanfechtbar, daß es gilt, den Geist des Altertums in den Seelen unserer Jugend lebendig zu machen, und daß der Körper des Altertums nur zugelassen werden darf, soweit er ein adäquater Ausdruck dieses Geistes ist. Darüber hinaus lassen sich sehr interessante Dinge mitteilen und die Fachforschung zumal kann nie a priori wissen, ob nicht die gründliche Untersuchung auch der geringsten Kleinigkeit zu einer überraschenden Aufklärung des Wichtigsten

Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen.“

führt; aber auf der Schule zerstreut alles aus dem weiten Gebiete der Realien, was nicht entweder als eine bezeichnende Gestaltung des antiken Geistes erklärt werden kann, oder zum Verständnis einer vorliegenden Stelle durchaus unentbehrlich ist.

So sehr die Interpretation sich vor einer zerstreuenden Breite hüten soll, so sehr soll sie andererseits bemüht sein die aus der Lektüre gewonnenen Eindrücke des Altertums zu vertiefen. Je kräftigere und je häufigere Aufforderungen ein Schriftwerk enthält, bis zur eigentlichen Anschauungs- und Denkweise der Alten vorzudringen, um so mehr eignet es sich für die oberste Stufe des Gymnasiums; je enger andererseits ein Werk der Litteratur verwachsen ist mit blofs zufälligen Beziehungen, d. h. mit solchen, die, ohne dafs die Lebensauffassung der Alten dadurch wesentlich alteriert würde, auch ganz anders sein könnten, um so weniger ist es für die Zwecke des klassischen Unterrichts geeignet, am allerwenigsten aber dann, wenn diese zufälligen Beziehungen sehr verwickelt sind und eine subtile, Zeit und Kraft raubende Erklärung nötig machen.

Wer darauf verzichtet, das Altertum für die ganze Gestaltung der Lebensauffassung in den Köpfen seiner Schüler fruchtbar zu machen, wer ihnen nicht durch Erörterung jener ethischen, ästhetischen und rhetorischen Probleme, welche in der Schätzung der Alten so hoch standen, begreiflich macht, wie das Altertum in der Entwicklung der modernen Litteratur und Kultur eine so grofse Rolle spielen konnte, der eliminiert gerade das aus dem klassischen Unterrichte, was nicht leicht durch etwas anderes ersetzt werden kann. Andererseits wäre es dem Schüler erspriesslicher, wenn er auf der Schule das moderne Staatsleben lieber verstehen lernte, als, bei Gelegenheit von Ciceros Reden und Briefen namentlich, über das römische Staats- und Privatrecht mit weit getriebener Subtilität und Ausführlichkeit unterrichtet zu werden.

Ich behaupte demnach, dafs nur von denjenigen Lehrern der altklassische Unterricht auf der obersten Stufe in einer der Idee dieses Unterrichts entsprechenden Weise erteilt werden kann, welche auch ästhetische und philosophische Bildung besitzen. Jede Zeit ist nur zu geneigt, alles, was ihrer Einseitigkeit feindlich oder fremd ist, mit schändenden Epithetis zu be-

legen. So redet man heute von eitler Schöngeistigkeit und phrasenhafter Allgemeinheit, und manche Lehrer sind offenbar so sehr bemüht diese Klippen zu vermeiden, daß sie die Aufsatzthemata z. B. nicht trocken genug wählen können. Gleichwohl ist es unbillig, irgend eine Bestrebung nach ihren Verirrungen zu beurteilen, mögen diese Verirrungen auch noch so nahe liegen. Es ist doch unleugbar, daß die ganze alte Literatur mit Philosophie durchtränkt ist. Wie man im epischen Zeitalter nicht müde wurde dieselben Heldenthaten und Abenteuer erzählen zu hören, so wurden die Besseren die ganze historische Zeit hindurch der verhältnismäßig geringen Anzahl ethischer Grundprobleme nicht überdrüssig. Diese Fragen standen während der Jahre ihrer Bildung im Mittelpunkte ihres Interesses, und ihr ganzes Leben baute sich auf dieser Grundlage ihrer Jugendbildung auf. Was sie im Anfange oft nur nachgesprochen hatten, wurde ihnen im Laufe des Lebens zum festen Besitze, indem sie die Kraft dieser Sätze an den Vorgängen des öffentlichen und privaten Lebens prüften. Wer also über das Moralisieren der Alten wie über nichtiges Gerede schnell hinweggeht oder es ganz vermeidet, der kann das Altertum nicht verstehen, noch zum Verständnis bringen. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß das politische und militärische Interesse alles andere bei den Alten verschlungen habe. Von den Griechen gilt das ganz gewiß nicht.

An dem Bilde der alten Humanität, welche alle natürlichen und berechtigten Tendenzen der menschlichen Natur, nach dem Grade ihrer Berechtigung, erfüllt zeigt, sollen wir uns bilden und durch diese Bildung Kraft gewinnen, den verzerrenden Tendenzen, welche in keinem Zeitalter ganz fehlen, zu widerstehen. Das ist die nicht antiquierte und, soviel sich aus dem bisherigen Gange der Kultur erkennen läßt, nicht antiquierbare Bedeutsamkeit des Altertums. Was die Römer aber betrifft, so soll sie der höhere Unterricht in erster Linie als zugänglichere Dolmetscher des griechischen Geistes betrachten. Was sie sonst noch Bedeutsames haben, ist diesem Gesichtspunkte gegenüber von untergeordnetem Interesse. Wer sich also geschickt machen will, die lateinischen Autoren auf der obersten Stufe des Gymnasiums gut zu interpretieren, studiere vor allem

die Philosophie der Griechen und ruhe nicht, ehe ihm nicht im direkten Verkehre mit einem nicht gar zu spärlichen Teile der alten Litteratur die Lebensphilosophie der Alten lebendig geworden ist. Gelehrte und ungelehrte Ausgaben mögen noch so reiche Anmerkungen bieten: das Beste, was bei der Erklärung der alten Schriftsteller vor allem sich zu sagen verlohnt, muß man sich doch selbst aus jener Quelle geschöpft haben.

43.

Ebenso ist es an der Zeit, sich von dem Vorurteil, welches auf der eigentlich ästhetischen Erklärung lastet, wieder frei zu machen. Es ist nicht wahr, daß wer bei der Erklärung eines Dichters über die Worterklärung hinausgeht und den Inhalt des Gedichtes über die historischen und politischen Beziehungen hinausverfolgt, die sich vielleicht darin finden, damit in ein nichtiges Gerede verfällt. Ebensowenig als gelehrte Pedanterie und wahre Gelehrsamkeit sich decken, ebensowenig soll man die fade Affektation, welche man als Schöngeistigkeit bezeichnet, mit der ästhetischen Erklärung auf eine Linie stellen. Gewöhnen wir uns doch vor allem wieder die Poesie nicht bloß als eine Illustration der politischen Bewegungen und der eigentlichen Ereignisse zu betrachten, sondern als Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, als Spiegel ihrer Gesinnungen, als Ausdruck des Höchsten, nach welchem sie strebte. So faßte sie Herder und rühmte ihr deshalb nach, daß sie uns Zeiten und Nationen tiefer kennen lehre, als „auf dem täuschenden und trostlosen Wege ihrer politischen und Kriegsgeschichte möglich sei.“ Sie lehre uns, „wie ein Volk dachte, was es wünschte und wollte, wie es sich erfreute und von seinen Neigungen geführt ward.“ Wer nicht einsieht, daß ein kleines Lied des Horaz, in welchem die Empfindungsweise der Alten einen klaren und wahren Ausdruck gefunden hat, obgleich sich sonst gar nichts auf die Ereignisse jener Zeit oder auf die Antiquitäten Bezügliches dabei anmerken läßt, dennoch für den Schüler, richtig erklärt, gewinnbringender ist, wie auch an sich schöner, als die lange, erquälte und geschraubt feierliche Ode, in welcher die Siege des Drusus und Tiberius verherrlicht werden, dem fehlt es an ästhetischer Bildung. Erwägt

man ferner, daß die wahre Poesie, wo sie sich der Geschichte dienstbar zu machen scheint, dennoch vielmehr stets von der tatsächlichen Wirklichkeit, um ihren eigenen Gesetzen gemäß zu schalten, abbiegt und treffend als eine edle Fälscherin der Geschichte bezeichnet werden könnte, so wird doch klar, daß man selbst in der politischen Poesie, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht den verdeutlichenden Widerschein großer Ereignisse, sondern individuelle Ergüsse der Dichterphantasie auf historische Veranlassungen hin, mit bloßen historischen Berührungspunkten erblicken muß.

Wenn ich der ästhetischen Erklärung das Wort rede, so will ich damit nicht das ästhetische Theoretisieren empfehlen, sondern bezeichne damit den Gegensatz zu der heute auch den Werken der modernen Litteratur gegenüber beliebten historischen Erklärung, welche durch tausenderlei Überflüssiges von der Hauptsache ablenkt und der gegenüber es wirklich oft schwer ist, ernsthaft zu bleiben. Wie manchen sieht man da mit gieriger Hand nach Schätzen graben und dann schweifstriefend, aber triumphierend die gefundenen Regenwürmer in die Höhe halten¹⁾! Ich verstehe andererseits unter historischer Erklärung

¹⁾ K. Goedeke klagt in seiner Skizze von Goethes Leben, daß er durch den beschränkenden Raum gezwungen sei, manches nur leicht anzudeuten, was nicht unmittelbaren Bezug auf Goethes literarische Thätigkeit habe. Gleich darauf überschüttet er den Leser mit den allergegültigsten Einzelheiten über Goethes Vorfahren. Wir erfahren, daß Goethes Großvater, Friedrich Georg Goethe, der sich dem Schneiderhandwerk gewidmet hatte, am 18. April 1687 die Tochter eines Schneidermeisters Lutz heiratete. Es folgen dann die vollständigen Namen der fünf Söhne, welche aus dieser Ehe hervorgingen, mit Angabe ihres Geburts- und Sterbetages, auch das Geburts- und Sterbejahr der drei Söhne des einen von ihnen. Daran schließen sich gleich gründliche Angaben über die Kinder zweiter Ehe, zu welchen Goethes Vater gehörte. Ebenso eingehend werden sodann aus den Kirchenbüchern die mütterlichen Verwandten des Dichters behandelt. Wem, frage ich, kann daran gelegen sein, das alles zu erfahren? Ist das die Gründlichkeit der modernen Litteraturforschung? Heißt das Schätze heben oder Regenwürmer finden? — In Düntzers Ausgabe von Goethes Faust werden die Zettel der ersten Aufführung an den Hoftheatern zu Braunschweig und zu Weimar in verkleinerter Nachbildung mitgeteilt. Die Gründlichkeit schien sogar den Zusatz

auch nicht diejenige bloß, welche stets bemüht ist die Litteratur als durch die Wandlungen des öffentlichen Lebens beeinflusst nachzuweisen. Dafs geheime Einflüsse der Art vorhanden sind, muß zugegeben werden; jedoch darf man behaupten, dafs Litteraturperioden, welche in einer selbst dem unbewaffneten Auge gleich sichtbaren Weise schleunigst auf alle Vorgänge des Staatslebens reagieren, Gegenstände von zu vergänglichem Interesse behandeln, als dafs auch kommende Jahrhunderte noch Werke dieser Gattung mit Erbauung lesen könnten. Hoffentlich ist man der heutigen politisierenden Litteraturbetrachtung bald überdrüssig. Auch darf man wohl bald von einem Berufenen ein Buch erwarten mit dem Titel: „Prolegomena zu jeder künftigen Litteraturgeschichte“, in welchem jener und mancher andere Gesichtspunkt, mit welchem viele jetzt einen unmethodischen Mißbrauch treiben, auf das Mafs seiner Berechtigung hin untersucht wird.

Doch von dieser Art der historischen Litteraturerklärung rede ich jetzt nicht, weil nach dieser Seite hin wohl viel von den Lehrern des Deutschen, aber schwerlich viel von denen des Lateinischen gesündigt wird. Ich rede vielmehr von jener Verkehrtheit, nicht sowohl das gewordene und von den zufälligen Umständen seiner Entstehung losgelöste Gedicht zu betrachten, als die äufsern Beziehungen desselben, welche es doch, um zur wahren Reife zu gelangen, überwinden mußte. Ja, man begnügt sich nicht in Anmerkungen diese Veranlassungen anzudeuten, sondern verfolgt sie mit Behagen, soweit sie sich eben in der trümmerhaften Überlieferung verfolgen lassen, unbekümmert darum, ob durch die Anführung dieser Zahlen und Namen und Konsulatsjahre nicht vielmehr dem Geiste des Auf-

zu erfordern, dafs „zum Erstenmal“ im Original des Braunschweiger Zettels rot gedruckt war. Wer mit solchen Hilfsmitteln Goethes Faust noch nicht versteht, dem ist offenbar nicht zu helfen. — D. Fr. Strauß läßt als Beilage zu seinem Aufsätze über Klopstock und den Markgrafen Karl Friedrich von Baden Rechnungen abdrucken, welche jener bei seinem Abgange aus Karlsruhe unbezahlt gelassen (Kleine Schriften, S. 63). *Difficile est satiram non scribere*. Solcher Nichtigkeiten ließen sich aus den heutigen biographischen und litterarhistorischen Werken ganze Bände voll zusammenstellen.

klärung Suchenden eine verfinsternde Ablenkung geboten wird. Unsere heutigen Erklärer zeigen sich nicht sowohl bemüht den Weg zu dem Schriftsteller zu ebnen, als ihn mit Barrikaden, zusammengesetzt aus den Materialien überflüssiger Gelehrsamkeit, zu versperren. Im allgemeinen ist es unserer überhistorischen Zeit zu raten, mit Methode die Kunst des Vergessens üben zu lernen und das zahllose Gleichgültige, so lange keine Ahnung seiner Bedeutsamkeit dämmert, auf sich beruhen zu lassen. Die ganze wissenschaftliche Atmosphäre ist heute infolge des maßlosen historischen Gekrames, welches aller Arten vollführt wird, mit so dickem Staube erfüllt, daß man von den Objekten selbst, denen doch all dieses Forschen gilt, jetzt weniger sieht als früher, in einfacheren und unwissenderen Zeiten.

Unter einer ästhetischen Erklärung verstehe ich im Gegensatz dazu eine solche, welche sich in das Litteraturwerk, welches ihr vorliegt, vertieft, mit Feinheit, aber ohne Pedanterei und ohne durch überflüssiges Citieren und weites Ausholen dem Schüler das Zutrauen zu seiner Kraft zu nehmen, den Wortsinne, wie die Situation und die bei gelungenen Werken stets klar liegende Tendenz des Ganzen erörtert. Eine solche Erklärung hat etwas Einheitliches und strebt nach einem Mittelpunkt, während die ihr entgegengesetzte historische nach allen Windrichtungen zu zerstreuen Neigung hat. Ihr Schlussergebnis ist, in die Denk- und Empfindungsweise eines großen Mannes eingeführt zu haben, der bei dieser nach innen strebenden Erklärung nicht mehr als einer von den zahllosen Vielen erscheint, sondern einen typischen Wert und eine typische Klarheit gewinnt. Wer in den Jünglingsjahren einige große Schriftsteller der alten und der neuen Zeit in dieser Weise erfaßt hat, dem bleibt ein unverlierbarer Gewinn für das Leben. Eine Hauptaufgabe der Pädagogik würde es dann sein, dem Jugendunterrichte zur hingebenden Vertiefung in dieselben eine Auswahl von Dichter- und Schriftstellertypen zusammenzustellen, die ihre Einseitigkeit gegenseitig ergänzen und in ihrer Gesamtheit ein vollständiges Bild wahrer und edler Menschlichkeit bieten.

Was die ästhetische Erklärung im engeren Sinne betrifft, so ist sie eine zu schwierige Sache, als daß sie ohne Rückhalt

empfohlen werden könnte. Gleichwohl giebt es unzählige Stufen der Annäherung. Wer süßliche und geschraubte Unwahrheiten aus sich herauspreßt, der erklärt nicht ästhetisch, sondern unästhetisch. Seine Art verhält sich zu einer natürlichen und wahren Enthüllung des Schönen, wie der Affe sich zum Menschen verhält. Wer aber wird wegen der Affenähnlichkeit das schöne Menschenantlitz verfluchen! Ist nur erst, statt äußerlich und historisch, in jenem vorhin angedeuteten Sinne innerlich und ästhetisch erklärt worden, so wird man nach einigen weiteren Schritten auf dieser Bahn sich dieser feineren ästhetischen Erklärung nähern. Worin aber besteht diese? Wenn der Wortsinn, die Situation oder die Tendenz des Gedichtes erläutert ist, bleibt immer noch übrig, das Kolorit des Gedichtes nachempfinden zu lehren, das Unausgesprochene zwischen den Zeilen lesen zu lassen und die glückliche Laune des Gedichtes, welche einer bloß logischen Analyse unzugänglich und gleichwohl die Seele desselben ist, zum Bewußtsein zu bringen. Was die ästhetische Würdigung betrifft, so muß diese, wenn richtig erklärt worden ist, sich als natürliche Frucht der Erklärung ergeben, so daß es keiner lobenden Epitheta weiter bedarf. Man kann nicht leugnen, daß die ästhetische Betrachtung, in dem Bestreben nachdrücklich zu reden, mit einer Art von Notwendigkeit sich in Hyperbeln und glänzende Phrasen verliert, sobald sie sich von allen Berührungen mit dem Besondern und Greifbaren des erörterten Gedichtes lossagt. Vor dieser Klippe ist also zu warnen. Ganz und gar aber nicht zu warnen ist vor der Wärme und vor der Begeisterung bei der Behandlung von Gegenständen, welche sich an die höheren Geisteskräfte wenden. Denn zwischen einem lügnerischen und phrasenhaften Pathos und einer warmen, ja begeisterten Vorführung des Großen und Schönen aus dem Altertum liegt wieder eine weite Kluft. Die fachwissenschaftliche Behandlung auf der Universität enthält sich aller Gefühlsäußerungen und sucht alle Objekte mit der reinen und kühlen Liebe der strengen Wissenschaft zu erfassen. Auf diesem Wege schreiten dann die meisten weiter und bleiben auch bei Veranlassungen, wo in den Jugendjahren die Begeisterung aus allen Poren quillen müßte, höchst ruhig und nüchtern. Es ist ein

schönes Ding um diese Besonnenheit; wer aber auf andere wirken will, muß sich in ihre Art zu versetzen verstehen. Wer mit Heraklit der Meinung ist, daß die trockene Seele die beste und weiseste ist (*αὕη ψυχὴ ἀρίστη καὶ σοφωτάτη*), wird schwerlich sich großer Erfolge bei der Jugend zu rühmen haben, in deren Art es nun einmal liegt, sich tief im Innern erregen lassen zu wollen. Es ist sicherlich nicht jedem gegeben, mit dieser Wärme, welche allein der Jugend sympathisch ist, seinen Gegenstand zu behandeln; aber der sicherste Weg, sich alle ernste und dauernde Wirkung unmöglich zu machen, ist vor allem, was der Wärme und Begeisterung ähnlich sieht, wie vor der phrasenhaften Lüge, wie vor einer unwissenschaftlichen und des Mannes und Lehrers unwürdigen Süßlichkeit zu fliehen. Man erwäge, daß uns aus dieser Quelle eine eindringlichere Kraft der Rede zufließt — *pectus est, quod disertum facit* — ; man erwäge auch, daß die Begeisterung das Organ ist, womit wir an das wahrhaft Große und Schöne wirklich heranreichen, und man wird sie gern mit dem Dichter eine Himmelstochter nennen, auf welche des Staubes Weisheit nicht schmähen soll. Es wäre verkehrt, in dieser Hinsicht etwas vorschreiben zu wollen, wenn eine Begeisterungsfähigkeit nicht zur Ausrüstung des normalen Menschen gehörte; selbst die vernünftigste Selbsterziehung kann keine Eigenschaften verschaffen, deren Keime von der Natur versagt sind; aber man verliert auch bald die Jugendlichkeit und Frühlingsstimmung seiner Seele, wenn man ihr keine Nahrung bietet oder gar sich ihrer wie einer kindlichen Vorstufe zur höhern Vernünftigkeit schämt. Cicero und Quintilian empfehlen dem Redner als wirksames Mittel, um der niederziehenden Tendenz der aschgrauen geschäftlichen Gewöhnlichkeit entgegenzuarbeiten, die Lektüre der Dichter: auch der Lehrer von heute wird sich einen gewissen feinen Geist, der wie Winkelmann sagt, mit mächtigen Schwingen zur Betrachtung der Schönheit erhebt, am sichersten lange bewahren, wenn er sich mit den Meisterwerken der deutschen Litteratur auf vertrautem Fusse erhält; es müßte denn soweit mit ihm gekommen sein, welche Gefahr allerdings bei der heutigen Lessing- und Goetheforschung sehr nahe liegt, daß er auch diese errödet, anders denn als Gelehrter zu lesen. Eine liebevolle und un-

befangene Hingabe an die Heroen unserer zweiten deutschen Litteraturperiode, welche doch jeder zusammenhängend lesen wird, während die alten Schriftsteller von nur wenigen anders als in sehr kleinen Dosen genossen werden, ist außerdem ein vorzügliches Mittel, sich die natürliche Klarheit des gesunden Denkens zu erhalten und so selbstbewußten Widerstand den Ansprüchen der gelehrten Pedanterei auch auf andern Gebieten entgegensetzen zu können.

Diese mit Nachdruck auf das Innere gerichtete Erklärung, welche, im Gegensatz zu der an den Veranlassungen und äußern Beziehungen festklebenden historischen, die ästhetische genannt werden kann, ist natürlich nicht möglich ohne eine gewisse Weite des Blickes und eine sorgfältige Kultur aller wesentlichen Geisteskräfte. Wer mit dem Altertum eine lebendige Wirkung erzielen will, in dem muß das Altertum lebendig geworden sein. Gefsner sagte im Hinblick auf die Philologen des vorigen Jahrhunderts, man sähe Leute, welche einen guten Teil ihres Lebens unter den weisesten Geistern der Welt zu bringen und doch daher nichts als Worte mitbringen, statt ihnen gleich zu werden, statt, wie sie, denken, schliessen, reden zu lernen. Eine solche Beschränktheit ziemt den Lehrern der heutigen Zeit umsoweniger, als das Altertum heute nicht mehr das Ziel alles weltlichen Bildungsstrebens ist, sondern nur ein Hauptmittel das moderne Bildungsideal verwirklichen zu helfen und die Einseitigkeit desselben unschädlich zu machen. Ein bloßer Spezialist wird in jenem Sinne nicht unterrichten können. Auch derjenige, dessen Bildung der Breite und Harmonie entbehrt, wird der Wissenschaft immerhin gute Dienste erweisen und vielleicht auch als Lehrer an der Universität sich nützlich machen können; aber für das Gymnasium eignet er sich nicht. Es ist ein Vorurteil unserer Zeit, daß zu allem geschickt sei, wer an untergeordnetem Stoffe eine kleine Weile nach wissenschaftlicher Methode fleißig gearbeitet habe. Vor allem muß der Lehrer des Lateinischen und Griechischen vielmehr, um den Unterricht auf der obersten Stufe würdig erteilen zu können, sich in die alte Litteratur eingelesen haben, was ihn ja nicht verhindert sich nebenbei ein Spezialfeld zu erwählen.

Es scheint nicht geraten, einen festen, für die Dauer von zwei Jahren berechneten Kanon für die Lektüre aufzustellen. Selbst wenn es möglich wäre, das objektiv Beste und der Entwicklung des Schülers Förderlichste herauszufinden, so würde doch auch die Individualität des Lehrers in Anschlag zu bringen sein. Diese kann sich nie ganz verleugnen, und wenn sie sich der Hauptsache nach den Bedürfnissen der Schüler anbequemt, so darf ihr wohl im einzelnen einiger Spielraum gewährt werden. Wer da meint, die Lehrer seien nur ausführende Organe, deren Pflicht es sei, das vorgeschriebene Programm zu erfüllen, und welche durch Einmischung ihrer Liebhabereien und Abneigungen nur den Segen vernünftiger Anordnungen beeinträchtigen würden, befinden sich in einem verhängnisvollen Irrtume. Die Besseren wenigstens sollen ihrer Individualität einige Rechnung tragen dürfen: das wird ihren Unterricht beleben, und man darf andererseits von ihrer Einsicht erwarten, daß sie ihre Eigenart nicht zum Schaden des Zieles, welches ihnen gesetzt ist, werden walten lassen. Über Hauptpunkte läßt sich allenfalls Einigkeit erzielen; von allem Nebensächlichen aber wird man besser thun von vornherein zuzugeben, daß viele Wege zum Ziele führen.

Auch aus anderen, sehr gewichtigen Gründen ist es nicht geraten, sich in den Kreis einer alle zwei Jahre während des lateinischen Unterrichts zu durchlaufenden Auswahl zu bannen. Das Leben und der Beruf haben schon an sich die Tendenz einseitig zu machen. Wer demnach alle Früchte zeitigen will, die auf seinem Stamme wachsen können, soll sich nicht allein vor knabenhafter Zersplitterung seiner Kraft hüten, sondern auch vor zu ängstlicher Verengerung seiner Gedankenkreise. Die Hauptsache wird der Lehrer jeder neuen Schülergeneration immer wieder vortragen müssen und wird sie mit wachsender Deutlichkeit vorzutragen wissen; in Bezug auf das an zweiter Stelle Wichtige aber wird er gut thun zu wechseln und sein Wissen wie sein Gedankenrepertoire zu erweitern. Das bewahrt seinen Geist vor Stagnation und breitet einen Glanz von Frische auch über das oft Gesagte. Mit bloßer Routine soll man in den oberen Klassen nicht unterrichten. Immer blasser und nichtiger ja werden die Gedanken, welche man seit langem nicht mehr von

neuem aus sich geboren, noch auch durch neue herangeleitete Interessen verjüngt hat. Also auch bei der Lektüre soll man auf die Mannigfaltigkeit, welche auf der obersten Stufe jedenfalls möglich ist, nicht verzichten, weder aus Bequemlichkeit, noch in der vorschnell gefassten Ansicht, daß aus dem weiteren Kreise des Besten die mit Bedacht getroffene Auswahl sich in dem engeren Kreise des Allerbesten hält. Ohne jeden partiellen Wechsel jeder neuen Generation immer wieder dasselbe genau in derselben Weise sagen, macht stumpf und pedantisch und erzeugt den Wahn von der alleinseligmachenden Kraft der angewöhnten Darstellungsweisen. Innerhalb der täglichen Gegenstände des Unterrichts aber nach *res integrae* suchen, erhält frisch und bewahrt vor Langweile während der eignen Stunden, wie es andererseits auch geschickt erhält in den Schülerantworten die Keime des Richtigen zu erkennen und zum vollen Richtigen zu erweitern. Nur darf man nie vergessen, daß alle neuen Erwerbungen unseres Unterrichtsrepertoires sich dem stets sich gleich bleibenden centralen Interesse unterordnen müssen. Den Schülern der aufrückenden Generationen frommt es also, stets wieder dasselbe zu hören; damit aber der im Wechsel der Schülergenerationen feststehende Lehrer es ihnen mit eindringlicher Frische mitteilen könne, muß er es sich selbst durch Herstellung einer Ideencirkulation neu zu erhalten suchen.

Von diesen Grundsätzen geleitet, habe ich mich bemüht die Gesichtspunkte zu finden, welche für die Interpretation des Horaz die maßgebenden sein müssen. Ich gestehe aber, daß dies gerade diejenigen sind, welche bei der Erkenntnis jeder Schriftstellerindividualität, ganz abgesehen von den Bedürfnissen der Schule, überhaupt die maßgebenden sind. Vor zwei Gefahren muß unser höherer Unterricht bewahrt werden: vor der Pedanterei, welche dem Schüler alles schwer macht, ohne ihn je recht zu fördern, und vor einem Verschieben der Interessen von dem Centrum nach der Peripherie, wie es in der Art der fachwissenschaftlichen Behandlung liegt. Man bemühe sich nur, das Wesentliche mit geistiger Freiheit und mit jener Herrschaft über die Sprache, welche mit zu den natürlichen und durch ernste Bemühungen zu verstärkenden Eigenschaften eines Lehrers gehören sollte, seinen Schülern auseinanderzusetzen,

und man wird nicht klagen können, daß sie in den oberen Klassen mit unerregbarer Gleichgültigkeit den edelsten Gegenständen menschlichen Nachdenkens gegenüberstehen, noch auch daß die Hauptfächer an der Überbürdung, über welche so viel geklagt wird, schuld sind. Die Jahre des Werdens müssen mit der unzweideutigsten Kost genährt werden. Das Wissenswerte ist seiner Fülle nach unerschöpflich; aber eine unheilbare Verkümmern der geistigen Kräfte muß die notwendige Folge davon sein, wenn man beim klassischen Unterricht, anstatt auf das ewig Bedeutsame der alten Sprachen und Litteraturen zuzusteuern, sich stets mit der Fachwissenschaft liebäugelnd nach den vielleicht sehr nebensächlichen Problemen hinziehen läßt, welche augenblicklich von den täglichen Vermehrern der philologischen Wissenschaft behandelt werden.

44.

Ein jedes Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, eine jede Schrift ist eine Gelegenheitsschrift. Nun ist aber zwischen der inneren zwingenden Notwendigkeit einer Handlung, eines Entschlusses und zwischen einer Veranlassung zu unterscheiden, welche Folgen gehabt hat, die in keinem rechten Verhältnis zu ihrer eigenen Bedeutsamkeit stehen. Von den hundert Bedingungen eines Ereignisses liegen vielleicht neun und neunzig seit langem bereit. Da tritt die fehlende hundertste hinzu, und mit einem Schlage wird etwas Wirkliches, sei es nun eine That, sei es eine Leistung im Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst. So lagen z. B. in Horaz' Seele viele Gedichte prädestiniert: ihm war bestimmt, die Liebe, die Freundschaft, den Wein, die ruhige Seligkeit einer bescheidenen, vom nichtigen Glanze entfernten Lebenslage zu schildern. Bei tausend Gelegenheiten waren ihm Eindrücke gekommen, welche sich später zu einem Lobe des Landlebens, zu Spott über die unersättliche Gier der Menschen, zum Lobe des Augustus, zur Verherrlichung des Dichterglückes gestalten sollten. Die letzte Veranlassung, welche das bereit Liegende und langsam Gereifte hervortrieb, ist eine einzelne aus einem Heere von treibenden Kräften. Wäre nicht längst in seinem Innern dieses oder jenes Gedicht vorgebildet gewesen, so würden tausend dieser letzten ähnliche

Gelegenheiten es nicht hervorgetrieben haben. Es heißt nun die ganze Thätigkeit des Dichters und Schriftstellers aus einem falschen Augenpunkte betrachten, es heißt unwürdig von der Poesie und Litteratur denken, wenn man jene zeitlich letzte Ursache, welche für Gedanken und Empfindungen oft nur eine äußere Veranlassung war herauszutreten aus dem Dunkel der Seele, einer ausschließlichen und schon deshalb übertriebenen Aufmerksamkeit würdigt.

In Bezug auf die Werke der modernen Litteratur sind bis vor kurzem alle für Werke des Geistes Empfängliche in ihrem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt gewesen. Man las die Werke unserer Litteratur, erfreute sich ihrer, las sie wieder, bemächtigte sich ihrer und bekümmerte sich um die tausend Probleme nicht, mit welchen die gelehrte Behandlung sie umgeben hat, und hinter deren umrankendem Epheu man heute kaum noch das Gebäude sieht. Seit einiger Zeit hat sich auch hier manches geändert. In Goethes Gesprächen mit Eckermann und in seinen Briefen, namentlich in den an Schiller gerichteten, finden sich zahlreiche Stellen, die doch so manchen heute, der mit widerwärtiger Gier und Beschränktheit an den Meisterwerken unserer zweiten Litteraturperiode herumklaubt, zur Besinnung rufen könnten. Oder sollte Goethe so gar nicht geahnt haben, was einem Leser seiner Werke eigentlich zu wissen frommt? Die Methode, in welcher diese Werke heute von den gerühmtesten Forschern auf diesem Gebiete besprochen werden, würde sich sicherlich keines Beifalls von Seiten Lessings, Herders, Goethes oder Schillers zu erfreuen haben. Weil das Wichtige so schwer zu erkennen ist, und weil andererseits das Wesenhafte sich nicht so wortreich abhandeln läßt, wird die Fachwissenschaft der Litteraturgeschichte, zumal wenn so viele, wie heute, an ihr arbeiten, sich immer mit Vorliebe auf die Ergründung der in eine endlose Breite ausspinnbaren Geschichte der äußeren Veranlassungen und begleitenden Umstände unserer Litteraturwerke verlieren. Als Goethes Werke entstanden waren, fragten viele mit naiver Neugier nach den Umständen ihrer Entstehung. Heute hat man diese Neugier in ein System gebracht und mit der Glorie wissenschaftlicher Würde umgeben; ja, man will die

nach dem Schönen lechzenden Seelen glauben machen, daß der Weg in das gelobte Land durch diese öden Strecken führt. Nichts ist anmaßender und beeinträchtigt, wenn man es gelten läßt, die beseligende und erhebende Wirkung großer Schöpfungen mehr, als die Meinung, daß durch Mitteilungen, welche oft nur das Äußerlichste vom Äußerlichen betreffen, das innere Heiligtum eines Geisteswerkes geöffnet werde. „Da wollen sie wissen“, ruft Goethe aus (Gespräche mit Eckermann I, 274), „welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint sei! — Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! — Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie.“ Nicht auf das Zeitliche und im günstigsten Fall nur relativ Bedeutende, nicht auf die zeitliche und örtliche Veranlassung eines Geistesproduktes, welche von den tausend möglichen nur die eine, zufällig wirklich geworden ist, soll bei der Interpretation das Hauptgewicht gelegt werden, sondern auf die Erkenntnis des ewigen Gehaltes, des aus den Tiefen des schaffenden Geistes quellenden Ideellen, welches, gezeitigt durch tausend Einwirkungen und hervorgerufen oft zwar durch eine bedeutungsvolle Veranlassung, mitunter aber auch durch die gleichgültigsten Umstände, für andere sinnlich wahrnehmbar geworden ist. „Was soll das Reale an sich?“ sagt derselbe Goethe, den man schon bei Lebzeiten weidlich mit Fragen nach der äußern Geschichte seiner Dichtungen geärgert hat. „Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“ (Goethes Gespräche mit Eckermann I, 302.) Auf neugierige Fragen nach der seinen römischen Elegieen zu Grunde liegenden Wirklichkeit erwiderte er: „Man bedenkt selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß.“ Solches Forschen nach der äußern Geschichte seiner Werke war in Goethes Augen Philisterei, d. h. eine dem geistigen Schaffen feindselige und beim Erfassen von Geisteswerken hinderliche Verfassung des Geistes. Nach seiner Meinung tritt das Geisteswerk in die Welt, mit allen Bedingungen tiefen und gründlichen Erfassens ausgerüstet.

Es soll sich selbst erklären. So, wie es da steht, soll es erfaßt werden können. Ja, die Rücksicht selbst auf die Person des Schöpfers schien ihm vom Übel. „Die Deutschen“, sagt er, „können die Philisterei nicht los werden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind.“

Auch bei der sehr wichtigen Frage nach dem Entstehen der Individualität eines Schriftstellers oder Dichters pflegt heute den äußeren Einwirkungen eine viel zu große Bedeutung beigemessen zu werden. Man vergift gemeinlich, daß alle diese Einwirkungen spurlos an ihm würden vorübergegangen sein, wenn seine natürliche Anlage nicht eine solche gewesen wäre, daß sie auf solche Einwirkungen reagieren mußte. Man vergift auch, daß, wenn diesen Einflüssen durch die Ungunst des Zufalls der Zugang abgeschnitten worden wäre, sicherlich auf irgend einen andern, vielleicht sehr leichten Reiz hin, wie deren auch der Verlauf des einfachsten Lebens in Menge bietet, die bereit liegende Wirkung hervorgebrochen wäre. Wofür Verwandtschaft in der geistigen Anlage vorhanden ist, das strömt nach den Gesetzen geheimnisvoller Anziehung bei zahllosen Gelegenheiten in kleinsten Dosen oft, die weder dem Blicke des Fremden, noch dem eigenen Bewußtsein wahrnehmbar sind, herbei und bildet allmählich die geistigen Anlagen zu einer charakteristischen Deutlichkeit aus. Da ohne diese angeborene Verwandtschaft kein wirkliches Assimilieren fremden Bildungsgehaltes möglich ist, sondern man vielmehr selbst „seinen Fuß auf ellenhohe Socken setzend, sich Perücken aufsetzend von Millionen Locken am Ende doch bleibt, was man ist“, kann im Grunde doch jeder trotz aller bildenden Einflüsse von fremder Seite her als der Schöpfer seines eigenen Genius angesehen werden. Wenigstens gilt dies von jenen großen Lehrern der Menschheit, deren laute und eindringliche Stimmen über eine weite Kluft der Zeit und des Raums sich Gehör zu verschaffen vermocht haben. Samenkörner fremden Geistes gehen auch in

niederen Intelligenzen auf: aber bis zur Blüte und zur Frucht entwickeln sie sich nur in kongenialen Naturen oder in solchen, deren grössere Weite neben vielen Besonderheiten auch für diese Einwirkung einen verwandten Boden in sich birgt. Man begreift darnach, weshalb es Goethen verdroß, wenn er nach den Quellen spüren sah, woher ein großer Mann seine Kultur hatte. „Das ist sehr lächerlich“, erwidert er seinem treuen Eckermann (II, 43), „man könnte ebenso gut einen „wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen „fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir „bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung ver- „danken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der „wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. „Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shake- „speare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. „Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachge- „wiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht „nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das „Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet.“

Mit dieser hohen und über den Quisquilien überflüssiger Forschung schwebenden Ansicht stimmt durchaus die Überzeugung aller, die mit feinen Organen begabt, Kunst- und Litteraturgenüsse als Bedürfnisse ihrer Natur betrachten, aber außerhalb des Kreises fachwissenschaftlicher Thätigkeit stehen. Daraus folgt, daß jene mit so vielem Lärm behandelten Fragen nach den Quellen der Litteraturwerke und nach den Bildungseinflüssen, unter welchen sich die Autoren entwickelt haben, keinem eigentlich tiefen und echt wissenschaftlichen Drange entspringen, sondern vielmehr aus einer Art wissenschaftlicher Neugier unserer Natur. Ja, wer das, was an einem Geisteswerk die Hauptsache ist, mit hingebender Andacht zu erfassen sucht und zu erfassen fähig ist, den wird es gerade in den Augenblicken weihevollsten Verlierens an den Gegenstand seiner Betrachtung aus allen Himmeln reißen, wenn man ihn an die losen Fäden erinnert, welche von hier zu den äußeren Veranlassungen reichen.

Die Quelle einer Dichtung kann entweder ein wirkliches Ereignis, oder ein anderes Litteraturwerk höheren oder niederen

Ranges sein, von welchem sie eine Nachahmung oder Reproduktion ist. Als methodischer Grundsatz muß nun dieses gelten, daß die wahre und ihrer Idee entsprechende Dichtung zu ihrem vollen Verständnis eine Bekanntschaft mit dieser Quelle nicht erfordert. Sie hat diesen Ursprung ja überwunden, hat frei nach höheren Gesetzen und im Hinblick auf ein höheres Ziel damit geschaltet. Nichts außerhalb des Werkes Liegendes kann demnach zum eigentlichen Verständnis desselben notwendig sein. Nun sagt man freilich, daß man das Seiende nur dann wahrhaft versteht, wenn man es als Gewordenes erfafst. Gewiß! Welch ein Zwischenraum aber trennt die erste Veranlassung, welche in einer litterarischen Quelle, einem Ereignis, einer Situation liegt, von dem fertigen Gedicht! Nur dann ist dieses Erste von entschiedener Bedeutsamkeit, wenn es dem Samenkorn gleicht, aus welchem sich organisch und nach unentrinnbarer Notwendigkeit die Pflanze, die Blüte, die Frucht entwickelt, wiewohl wegen der *ἀντάρξεια*, welche das Zeichen der Reife an einem Geisteswerke ist, auch dann von denen, welche so hohe Dinge zu erfassen überhaupt fähig sind, die Quelle entbehrt werden kann. Von wie vielen Quellen können wir das aber sagen! Gilt denn von jener Veranlassung einer Dichtung, wenn man sie mit dem daraus entstandenen Werke vergleicht, der Newtonsche Satz, daß Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sind? Wirkt sie auch nur immer mit der gesetzmäßigen Vernünftigkeit eines Motives? Trägt ihre Wirkung nicht vielmehr meist den Charakter des Capriciösen, scheint sie nicht vielmehr meist eine Reaktion auf einen Reiz, wenn die Intensität der sich entwickelnden Wirkung, wie dies fast immer der Fall ist, in einem gar zu offenbaren Gegensatze zur Intensität der Ursache steht? Sie gleicht oft dem Funken, der die Mine entzündet. Gewinnt man etwas für das Verständnis der Detonation und ihrer Wirkungen, wenn man über die Natur dieses Funkens und über die Art, wie er sich entzündet, aufgeklärt wird? Aber auch die quellenhaften Veranlassungen, deren Seele, so zu sagen, in der nachherigen Dichtung fortlebt, sind für uns Nachempfindende durchaus bedeutungslos. Was sie Wesenhaftes und jenem Werke Verwandtes in sich hatten, hat darin ja eine schönere Wiedergeburt gefeiert; die

gleichgültigen Zuthaten aber, welche der Dichter absichtlich hat fallen lassen, weil sie ihm seine Wirkung zu beeinträchtigen drohten, wie sollen sie nun nachträglich zu dem entstandenen und fertigen Werke einen Kommentar liefern können?

Für das Genieffen des absoluten Kunstwerks ist also die Quelle absolut bedeutungslos, ja oft störend und hinderlich und zu falschen Auffassungen verleitend. Auch rede ich dabei nicht von dem oberflächlichen Genusse, welcher jede liebe Blume für sich begehrt, aber die Anstrengung des Erwerbens scheut. Nein, ich rede von dem vollen, tiefen, andachtsvollen Genusse, welcher die edelste Bestimmung des Kunstwerkes ist, falls nicht vielmehr mit Karl Philipp Moritz-Goethe („Über die bildende Nachahmung des Schönen“) zu glauben ist, daß selbiges in seinem Gewordensein seinen höchsten Zweck erreicht hat. Dann wäre unser Nachgenuß nur die unbeabsichtigte Folge seines Daseins, obgleich andererseits auch nicht geleugnet werden könnte, daß im Plane der Natur das Gebildete auch für die da ist, deren verwandte und für solche Objekte gebildete Organe es zu erfassen vermögen.

Anders aber steht es mit dem Zwecke einer wissenschaftlichen Erkenntnis, wie solche auch den Litteraturobjekten zu teil werden kann. Diese ist an sich etwas Edles und Berechtigtes, steht aber mit dem idealen Ziele des Nachempfindens und sich selbst verlierenden Vertiefens in ein Kunstwerk in mehrfachem Widerspruche, weshalb auch zarte Seelen solchen Untersuchungen gegenüber den Eindruck haben, als würde dort an dem Heiligen ein Akt der Barbarei verübt. Wie sie gewöhnlich betrieben werden, mögen sie auch Akte der Barbarei heißen. Wo sie aber in wahrhaft wissenschaftlichem Geiste betrieben werden, scheinen sie zwar auch noch solche, wenn man sie an der höchsten Bestimmung des Kunstwerks mißt, aber sie dienen doch würdigen Zielen der menschlichen Erkenntnisbedürftigkeit und sind von hohem Gewinn für das Verstehen der Kunst im allgemeinen.

Eine solche wissenschaftliche Erkenntnis würde also den Ursprung und das Werden eines Litteraturwerkes nachzuweisen haben. Vergegenwärtigt man sich, was das sagen will, so wird man sich der Wahrheit nicht verschließen können, daß dieses

Ziel immer nur annähernd erreicht werden kann, daß in Wirklichkeit von den Meistern der Kritik nur Beiträge zu einem solchen Verständnis des Werdens selbst in ihren gelungensten Leistungen geliefert worden sind. Und wundert man sich über diese Seltenheit bei der unabsehbaren Menge der Arbeiter auf diesem Felde, so antworte ich, nicht der Ungeschicklichkeit der Forschenden soll man es zuschreiben, sondern den alle menschliche Leistungsfähigkeit weit übersteigenden Schwierigkeiten, welche in der Sache selbst liegen. Das reale Substrat einer Dichtung, mag es in einem Ereignis, oder in einem andern Litteraturwerke liegen, ist, wenn es überhaupt noch gefunden werden kann, leicht und sicher zu finden. Wie kann man aber davon großes Aufsehen machen? Welche Naivität, zu wähnen, daß mit Klarlegung dieser Quelle und mit ausführlicher Angabe der Abweichungen auch das Werden der Dichtung erklärt sei?¹⁾

Aus der inneren Entstehungsgeschichte eines Geisteswerks dringt eben zu wenig in die Außenwelt. Bei den Hauptdichtungen Schillers und Goethes können wir aus ihren zahlreichen Briefen ziemlich genau das äußere Fortschreiten verfolgen und zeitlich fixieren, gewinnen auch hier und da eine Einsicht in die ästhetischen Erwägungen, welche sie gerade diese Gestaltung einer anderen, die ebenfalls möglich war, vorziehen ließen. Aber das alles ist so wenig im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen und doch wissen müßten, um in Wahrheit diese Werke als geworden zu verstehen, daß man sich sarkastischer Anwendungen nicht enthalten kann, wenn man jene im Kleide der

¹⁾ „Ich erfahre daraus“, schreibt Schiller (7 August 1797), daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa diesen Nicolaus Pesce, mit dem ich da so unvermutet in Konkurrenz gesetzt werde?“ Und Goethe antwortet darauf: „Der Nicolaus Pesce ist, so viel ich mich erinnere, der Held des Märchens, das Sie behandelt haben, ein Taucher von Handwerk. Wenn aber unser alter Freund (es ist kein Geringerer als Herder) bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern kann, die das Geschichtchen erzählt, wie soll man's dem übrigen Publikum verdenken, wenn es sich bei Romanen erkundigt, ob dann das alles fein wahr sei?“

Gründlichkeit einherstolzierenden Einleitungen und Analysen liest, die offenbar solche hohe Aufgabe gelöst zu haben glauben und doch über die leicht zu entdeckenden und leicht mitzuteilenden Momente der äufseren Entstehung meist nicht hinauskommen. Erwägt man aber, in welchen dunkeln Tiefen der Seele ein Entschluß und auch ein Litteraturwerk sich vorbereitet und reift, und wie vieles aus der Geschichte seines Ursprungs und seiner Entstehung selbst dem Hervorbringer unbekannt bleibt, so schauern wir beim Versuche einer wahrhaft genetischen Erklärung wie vor einem Abgrunde der Mystik zusammen. Beschäftigt doch das Werk selbst während des Herausarbeitens zu sehr, als dafs eine besonnene Selbstbeobachtung dabei möglich wäre; andererseits spinnt sich die Ideenassociation an so feinen, oft geradezu unsichtbaren Fäden weiter, dafs selbst wer mit der Absicht arbeitete, das Reifen und Fortschreiten seines Werkes zu beobachten, nicht von allem, ja gerade von den fruchtbarsten Momenten nicht würde Rechenschaft geben können. Selbst der besonnene Lessing, der seine ganze Belesenheit, während er seine Dramen schuf, gegenwärtig hatte, bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die er jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, ruhig zu durchlaufen pflegte, würde nicht alle Rätsel aus der Entstehung seiner Werke haben lösen können. Besonders geheimnisvoll nicht blofs bei der Entstehung von Dichtungen, sondern auch bei den im höheren Sinne wissenschaftlichen Werken, welche ich den fleissigen und übersichtlichen Stoffsammlungen gegenüberstelle, bleibt das Nachwirken der Urconception, welche neben dem planmäfsigen und durch Überlegungen aller Art geförderten Arbeiten in den nachfolgenden Entwicklungsperioden ihre treibende Kraft beibehält. Diese wird durch Erwägungen wohl modificiert und redet zeitweilig mit ganz leiser, neben so vielem anderen Einspruch kaum vernehmbarer Stimme, bleibt aber doch der inspirierende Genius des Autors. Sobald ihre Wirkung erstirbt, ist die Weihe und die höhere Bedeutung aus dem Werke geschwunden. „Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee“, schreibt Schiller an Goethe (Briefwechsel 809), „die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, däucht mir, besteht darin, jenes Bewusstlose auszu-

sprechen und mitteilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen“.

Bei der genetischen Erklärung von Geisteswerken stehen wir also vor Problemen, welche rationalistisch, d. h. streng wissenschaftlich überhaupt selbst von den hervorragendsten Köpfen nicht zu lösen sind. Nur auf den Flügeln der Phantasie, selbst mehr ahnend und dichtend, als streng denkend und bei jedem Schritte tastend nach dem stofflichen Substrat der Untersuchung, so etwa wie die Schlegel in ihren besten litterarischen Charakteristiken und Kritiken verfahren, könnte man bei kongenialer Befähigung mit einiger Aussicht auf ungefähres Gelingen sich an eine so schwierige Aufgabe wagen. Diese Methode kann aber leicht in subjektive Unmethode umschlagen, wiewohl sie in den Fällen, wo sie richtig geübt wird, so objektiv ist, daß die historisch-philologische Methode, welche ganz aus eigenen Kräften und ohne Zuhilfenahme dieser von ihr verachteten Schwester auch nicht das Geringste erklären kann, neben ihr nur eine Karikatur von Objektivität besitzt.

Aber „est quadam prodire tenus, si non datur ultra“. Ist auch die Hoffnung aufzugeben, daß die rein wissenschaftliche Forschung die Entstehung eines Werkes klar darstellen könne, so sind doch die Beiträge, welche sie liefert, mit Dank hinzunehmen, weil in betreff der Technik des geistigen Schaffens viel aus der Betrachtung des Rohmaterials gewonnen werden kann. Aber immer wieder ist dieses zu erwägen, daß die innere Entstehung solcher Werke mit menschlichem und gelehrtem Scharfsinn nicht zu ergründen ist, und daß andererseits ein volles Verstehen vollendeter Schöpfungen ohne jene Kenntnis der Quellen und der Entwicklung möglich ist. Wenige Schöpfungen aber sind vollendet, so daß sie Bezeichnendes und doch durchaus Allgemeingültiges bieten, indem sie sich von ihrem zeitlichen und räumlichen und individuellen Ursprunge losgelöst haben oder nur noch ganz lose, fast nur scheinbar, wie die reife Frucht am Baume, damit zusammenhängen. Was D. Fr. Strauß von Immermanns Münchhausen sagt, er habe einen sterblichen und einen unsterblichen Teil, gilt von fast allen Geistesprodukten. Vollendet nennen wir meistens schon, was nur lose und an wenigen Stellen mit den Zufälligkeiten

seiner Entstehung zusammenhängt. Diese Zufälligkeiten aber können dem Verständnis des Fernstehenden die unangenehmsten Schwierigkeiten auch beim Genusse der überwiegenden Teile von unvergänglicher Bedeutsamkeit schaffen. Da erwächst der gelehrten Forschung die dankbare Aufgabe historisch-philologische Hülfe zu bringen und alle die zeitlichen Bezüge, welche mit ungelehrter Aufmerksamkeit und Bewältigungskraft nicht gefaßt werden können, aufzuhellen. Da kann auch das Kleinste bedeutungsvoll werden. A priori wenigstens wird nichts, so klein es auch ist, mißachtet, weil es ungeahnte Aufschlüsse, mit anderen Daten combinirt, verschaffen kann. So ähnelt der philologische Kritiker dem Kriminalisten, der überall nach Anknüpfungspunkten späht und seine Hoffnungen auf Entdeckung des Geheimnisses oft an die gleichgültigsten Umstände heftet.

Je ferner ein Litteraturwerk aber unserer Zeit steht, und je verschiedener der Geist und die Färbung dieser Zeit von der unsrigen ist, um so mehr hat man die Beihilfe der philologisch-historischen Kritik nötig, um es treu in seiner Eigenart zu erfassen und nicht gleichgültigen Auges über seine oft etwas befremdlichen Schönheiten hinzuirren. Ja selbst das absolute Kunstwerk einer fernen, hochgebildeten Zeit würde auch den Befähigtsten unserer Zeit nicht unmittelbar in seiner vollen Schönheit und Bedeutsamkeit entgegenstrahlen. Sind wir doch alle Sklaven der Gewohnheit und schauen wir doch, bei dem besten Willen unsere Vorurteile zu erkennen und zu bekämpfen, alles zunächst mit den Augen unserer Zeit an. Zwar sind wir, zumal in Deutschland, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts um vieles elastischer geworden. Nicht vergebens haben wir in allen Zonen dem Liede gelauscht, „das tausendquellig durch die Länder fließt“. Nicht vergebens sind wir bemüht gewesen, das Bedeutende, „wo sich's versteckte, aufzufinden, ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel“. Aber wir sind doch immer noch weit entfernt mit schnellem, sicherem Blick allen Hindernissen, welche die fremdartige Gewandung schafft, zum Trotz die wahre Bedeutung weit zurückliegender Werke zu erfassen. Schwierigkeiten bietet der gesamte Charakter solcher Werke, Schwierigkeiten bieten tausend Einzelheiten. Die ersteren wiegen schwerer; aber auch die der

zweiten Art sind nicht zu verachten, weil, so lange darüber hinweggelesen wird, kein farbenfrisches und sprechendes Gesamtbild zustande kommen kann. Jene Schwierigkeiten der ersten Art werden aber gerade bei den bedeutendsten Dichtern und Denkern die am wenigsten zahlreichen sein. Das ist ja der Beweis ihrer Gröfse, daß sie ihre Objekte mit einer Klarheit und Wahrheit behandelt haben, in welcher wir, die Kinder eines fernen, fremden Jahrhunderts, die Züge unseres eigenen Wesens mit genufsvoller Freude wiedererkennen.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

DIE
LYRISCHEN VERSMASSE
DES
HORAZ.

FÜR PRIMANER ERKLÄRT

VON

DR. REINHOLD KÖPKE,
PROVINZIALSCHULRAT.

D R I T T E A U F L A G E .

(32 S.) 8°. — M. 0.60.

AUSWAHL AUS HORAZ
UND
DEN RÖMISCHEN ELEGIKERN
FÜR
DEN GEBRAUCH AUF REALGYMNASIEN

HERAUSGEGEBEN UND ERKLÄRT

VON

DR. A. D. H E M M E ,
REKTOR IN EINBECK.

Teil I:

Text und Anleitung.
(VIII u. 123 S.) 8. M. 1.—

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

LOCI
DISPUTATIONIS HORATIANAE
AD DISCIPULORUM USUS
COLLECTI BREVIBUSQUE COMMENTARIIS ILLUSTRATI

ab

O. WEISSENFELS.

(XVI u. 184 S.) 8. M. 2.40.

QU. HORATIUS FLACCUS

Ex recensione et cum notis atque emendationibus

Richardi Bentleii.

Editio tertia.

2 voll. (XXVIII, 518 u. 710 S.) gr. 8. M. 16.

QU. HORATIUS FLACCUS

Erklärt von

Adolf Kiessling.

I. Theil: Oden und Epoden.

(XVIII und 396 S.) gr. 8. geh. M. 3.

Der II. Theil, Satiren, ist unter der Presse.

QU. HORATIUS FLACCUS

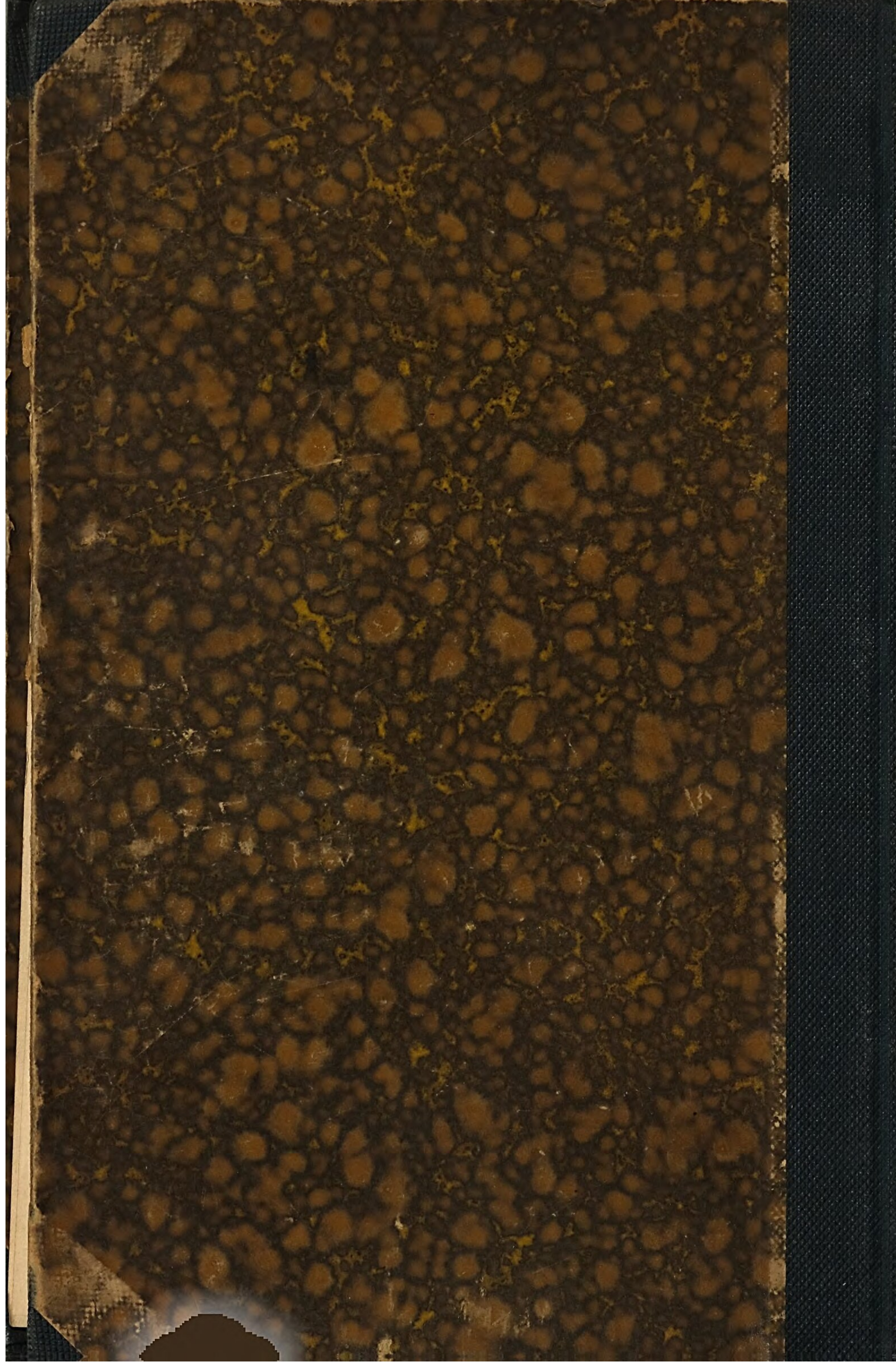
Erklärt von

W. Schütz

I. Theil: Oden und Epoden. 2. Aufl. (424 S.) 8°. M. 3.—

II. Theil: Satiren. (XVI. 309 S.) 8°. M. 2.70

III. Theil: Episteln. (XII. 369 S.) 8°. M. 3.—



Weissenfels, Oskar

Horaz Seine Bedeutung f. d. Unterrichtsziel d. Gymnasiums u. d. Principien
seiner Schulerklärung

Berlin 1885

A.lat.a. 619 cc

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11539470-3